

Heilige Bastarde – Knochenwinter

Alexander Naumann

Heilige Bastarde

Knochenwinter

Alexander Naumann

Über Den Autor

Alexander Naumann, Jahrgang 1989, wuchs in Magdeburg auf und studierte Indologie und vorislamische Archäologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Anschließend blieb er in Halle (Saale) verwachsen. Seit seiner Jugend beschäftigen ihn Fantasy, aber auch Geschichte und verschiedenste Mythen und Sagen aus aller Welt. Weiterhin verdient er sein Auskommen mit dem Schreiben von Texten über Kryptowährungen.

Mehr zum Autor und seinen Werken finden Sie auf
<https://www.götterdunkel.de/>

ISBN: 9798775557416

Alexander Naumann
Kattowitzer Straße 5
06128 Halle (Saale)

Druck:
Amazon Media EU S.à.r.l.

Coverbild: M.Y. Cover Design

Copyright © 2025– Alexander Naumann

Kapitel 1, Hedda

Fürstin Fryda und Königin Hedwinna sahen mit Zufriedenheit und Stolz dem kleinen Knäuel genannt Skedwinna dabei zu, wie es emsig an der Brust seiner Mutter saugte. Hedda hingegen fühlte sich fehl am Platz, hier am Feuer unter dem freien Nachthimmel des Lagers der vereinten Armeen. Hartrieds Frau hatte sie höflich und freundlich eingeladen, doch sie wusste nicht einmal, zu welchem Anlass. Nun saßen sie hier. Hedda konnte nur darüber nachdenken, wie dieses Kind zu einer jungen Fürstintochter heranwachsen und eine wichtige Rolle in dieser oder jener Heirat spielen würde, die mit Liebe wenig zu tun hatte.

Doch Fryda hatte ihren Mann geliebt, war es nicht so? Viele Tränen hatte sie vergossen, bis der traurige Stolz einer Fürstin ihr gebot, die Gefühle in ihrer Brust einzuschließen. Und von dort schienen sie immer wieder durch, wenn sie auf ihr Kind hinabschaute, auf dieses hilfsbedürftige kleine Menschlein, welches nur ständig weinte und an seiner Mutter hing.

Heddas Gedanken schweiften in eine andere Richtung. Melinde war hier, sicher und von Rodried wie einen Schatz behütet, ohne ihr die Freiheit und das Wort zu verbieten. Er liebte sie. Niemand sprach es aus, aber jeder wusste es, einschließlich Melinde. Ob sie sich schon darin gefügt hatte, ihn bald als Ehemann anzunehmen? Oder würde sie ablehnen, gar die Flucht ergreifen? Hedda mochte Rodried, er würde ein aufopferungsvoller Gatte sein. Doch wenn Melinde es wünschte, würde Hedda sie entführen und sie weit weg von hier bringen.

Die Goldsee-Städte waren eine Option, hier war auch Simund. Ihre Gedanken schweiften weiter in den Süden, wo der jüngste Sohn des Cherus mit dem Heer der Mykerios zog. Was hielt das Schicksal für ihn bereit? Seine Rolle in diesem Spiel war noch nicht abgeschlossen, dafür hatten die Götter ihn zu sehr begünstigt und ihren Schatten auf ihn geworfen. Vielleicht hatte Cherus einen Funken menschlicher Vatergefühle in sich entdeckt, als er sein Pferd nach ihm ausgesandt und ihm seine Keule übergeben hatte. Vielleicht

hatte er auch nur Shaura strafen wollen, nachdem die Göttin ihn ins Reich der Toten gezogen hatte.

»Entschuldigt«, sagte Hedwinna. Die Königin lächelte sie freundlich an, es wirkte nicht gezwungen. »Ich wollte mich eigentlich mit Euch unterhalten, doch dann hatte meine Enkelin alle Aufmerksamkeit auf sich gezogen.«

»Es ist ein Geschenk«, sagte Hedda. Aus ihrem Munde hörte es sich wie eine Plattitüde an.

Hedwinna ließ sich nichts anmerken, sie antwortete nur mit ihrem gütigen Lächeln.

Fryda übergab das Kind an ihre Mutter und richtete ihre Kleidung. Es stieß noch ein paar quengelnde Laute aus, bevor es ins Reich der Träume hinabglitt.

»Das hält nicht lange«, sagte Fryda. »Aber für eine Weile sollten wir Ruhe haben.«

»Sollte das Thing nicht bald ...«

Gunlaug, Hartried und dieser Aziles traten heran, als ob es ihr Stichwort gewesen wäre.

»Die Fürsten brauchen noch ein paar Augenblicke, um sich für das Thing zu sammeln«, sagte Gunlaug und setzte sich ungefragt neben Hedda.

Hartried nahm neben seiner Frau Platz und war sofort in das Kind vertieft. Das Gesicht des sonst so jähzornigen und kampfbereiten Königs der Merowa nahm weiche Züge an. Ein Frieden kehrte in ihn ein, der sonst so gar nicht zu ihm passte.

Indessen setzte sich dieser Aziles, der Steppen-Elf mit den spitzen Ohren, dem hohen Turmschädel, den feinen, doch kräftigen Gliedern und dem interessierten und immerzu leicht belustigt wirkenden Blick. Er verspeiste gerade Beeren, die er sich wohl aus dem Wald gepflückt hatte, und nickte ihr zu, als ihre Blicke sich trafen. Dann begann er leise und für sich selbst eine Melodie zu summen.

Hedda fühlte sich auf einmal wie eingekreist von den Mitgliedern ihrer Familie, der sie sonst aus dem Weg gehen wollte. Zu allem Überfluss gesellte sich noch Gartmund dazu, der jüngste Spross von Hartried und Hedwinna. Er stellte sich in die Mitte neben das Feuer,

beschaute kurz seine Nichte Skedwinna und richtete sich dann an Hedda.

»Gunlaug sagt«, begann er mit kindlichem Zögern, »du bist die Stärkste von allen. Stärker sogar als mein Vater.«

Streng blickte sein Vater Hartried zu Gunlaug rüber.

»Ist sie das?«, fragte der König. Dann wandte Hartried sich an Hedda. »Ich war eigentlich immer dafür, dass Ihr Euch meinem Gefolge anschließt.«

Meinte er das ernst? Sie konnte ihm kaum in die Augen schauen. Nicht aus Furcht, nicht aus Schüchternheit, sondern weil sie ihn all die Jahre für seine Taten verteufelt und verflucht hatte, die Sippe von Simund und Melinde fast vollständig ausgelöscht zu haben. Sollte sie all das einfach vergessen und sich seinen Kriegern anschließen, um gegen seine Feinde und gegen die ihm missliebigen Fürsten zu kämpfen? Und sich so weiter in die Machtkämpfe und Streitereien der Merowa verstricken lassen?

Ihre Miene versteinerte sich. Mit harter Stimme sprach sie: »Und ich muss noch immer ablehnen.«

Gunlaug seufzte. »Wir können dich zu nichts zwingen.« Dann beugte er sich zu Gartmund runter und flüsterte ihm gespielt zu: »Und ja, sie ist die Stärkste. Keiner ist so kräftig wie Hedda.«

»Wirklich?«, fragte er und schaute sie mit leuchtenden Augen an.

Hedda hielt ihm ihren Arm hin. Er griff erst zu, nachdem sie ihn dazu aufgefordert hatte. Die kleinen Kinderhände schlossen sich um ihre Armbeuge und Hedda stand auf, ihn ebenfalls in die Luft hebend. Der Junge lachte, strampelte mit den Beinen und schaukelte hin und her, während Hedda sich im Kreis drehte und ihn ordentlich herumwirbelte.

Erst als sie ihn absetzte, bemerkte sie, wie die anderen sie anschauten. Schnell bemühte sich Hedda, die ernste Miene wieder aufzusetzen.

»Nun wirklich«, sagte sie. »Wir sind hier, um etwas Wichtiges zu besprechen. Müsste nicht bald das Thing anfangen? Da, die Fürsten versammeln sich bereits.«

Und tatsächlich betraten die ersten Fürsten der Merowa die

Fläche zwischen den Hügeln, auf denen sie noch vor ein paar Tagen Schlachtaufstellung genommen hatten. Die Fürsten vorneweg, dahinter die Gefolgsmänner mitsamt ihren Bannern. Auf ihnen prangten Eber, Eulen, Widder, der Hammer der Fürstin Thula sowie die geisterhafte Gestalt des Banners vom Fürsten Forkmann. Auch das Banner eines herabstürzenden Spatzen war dabei. Rodried und Melinde warteten bestimmt bereits auf sie.

Gunlaug erhob sich ebenfalls. »Wir können uns ja später unterhalten. Nicht wahr, Gartmund?«

»Ja!«, sagte der Kleine begeistert.

Wie hinterlistig von ihrem Bruder, Gartmund in seine Ränke einzuspannen. Gartmund konnte sie nicht böse sein, doch ihrem Bruder warf Hedda einen warnenden Blick zu. Das hielt Gunlaug nicht davon ab, sein sonniges Gemüt weiterhin in ihre Richtung scheinen zu lassen, während sie sich zum Thing-Platz aufmachten.

Ein dunkler Schatten lag über diesem Treffen. Sie hatten die Schlacht gegen die Orks gewonnen, welche ein größeres Übel darstellten als der Zwist zwischen Simund und Hartried. Die Überreste der Orks türmten sich in der Ferne, Rauch stieg von den Feuerbestattungen auf. So sehr sie die tierhaften Eindringlinge verachteten, wollten die Merowa sie dennoch den Göttern mit einem richtigen Brandopfer übergeben.

Hedda verabschiedete sich knapp und höflich von Gunlaug, Hartried und Aziles, als sie den Platz erreicht hatten, und ging auf das Banner von Spatzensturz zu. Nicht unweit von hier war sie umzingelt von Orks gewesen und hatte Seite an Seite mit Simund gekämpft. Nun war es an der Zeit, sich über die nächste Bedrohung zu unterhalten.

Dann begab sie sich zu ihren Gefährten, zu Rodried und Melinde, und stellte sich neben die Cherus-Tochter. Hinter ihnen warteten die Krieger von Spatzensturz darauf, ihre Zustimmung mit lauten Rufen und dem Schlagen auf ihre Schilde mitzuteilen.

»Alles in Ordnung?«, fragte Melinde. Die Götter hatten ihre Sehkraft getrübt, doch nicht ihr Gespür für Menschen und deren Stimmungen. »Die Gesellschaft deiner Verwandten scheint dir nicht gutzutun.«

»Was kann ich vor dir verheimlichen?«, fragte Hedda und atmete tief durch. »Es fühlt sich nicht wie Familie an. Mit Gunlaug kann ich noch ein freundliches Wort wechseln, aber Hartried ...«

»Das geht nicht nur dir so«, sagte Rodried und ballte die Fäuste. »Mit dem hast nicht nur du einen Streit beizulegen. Simund haben wir die vorläufige Beendigung der Kämpfe zwischen Merowa zu verdanken, damit wir uns diesem neuen Feind vereint stellen können. Und dabei musste er nur die Hand von Hartried ergreifen, wie Melinde geweissagt hatte.«

Melinde fasste seine Hand. Die Berührung beruhigte den jungen Fürsten von Spatzensturz.

»Eines nach dem anderen«, sagte Rodried. »Heute haben wir andere Sorgen.«

Hedda konnte seine Wut nachvollziehen. Dabei hatte Hartried ihr kein Leid angetan. Er hatte nur gegen die Sippe gekämpft, in die ihr göttlicher Vater eingeheiratet hatte. Sie wusste bis dahin noch nicht einmal, wie viel sie für die beiden Cherus-Kinder empfand. Doch Rodried, dem hatte der König seinen Vater getötet. Und so viel verstand Hedda doch von den Merowa, dass sie solche Vergehen nicht vergaßen, bis die Schuld mit Blut oder Geld getilgt war. Und Rodried war nicht nach Bezahlung aus.

Hartried begab sich in die Mitte des Platzes. Die Fürsten und ihr Gefolge beendeten ihre Gespräche untereinander und blickten zum König.

»Dies ist ein Platz von historischer Bedeutung geworden«, erklärte Hartried. »Hier haben wir Merowa gegenseitig Blut vergossen, wie wir es seit Cherus' Zeit nicht mehr getan haben. Mutig und glorreich haben alle Seiten gekämpft, doch lasst uns beten, dass es niemals wieder geschehen wird.«

Mit Zurufen und dem Geklopfe auf den Schilden stimmten sie ihm zu.

»Noch glorreicher war der Kampf gegen die Orks, bei dem beide Seiten ihren Streit beigelegt und gemeinsam dieses Übel besiegt hatten, bevor es wie ein Sturm über unsere Felder und Wälder hereinbrechen konnte.«

Lautere Zurufe, wie ein Donner schlugen sie auf die Schilde.

»Doch leider sind die Kämpfe nicht vorbei. Ein weitaus finsterer Gegner regt sich nun in den Wäldern und Sümpfen, Höhlen und Bergen. Wir haben sie gesehen, die Heuschrecken, wie sie über unsere Lager hergefallen sind und sich anschließend über das Land Merow ausbreiteten. Und wir wissen von göttlicher Kunde, dass dieses Ereignis vorhergesagt war.«

Er brauchte eine Weile, um ihren Namen auszusprechen. »Melinde«, sagte er schließlich und deutete in ihre Richtung. »Tochter des Cherus. Berichte uns.«

Kapitel 2, Hedda

Wie sehr sich Melinde innerhalb eines Jahres gewandelt hatte. Ein schüchternes Mädchen war sie nie gewesen, doch nun trat sie einer Fürstin gleich in die Mitte des Thing-Platzes. Auch die Fürsten staunten, schließlich hatten nicht alle die jüngste Tochter des Cherus bisher zu Gesicht bekommen.

Melinde schaute keinen von ihnen direkt an, als sie zu sprechen begann: »Letztes Jahr, noch vor dem vorigen Königs-Thing, überkam mich eine Vision. Der Fürst von Spatzensturz, Uthamar, dürfte sie Euch Fürsten, Freien und Kriegern mitgeteilt haben: Ich sah einen Schwarm Heuschrecken und ihre gierigen Mäuler, die sich über die Felder hermachten und das Land Merow verunstalteten, bis es gänzlich kahl gefegt war. Damals hatte ein jeder noch geglaubt, die eigentliche Bedrohung wären die Orks, so sehr eilte ihr Ruf als gefräßige Horde ihnen voraus. Nun ist diese Gefahr vorerst gebannt, und die tatsächlichen Heuschrecken haben sich gezeigt.«

»Die Interpretation dieser Visionen«, rief da ein Fürst, »überlasst Ihr lieber den Weisen und Klugen.«

»Lasst sie sprechen!«, hielt Hartried dagegen.

Hedda wunderte sich sehr. Müsste ihm nicht eigentlich jede Respektlosigkeit gegenüber einem anderen Cherus-Kind, welches nicht zu seiner Sippe gehörte, nur recht sein? Vielleicht wollte er schlicht die Ordnung beim Thing wahren.

Melinde ließ sich nichts anmerken. »Die Visionen sind selten eindeutig und zeigen nur einen Ausschnitt der Zukunft, wenn sie überhaupt die Zukunft zeigen. Sie zu interpretieren und einen Sinn aus ihnen zu lesen, darüber lässt sich in der Tat streiten und lange Abende mit verbringen. In diesem Fall ist es jedoch eindeutig: Wir haben die Heuschrecken gesehen, ihre Bisse gespürt, ihre Massen ins Landesinnere fliegen gesehen.«

Ein anderer Fürst unterbrach sie: »Sind damit unsere Ernten verloren? In Eurer Vision waren die Felder leergefegt.« Sein Banner war verziert mit einem verschlungenen Muster aus Rechtecken. Es fiel Hedda auf, da es nicht wie für die Merowa üblich Kreaturen und Tiere zeigte.

Melinde ließ einen Moment verstreichen, bevor sie antwortete. Hedda selbst konnte nur vermuten, was in dem Mädchen vor sich ging. Wie es war, solch schreckliche Ereignisse mit sich herumzutragen und sie verkünden zu müssen. Zu wissen, dass das, was sie selbst mit innerem Auge gesehen hatte, bald für Tausende zur schrecklichen Wirklichkeit werden würde.

»Der nächste Winter wird sehr hart für uns alle werden.«

Seufzer und Aufschreie gingen durch die Reihen der Merowa.

»Aber ich sah nur den nächsten Winter!«, fuhr sie laut fort. »Vielleicht haben wir es danach überstanden! Es liegt noch immer in unserer Hand, dieses Unheil nur einen Winter wahren zu lassen!«

Nun sprach sie aufgeregt, ihre Wangen hatten sich gerötet, die Würde und Härte war einem hoffnungsvollen Flehen gewichen.

Eine ältliche Stimme krächzte: »Mädchen, du hast dein Bestes gegeben.« Es war Thula, die Fürstin von Trollhammer. Sie kam auf Melinde zu und fasste sie mit ihrer knorrigten Hand. »Komm, reden wir nicht mehr von solch schrecklichen Dingen.«

»Das ist sehr wichtig«, warf Hartried ein. »Melinde soll sprechen, solange die Fürsten noch etwas mit ihr zu bereden haben.«

Thula warf ihm einen bösen Blick zu, als könnte sie ihn damit verfluchen. Doch sie beließ es dabei und blieb neben Melinde stehen.

»Und was sollen wir tun?«, fragte ein anderer Fürst, dessen Banner ein sich aufbäumendes Pferd auf einem grünen Hintergrund zeigte. »Wir müssen zu unseren Höfen und Wäldern zurückkehren und uns um die Sicherheit unserer Ernten und Vorräte kümmern.«

»In meiner Vision fand ich keine Antwort«, sagte Melinde. Sofort setzte sie hinterher: »Damit ist aber nicht alles verloren! Eine Antwort war schlicht nicht Teil der Warnung, welche die Götter mir sandten!«

»Wieso hören wir überhaupt auf sie?«, fragte ein Krieger.

Selbst Hartried riss seinen Kopf herum und fragte: »Wer wollte das wissen?« Nachdem keiner antwortete. »Sie ist ebenfalls eine Tochter des Cherus. Jedes seiner Sprösslinge kam mit einer besonderen Gabe auf die Welt. Ich kann nur dank meines zwergengeschmiedeten Diadems in die Ferne blicken, doch Melinde erhält durch ihr Blut Einblick in Zukünftiges, Mögliches und Unabwendbares. Das ist eine bezeugte Kraft, für die sich der Fürst

von Spatzensturz verbürgen wird.«

Hedda blieb das Herz stehen. Hartried sprach zum ersten Mal Rodried als Fürsten an. Alle Blicke richteten sich auf den jungen Fürsten, wohl wissend, wer schuld war an dem frühzeitigen Ableben seines Vaters. Der König selbst hatte ihn niedergestreckt, um den Aufenthaltsort von Simund und Rodried zu erfahren.

Rodried trat einen Schritt nach vorne. »Mein Vater könnte, wäre er heute hier. Doch wenn mein Wort Euch ebenfalls etwas wert ist, dann kann ich die Wahrhaftigkeit von Melindes Visionen bezeugen. Wir sollten ihre Worte achten und genau über sie nachdenken.«

Dazu hatte der König nichts zu sagen. Sicherlich war ihm die Drohung aufgefallen. Seit wann war Rodried denn zu solchen Reden fähig? Diese Jungen und Mädchen, sie hatten sich so schnell gewandelt.

»Aber damit haben wir nur bestätigt, was wir bereits wissen«, sprach wiederum ein anderer Fürst, hinter dem das Banner eines geflügelten Fuchses im Wind wehte. »Diese Vision war uns schon beim letzten Thing bekannt. Was machen wir nun mit dieser neuen Gefahr? Gegen die Orks haben wir uns verbündet und gegen sie gesiegt. Jetzt haben sich die Tiere und Geister des Waldes gegen uns verschworen. Es ist, als würden wir gegen das ganze Land Merow kämpfen.«

»Sehr wahr«, sagte Hartried und sprach kurz etwas zu Melinde.

Das Mädchen nickte und ging anschließend wieder zu Rodried und Hedda zurück. Sie wirkte gefasster, doch noch immer leicht gerötet.

»Das hast du großartig gemacht«, sagte Hedda.

»Was wir jetzt unternehmen sollen?«, fragte Hartried die Fürsten. »Es wurde bereits gesagt: Jeder begibt sich für den Winter an seinen Hof und sorgt erst einmal für sich selbst und seine Schutzbefohlenen. Währenddessen werde ich zusammen mit meinem Gefolge nach der Ursache dieses Aufstandes suchen.«

»Aufstand!«, lachte ein Fürst. Es war Forkmann, mit dem geisterhaften Banner hinter sich. »Weder Geister noch Tiere haben Euch die Treue geschworen. Das Land Merow kann noch immer machen, was es will.«

»Es ist ein Aufstand!«, hielt Hartried dagegen. »Er richtet sich

gegen alle Fürsten des Reiches und gegen die Menschen von Merow. Cherus selbst ist in die Wälder gezogen, um dort gegen die Dämonen und bösen Geister zu kämpfen. Einige von ihnen sollen ihm gar die Treue geschworen haben. Doch nun werden sie von jemandem gegen uns aufgehetzt. Und ich weiß schon sehr wohl, wer diese Person sein könnte.«

Hartried ließ einen Moment verstreichen, um die Spannung zu steigern.

»Sartur«, sagte er schließlich. »Der verstoßene Sohn des Cherus. Der Schandfleck unserer Familie. Er hat sich mit üblen Geistern verschworen. Wir haben ihn selbst am Höhepunkt der Schlacht getroffen, als er zusammen mit den Bewohnern des Waldes dem Orkheer aufgelauert hat und sie während der Schlacht überfiel. Ein Wolf mit einem Menschengesicht begleitet ihn, Gunlaug und Fürst Pattmar können es bezeugen. Simund ist nicht hier, um von unserer Begegnung mit ihm zu berichten, also müsst Ihr Fürsten meinem Wort glauben. Aber nachdem wir ihn im Gebirge getroffen hatten, fielen die Heuschrecken über das Lager her und zogen anschließend weiter ins Landesinnere. Für mich steht es außer Frage, Sartur hegt einen Groll gegen Cherus und damit gegen mich als König. Doch statt mich zu einem Zweikampf herauszufordern, lässt er nun das ganze Land dafür leiden. Wer weiß, welche finstren Pläne er eigentlich verfolgt.«

Da bemerkte Hedda, wie sich Melinde plötzlich auf den Boden hockte. Sie hielt sich den blonden Kopf mit beiden Händen und hatte die Augen geschlossen, als peinigten sie heftige Kopfschmerzen.

Auch Rodried bemerkte es, er setzte sich neben sie. »Melinde, was ist?«

Hedda packte das Mädchen an den Schultern und hob sie sachte hoch. Sie war sich sehr wohl ihrer Kraft bewusst und konnte sich zurückhalten, wenn es um etwas so Zerbrechliches wie Melinde ging.

»Komm«, sagte sie und führte sie weg. »Die können das auch ohne uns bereden.«

Hedda schob sie durch die Reihen der Gefolgsleute und Freien des Fürstentums Spatzensturz. Sie machten ihnen schnell Platz und viele besorgte Blicke folgten dem Mädchen.

Auf der anderen Seite fragte Hedda. »Sollen wir zurück ins Zelt?«

Melinde schaute sie noch immer nicht an. »Ein Huhn«, sagte sie nur. »Ein Schaf, eine Ziege, einen Vogel irgendeiner Art ... Ich bekomme den Drang, darin zu lesen.«

Eine Vision also. Hedda nickte ernst, klamm wurde es ihr ums Herz. Selten hatten diese Visionen etwas Gutes zu bedeuten. Dennoch half es Melinde nicht, sie davon abzuhalten. Sie nahm das Mädchen bei der Hand und gemeinsam machten sie sich auf zum Lager. Irgendwo musste sich gerade einer etwas braten oder kochen.

Fündig wurden sie bei einer kleinen Gruppe von Gefolgsleuten von Spatzensturz. Hedda riss ihm einfach das gejagte Kaninchen aus der Hand, das der Jäger gerade das Fell abziehen wollte. Sie bedachte ihn mit einem bösen Blick, als er aufzustehen drohte. Ihre natürliche Autorität, angeeignet nach Jahren auf hoher See mit einer Mannschaft aus Männern, reichte dazu aus, sein Aufbegehren im Keim zu ersticken.

»Ein Messer ...«, sagte Melinde schwach.

Hedda sah ihn ein weiteres Mal an. Er beschwerte sich kleinlaut und warf ihr das Messer hin.

Sogleich begann Melinde ihr schauriges Werk. Auch die Gefolgsleute verstanden nun, dass hier etwas Merkwürdiges und Erzählenswertes vor sich ging, und bildeten einen Kreis um sie. Das Messer drang in die nackte Seite des Kaninchens, schnitt bis zum Bauch hinunter und polkte anschließend die Gedärme heraus. Sie dampften und rochen widerlich.

»Hat das einen Sinn?«, fragte einer der Gefolgsleute.

»Sei still!«, sagte ein anderer. »Das ist die Tochter des Cherus, Simunds Schwester! Sie hat gerade eine Vision.«

Hedda zischte. »Seid doch endlich ruhig!«

Sie gehorchten und sahen stattdessen Melinde dabei zu, wie sie die Eingeweide überallhin verteilte, das Gras sich verdunkelte und das Messer wiederholt in den Körper hineinstach. Melindes Bewegungen beschleunigten sich, ihr Brustkorb hob und senkte sich und die Finger fuhren geschwind über Gedärm und Innereien hinweg.

Derweil hörten sie laute Rufe vom Thing-Platz, sie schlugen sich auf die Schilde, bejahten eine Sache oder riefen lautstark gegen etwas an. Hartried sprach oft, doch seine Worte drangen nur undeutlich zu

ihnen rüber, ebenso die Worte der anderen Fürsten. Hedda glaubte, Rodried laut reden zu hören, während seine Stimme zu ungeheurer Lautstärke anschwell. Setzte er gerade seinen Ring ein?

»Melinde?«, fragte Hedda. Sie fürchtete, etwas Unheilvolles ginge gerade beim Thing vor sich und sie sollten besser an Rodrieds Seite sein.

Plötzlich schnellte sie hoch. »Es ist genug«, sagte Melinde und machte sich zum Thing-Platz auf. Das Messer in der blutigen Hand, überquerte sie schnellen Schrittes die Ebene dorthin, wo sich all die Recken versammelt hatten.

Hedda lief hinterher. Als sie bei den Versammelten angekommen war, rief sie laut: »Macht Platz!«

Trotz des Unmuts, den ihr ungebührliches Verhalten verursachte, stellte sich ihnen niemand in den Weg.

Da standen sich gerade Hartried und Rodried gegenüber, Gunlaug dazwischen. Der jüngere Bruder musste wieder den Friedensstifter und Vermittler spielen, während der König und der junge Fürst sich anstierten, kurz davor, die Schwerter zu zücken. Hedda brauchte das Gespräch zwischen ihnen nicht gehört zu haben, um sich denken zu können, was vorgefallen war.

Da bemerkten die beiden Streithähne Melindes blutigen Auftritt.

»Melinde«, wunderte sich Rodried. Langsam wich die Wut aus seinen Augen, bald darauf verstand er. »Was ... hast du gesehen?«

Ein Raunen ging durch die Menge. Auch Hartried war nun interessiert, ging ein paar Schritte auf sie zu und fragte sie: »Eine Vision? Was wollen uns die Götter sagen?«

Rodried ging an ihm vorbei und stellte sich neben Melinde. Der war gesamte Thing-Platz still, nur ihren Bruder glaubte Hedda erleichtert aufatmen zu hören.

»Hartried«, begann Melinde. »Seid Ihr bereit, Euer Königreich zu opfern, um es zu retten?«

Kapitel 3, Gunlaug

»Jetzt beruhigen wir uns erst einmal«, sagte Gunlaug.

Hartried ging im Zelt auf und ab, wie es seine Art war, wenn ihn etwas aufbrachte. Sein Mantel wehte bei den vielen Umdrehungen.

»Hat sie das wirklich gesehen?«, fragte er. »Oder sagt sie das nur, um mich vom Thron zu stoßen? Ist sie so durchtrieben?«

»Das glaube ich nicht«, antwortete Hedwinna. »Nein, sie würde den Namen der Götter nie so missbrauchen. Außerdem halte ich sie nicht für eine gute Schauspielerin.«

Nur er, Hartrieds Frau und der König selbst waren im Zelt, um die Sache zu besprechen. Hartried hatte das Thing sogleich verlassen, nachdem Melinde ihnen ihre Vision mitgeteilt hatte. Sie hatten die Versammlung nicht abgebrochen, doch ohne den König gab es nicht viel zu besprechen.

»Wäre sie dazu wirklich nicht imstande?«, fragte Hartried. »Jeder glaubt ihr und bislang sind ihre Visionen Wirklichkeit geworden. Doch stimmt das? Jene aus dem Fürstentum Spatzensturz sollten darüber Bescheid wissen. Wir sollten sie befragen. Doch wie stellen wir das an?«

»Sie werden nicht gut darauf zu sprechen sein«, warf Gunlaug trocken ein. »Habe gehört, letztes Jahr ist da so eine Sache vorgefallen.«

»Das ändert nichts an meiner Autorität. Aber du hast recht, vielleicht können wir jemanden schicken, der sich als Unparteiischer ausgibt und sie vertraulich ausfragt. Oder wir hören uns bei anderen Gefolgsleuten um, die dem Fürstentum Spatzensturz nahestehen.«

Hedwinna seufzte laut. »Oder wir akzeptieren einfach die Wahrheit.«

»Willst du das?«, fragte Hartried scharf. »Akzeptierst du es, dass ich mein Königreich aufgebe, oder wieso bist du davon so überzeugt?«

»Weil ich an das Blut des Cherus glaube«, sagte sie, ohne verletzt zu klingen. »Und weil ich glaube, dass seine Kinder sein gutes und aufrichtiges Herz geerbt haben.«

»Abgesehen von Sartur«, fiel Gunlaug ein.

»Nichtsdestoweniger sollten wir Melindes Vision ernst nehmen«,

entgegnete Hedwinna und bedachte Gunlaug mit einem eisigen Blick. »Und genau darüber nachdenken, was sie bedeuten könnte. Jeder sagt, ihre Visionen ließen sich auf verschiedenste Weise interpretieren. Selbst Melinde weiß nicht immer genau, was sie gesehen hat. Und letztlich erfahren wir die Vision nur aus ihrem Munde. Sie selbst muss sie interpretieren und teilt uns ihre Vorstellung und ihre Einschätzung mit. Hartried, ich vertraue nicht auf ihre Gabe, weil ich dir schaden will. Sondern weil ich verstehen will, worauf wir uns vorbereiten müssen und welche Möglichkeiten wir haben.«

Hartried hielt an. Plötzlich wirkte er sehr alt, müde und dem Ganzen überdrüssig. Er musste wohl realisieren, dass seine Frau recht hatte und sie sich darauf vorbereiten mussten, dass Melindes Vision irgendwie Wirklichkeit werden könnte.

»Na gut«, sagte er und setzte sich auf einen kurzen Schemel ans Feuer. »Ein Thing ohne König. Alle Fürsten versammelt, doch ich fehle bei meinem Banner. Stattdessen sah sie mich, wie ich in den Wald reise, alleine und umgeben von Wölfen. Und nicht wiederkehre. Ein einsamer Ritt ins Dunkel des Waldes. Doch dann blühen die Felder, die Sonne geht auf, der Winter zieht vorüber.«

Vielleicht war es Zeit für Hartried, als Held zu sterben, dachte sich Gunlaug. Er behielt es für sich. Ihm wurde mit jedem verstreichenden Moment die Tragweite dieses Gedankens bewusst. Hartried, der zweite König des Merowa-Reiches, Sohn des Cherus, stirbt einen Heldentod gegen die Feinde des Landes.

Hartried wollte mit dem Krieg gegen die Orks erzielen, was ihm durch den Krieg gegen die Mykerios nicht gelungen war: Seine Position als König festigen und damit sein Geschlecht stärken. Noch letztes Jahr war es sein Ziel gewesen, die Krone des Reiches an seine Familie zu binden, wodurch Gartmund zu seinem Nachfolger durch das Geburtsrecht bestimmt wurde. Nur hatte die Nachricht, Simund und Melinde würden leben, all diese Pläne durcheinandergebracht. Sein Schachzug, Simund zumindest für eine Weile auf seine Seite zu ziehen und gemeinsam gegen die Orks zu kämpfen, war klug gewesen. Gunlaug selbst hätte das vorgeschlagen. Doch seine Position war noch immer unsicher. Was aber würde sein Opfer für die Krone bedeuten?

»Es ist das Schicksal«, sagte Gunlaug nur. »Selbst wir Söhne des Cherus können ihm nicht entrinnen.«

Die Hände zu einer Faust geballt, starrte Hartried ins Feuer. Er sprach mehr zu sich selbst als zu ihnen: »Wenn die Götter, allen voran Cherus, mir dieses Schicksal zugetragen haben, wer bin ich, dagegen aufzubegehren?«

»Nun lasst den Kopf nicht hängen«, sagte Hedwinna. »Vielleicht bedeutet das einfach nur, dass du aus irgendeinem Grund dem nächsten Königs-Thing fernbleibst.«

»Vielleicht ist das ein Kampf, den nur ich ausfechten kann«, sagte Hartried.

»Und du hast noch immer den Ring«, pflichtete Gunlaug bei. »Wir sollten darauf vertrauen, dass dein Geheimnis nicht an zu viele Ohren gedrungen ist. Simund scheint mir ein guter Junge zu sein. Er würde die Schwäche des Rings nicht allen bekanntgeben, weil er sehr wohl weiß, welches Chaos das anrichten könnte.«

Hartried erhob sich. »Darauf müssen wir wohl hoffen. Und wenn dem so wäre: Mein Königtum gründet sich nicht allein auf den Ring und seine Kraft, sondern auf all das, was ich für dieses Land getan habe. Nun gut, es spielt keine Rolle. Es wird kommen, was da kommen mag. Wir werden jeder Gefahr mit Stolz und Zuversicht entgegengehen. Gunlaug, könntest du uns für eine Weile alleine lassen?«

Wenn Königin und König allein im Zelt sein wollten, dann sollte er sie nicht stören. Gunlaug trat in die kühle Nacht hinaus. Vom Hügel aus konnte er auf den Thing-Platz blicken, wo nur noch einige wenige Gefolgsleute und Fürsten besprachen, was auch immer es noch zu besprechen gab. Wohl keine offiziellen Thing-Angelegenheiten mehr, wahrscheinlich betranken sie sich nur.

Gunlaug wandte sich um und fand Aziles, wie er gerade Gartmund das Bogenschießen nach Saumya-Art beibringen wollte. Der Junge stellte sich schon recht geschickt dabei an, drei Pfeile in einer Hand zu halten. Die Steppen-Elfen hielten mehr zwischen ihren Fingern, aber bei den kleinen Kinderhänden ging es nicht anders. Gartmund schoss auf ein wenige Manneslängen entferntes Ziel und ein Pfeil traf sogar, während die anderen beiden daran

vorbeisausten.

Dennoch freute sich Gartmund sehr über das Ergebnis. Fryda beklatschte ihn, während sie Skedwinna auf den Armen trug.

»Wir machen Fortschritte«, sagte Aziles und ging die Pfeile einsammeln. Dabei sprach er zu Gunlaug. »Das Kind ist sehr wissbegierig, aber am besten lernt man noch immer, indem man es selber macht.«

»Vielleicht setzt sich diese Art des Bogenschießens bei uns durch«, sagte Gunlaug und stellte sich neben Gartmund. Der zog mehrmals an der Sehne, als könnte er den nächsten Versuch nicht erwarten.

Aziles brachte Gartmund die Pfeile zurück. »Ich hab gehört, im Süden schießen die Reiter der Parthakaten ebenso. Ob sie uns Saumya darin überlegen sind, das bezweifle ich aber.«

Er ließ ihm seinen Stolz und schaute einfach dem Jungen dabei zu, wie er abermals nur mit einem Pfeil traf. Diesmal ging Gunlaug sie holen.

»Ihr habt wichtige Dinge besprochen«, sagte Aziles währenddessen. »Dinge, die dich betrüben.«

Er warf einen Blick zu Fryda rüber, deren Miene sich augenblicklich verfinsterte. Eigentlich sollte er es dem Steppen-Elfen übelnehmen, das anzusprechen.

»Dinge«, sagte Gunlaug, »die außerhalb eines Zeltes nicht besprochen werden sollten.« Er überreichte Gartmund die Pfeile.

»Eure Zeltwände sind nicht sonderlich dick.« Aziles tippte sich auf die Ohren. »Glaube mir, ich habe versucht, mich abzulenken.«

Aziles nickte Gartmund zu, der wieder die Sehne schnellen ließ. Diesmal trafen zwei der Pfeile und der Junge strahlte. Gunlaug ging mit dem Steppen-Elfen an seiner Seite den dritten Pfeil holen.

Nun flüsterte Aziles. »Wenn ich unerwünscht bin, dann brauchst du es nur zu sagen und ich gehe. Wenn ich mit euch kämpfen soll, dann werde ich auch an eurer Seite sterben. Und was ihr mir anvertraut, das wird in keinem Lied der Saumya vorkommen.«

»Du magst dichten, was immer du in Verse kleiden willst, nur schade unserer Familie und ihrem Ruhm nicht«, antwortete Gunlaug. »Wie es auch ausgeht, ich hoffe, es wird etwas Großes sein.«

»Die Seele des Kriegers«, sagte Aziles. »Die Seele des Dichters.«

Eine Weile sahen sie stumm dabei zu, wie Gartmund sich weiter mit dem Bogen verausgabte. Aziles gab hin und wieder Hinweise, welche die richtige Haltung und die Bewegungen beim Spannen betrafen. Gartmund wurde nicht unbedingt besser, er verfehlte das Ziel öfters, als dass er es traf, doch es machte ihm Spaß, bis auch ihm Arme und Schultern erlahmten und er sich nach Ruhe sehnte. Fryda verabschiedete sich von ihnen und nahm den Jungen mit sich.

»Ich brauche etwas zu trinken«, sagte Gunlaug.

»Ausgezeichnet«, befand Aziles.

Sie beide machten sich zu den Vorräten auf. Wenn der Sohn des Cherus und engster Vertrauter des Königs ein Fass forderte, dann brauchte er nicht lange zu warten. Seine Position hatte letztlich doch einige Vorteile. Dann suchten sich die beiden ein Lagerfeuer, setzten sich mit zwei Krügen und tranken still in die Nacht hinein. Die Strapazen der langen Reise, der Schrecken der vergangenen Nacht, all das nagte an ihm. Eigentlich sehnte er sich nach einer warmen Decke unter dem Dach eines Zeltes, doch gleichzeitig ging ihm so viel durch den Kopf, dass er nicht glaubte Schlaf zu finden.

Aziles' Gespür lag auch diesmal wieder richtig. »Du denkst wahrscheinlich über deine Schwester nach. Ihr habt ein schwieriges Verhältnis.«

»Das ist wohl kaum zu übersehen.«

»Wenn du ihr etwas sagen willst, dann solltest du dir schnell etwas überlegen.«

»Was meinst du?«

Aziles zeigte ins Dunkel, den Hügel hinunter. »Ich glaube, sie kommt gerade auf uns zu.«

Kapitel 4, Gunlaug

Gunlaug erhob sich und spähte in die Nacht hinaus. Tatsächlich bewegte sich da gerade eine Gestalt in ihre Richtung. Zu dunkel, sie genauer zu erkennen, hätte er von der Statur her auf einen großen Mann tippen können. Und in der Tat, es war seine Schwester. Sie fragte gerade bei einer Gruppe von Kriegerern des Königs nach, welche in ihre Richtung zeigten. Das Licht des zwischen ihnen flackernden Lagerfeuers verriet sie.

»Soll ich verschwinden?«

Aziles fragte das so, als wäre es eine Selbstverständlichkeit und als würde es ihm nichts ausmachen. Doch Gunlaug fühlte sich schlecht dabei, ihn einfach so fortzuschicken.

»Warten wir erst einmal ab, was sie will.«

Und da stand sie vor ihnen, fasste sich an die Hände und wusste für einen Moment nicht, was sie sagen sollte. Das war die Schwester, mit der er aufgewachsen war; all die übermenschliche Kraft half nichts, wo nur Worte zählten, und sie war schon immer besser im Befehligen als darin, ihre Gefühle auszudrücken.

Schließlich setzte sie sich einfach hin. »Wir müssen reden. Es geht um Rodried.«

Sie sah Aziles lange an, überlegte wohl, ob sie ihn dabei haben wollte. Der Steppen-Elf machte es ihr nicht leicht, er lächelte sie freundlich und wohlgesonnen an.

»Aziles kann es ruhig hören«, sagte Gunlaug. »Er ist ein guter Freund und ein Vertrauter von mir. Willst du auch etwas trinken?«

Er klopfte mit dem Becher auf das Fass, dann tauchte er den Krug ein und hielt ihn seiner Schwester hin.

Die starrte lange darauf, als handelte es sich um eine Wahl zwischen Leben und Tod.

»Das ist doch unsauber«, sagte Aziles und stand auf. »Ich hole einen neuen Becher.«

Er ging schnellen Schrittes davon. Gunlaug zuckte nur mit den Schultern, sagte: »Wäre in der Familie geblieben« und trank den Becher halbleer.

»Betrinke dich nicht, bevor ich mich nicht ausgesprochen habe«,

mahnnte sie und machte es sich dann bequemer. »Ach, was soll's. Ich kann einen Schluck vertragen.«

Aziles war so geschwind wie eh und je. »Wir sind alle erschöpft«, sagte er und tauchte den Krug mit einer verspielten Bewegung in das Fass, die gar nicht zu dem eben Gesagten passte. Der Becher tropfte, als er ihn Hedda hinhielt, die dankend annahm, woraufhin er sich wieder an seinen angestammten Platz setzte.

»Das Feuer schwächelt«, sagte Aziles und deutete auf das fast erloschene Glimmen vor ihnen. Er beugte sich davor, schloss die Augen, flüsterte den Holzscheiten zu. Langsam nahm die Flamme an Intensität zu, bis sie zu einer wohligen Wärme angestiegen war.

»Ich habe davon gehört«, sagte Hedda. »Die Fähigkeit der Elfen, die Elemente zu beherrschen.«

»Das ist eine Kleinigkeit«, sagte Aziles. »Aber bitte, kümmert euch nicht um mich. Ihr habt etwas Wichtiges zu bereden.«

Hedda trank lange, bevor sie sich zu erklären begann. »Also, es geht um Rodried. Ich war nicht da, als er mit Hartried auf dem Thing Streit anfang. Da war ich mit Melinde beschäftigt, während sie eine ihrer Visionen hatte.«

»Es war kein schöner Anblick«, sagte Gunlaug und lehnte sich weiter im Gras zurück. Das Bier und die Müdigkeit zeigten bereits ihre Wirkung. »Zwei Hitzköpfe, aber ich kann es dem jungen Fürsten nicht übelnehmen. Glaube mir, ich war auch nicht erfreut darüber, was Hartried seinem Vater angetan hatte.«

Sie sah ihn prüfend an, das Urteil blieb unausgesprochen. »Und Rodried sinnt noch immer auf Vergeltung. Ein Attentat oder eine andere Gräueltat dieser Art, das liegt ihm so fern wie irgendwelche Ränke und Fallen. Bitte, sag es Hartried nicht, bis wir eine Lösung gefunden haben, aber ... Rodried will ihn herausfordern. Zu einem Zweikampf. Noch morgen auf dem Thing.«

»Mut hat er«, sagte Aziles. »Das ist eine Hymne wert.«

Auch das ließ sie unkommentiert. »Rodried ist stark, aber nicht so stark. Außerdem fürchte ich, Hartried wird ihn nicht verschonen.«

Da machte sich Gunlaug keine Illusionen. »Wahrscheinlich nicht, nein. Ich könnte versuchen, Hartried vom Totschlag abzuhalten, doch das ist nicht garantiert. So sehr ich meinen Halbbruder achte, Zurückhaltung ist nicht gerade seine Stärke.«

»Deswegen bin ich hier. Ich wusste nicht, an wen ich mich sonst wenden sollte. Aber ich muss ihn davon abhalten. Vor allem Melinde zuliebe. Was soll nur aus ihr werden, wenn Rodried nicht mehr ist? Wo soll sie hin?«

Sie schüttelte den Kopf und trank einen weiteren, kräftigen Schluck. Dann hielt sie ihm Aziles hin, der seine Aufgabe als Mundschenk geflissentlich wahrnahm und sofort nachfüllte.

»Sie kann nicht mit mir auf die hohe See kommen«, fuhr Hedda fort. »Das ist kein Leben für sie, dafür ist sie nicht geschaffen. Ich weiß, sie würde sich Mühe geben. Aber es würde mir das Herz brechen, sie auf den Schiffen der Brega frieren und schufteten zu sehen.«

»Sie könnte zu uns«, sagte Gunlaug.

Hedda starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Es war ein spontaner Einfall, doch er ergab Sinn, je länger er darüber nachdachte.

»Glaub mir, besonders Hedwinna ist auf eine Versöhnung beider Familien aus. Sie wissen, von Melinde geht keine Gefahr aus und sie ist ein gutes Mädchen. Und es würde Hartrieds Ansehen steigern, ihn gütig und großmütig erscheinen lassen. Oder wir finden einen anderen Fürstensohn, der ihr Gatte werden könnte.«

Hedda trank weiter und stellte den Krug dann neben sich ins Gras. »Ich weiß, für die Fürsten spielt das kaum eine Rolle, aber das würde sie nicht glücklich machen. Vielleicht fände sich ein Gatte und eine Fürstenfamilie, die sie gut behandelt. Aber da gehört sie nicht hin.«

»Wieso?«, fragte Gunlaug. »Was unterscheidet sie von anderen Fürstentöchtern? Nur weil sie von Cherus abstammt, soll sie es besser haben? Sei vernünftig. Wäre es dir lieber, wenn sie als weise Seherin einem Fürsten dienlich wäre oder in einem heiligen Hain auf Besucher wartet, damit sie ihnen weissagen kann? Sie ist auf Schutz angewiesen, das weißt du.«

»Ach, du hörst dich gar nicht mehr wie ein Brega an«, sagte sie vorwurfsvoll. »Du hast viel zu viel Zeit mit Hartried und in diesem Land verbracht.«

»Hier habe ich mittlerweile meinen Platz, das stimmt. Am liebsten würde ich auch weiterziehen, mehr Orte entdecken, neue

Leute und Völker kennenlernen. Doch ich bin zu sehr mit diesem Fürsten- und Königsgeflecht verwoben. Es ist zu spät für mich. Ich weiß schon gar nicht mehr, wie sich ein Schiff unter den Füßen anfühlt.«

Diesmal war es Mitleid, was aus Heddas Blick zu ihm sprach. Mitleid, der ihn erzürnte, da er ihn nicht verdient hatte. Was machte es für einen Unterschied, ob er ein Brega oder ein Merowa war? Das Blut beider Völker floss durch ihre Adern.

Entweder war es diese Gemütsanwandlung, das Bier oder beides, doch er verspürte das Verlangen, sie in ein großes Geheimnis einzuweihen. »Wir sind vom Thema abgekommen. Du willst es Rodried ausreden, sich mit Hartried in einem Zweikampf zu messen? Gut, dann lasse ihn wissen, dass Simund und Melinde nur seinetwegen noch am Leben sind.«

Er nahm einen kräftigen Schluck und goss sich gleich danach noch einmal ein. Das war nötig, um die leise Stimme zu ertränken, die ihn davor warnte, was er gerade tat.

Hedda wurde hellhörig. »Was meinst du?«

»Hedwinnas Sippe, genauer ihr Vater, hatte Hartried und mich dazu getrieben, gegen die Sippe von Simunds und Melindes Mutter zu kämpfen. So viel weißt du auch. Sicherlich hat Simund dir schon davon erzählt, wie er in der brennenden Halle zusammen mit Melinde fast umgekommen wäre. Um sich herum die Balken in Flammen, überall Rauch, das Dach kurz vor dem Einstürzen. Doch dann kam eine Gestalt und rettete sie aus dem Gebäude, trug sie hinaus und übergab sie einem Grenzreiter, der sie zum Fürstentum von Spatensturz brachte. Simund konnte sich nie erinnern, wer diese Person war, richtig? Er konnte sie wegen des Rauchs, der Flammen und der Tränen in den Augen nicht erkennen.«

»Worauf willst du hinaus?«, fragte sie tonlos.

Gunlaug blickte sich um, bevor er weitersprach. »Es war Hartried. Er hat es um Hedwinna willen getan. Nicht weil Hedwinna es wollte, sondern weil ihr Vater von ihm verlangte, Simunds Sippe auszulöschen. Nur dann würde er die Hand der jetzigen Königin erhalten. Doch es schmerzte ihn. Und da hatten wir sie, besiegt in ihrem eigenen Fürstentum, ihre Halle in Flammen, die besten Krieger erschlagen. Simunds und Melindes Mutter selbst hatte sich mit dem

Schwert in der Hand auf sie geworfen, in der Hoffnung, den beiden Kindern mehr Zeit zu verschaffen. Hartried hat sie nicht getötet, ich war bei den Kämpfen nur anwesend, wir haben uns beide geweigert, unsere direkten Verwandten umzubringen. Und als es hieß, die beiden könnten in dem brennenden Haus stecken, als der gesamte Hof bereits abgesucht war und niemand sie gefunden hatte, da ging er hinein.«

Gunlaug musste wieder einen Becher leeren, er hatte sich den Mund trocken geredet. »Er besaß bereits den Ring, das Feuer konnte ihm nichts anhaben. Doch das Gebälk hätte noch immer über ihn hereinbrechen können. Er war eine ganze Weile in der Halle, wir alle sorgten uns um ihn. Ich suchte nach ihm und fand ihn außerhalb des Hofes, hinter der Palisade. Die beiden Kinder, vollkommen verqualmt, die Kleidung schwarz und angesengt. Simund weinte, Melinde konnte es nicht mehr. Und er trug sie in seinen Armen mit einem Ausdruck im Gesicht, den ich nie vergessen werde. So hin- und hergerissen.« Er schüttelte den Kopf. »Und nun hast du eine mächtige Waffe gegen ihn in der Hand, Hedda. Nutze sie weise.«

Kapitel 5, Hedda

»Was ändert es!«, wütete Rodried. »Was ändert das daran, was Hartried meinem Vater angetan hat! Nichts ändert das!«

So zornig hatte Hedda ihn nie erlebt. Selbst Melinde schien es mit der Angst zu bekommen. Im Gespräch mit Gunlaug hatte Hedda noch beteuert, nur an seiner Seite würde Melinde glücklich werden. Doch nun schien sich sein Jähzorn mit dem von Hartried messen zu wollen.

»Ich weiß selber nicht, was uns das sagen soll«, erwiderte Hedda. »Doch Gunlaug hat uns diese Geschichte nicht umsonst erzählt und dabei riskiert, von Hartried bestraft zu werden. Vielleicht sollten wir anders von Hartried denken. Ohne ihn wäre Melinde nicht hier, ohne ihn gäbe es Simund nicht mehr. Ich habe selbst nur schlecht von ihm gedacht, konnte nicht nachvollziehen, warum Gunlaug ihm gefolgt war. Doch zumindest etwas kann ich meinen Bruder nun verstehen.«

»Außerdem wäre es jetzt nicht klug«, sagte Melinde. Sie sprach aufgeregter als sonst, ihre Wangen waren gerötet. »Das Reich würde im Chaos versinken, würdest du ihn jetzt töten! Vergeltung steht dir zu, doch dafür haben wir Zeit. Erst einmal müssen wir uns um Spatzensturz und seine Menschen kümmern.«

»Ach, ihr!« Mehr konnte er dazu nicht sagen. Er suchte etwas im Zelt und fand einen Krug. Doch nicht, um daraus zu trinken. Stattdessen warf er ihn auf den Boden und ließ ihn in seine Einzelteile zerspringen. Melinde stieß einen kurzen, erschrockenen Schrei aus.

»Wenn du dich abreagieren willst«, sagte Hedda, »dann werden Melinde und ich uns schlafen legen. Am nächsten Morgen sollten wir mit klarem Kopf darüber entscheiden können.«

»Als ob die Entscheidung nicht schon feststeht«, sagte Rodried. »So oder so, Hartried wird für seinen Mord büßen müssen. Wenn nicht dieses Jahr, dann nächstes oder das darauf. Irgendwann kriege ich ihn.«

Am nächsten Morgen sah Rodried nicht besser aus. Er schien die ganze Nacht durchgemacht zu haben. Entweder hatte er weiterhin in

seinem Zelt gewütet oder er hatte getrunken. Oder beides.

Nach dem Sonnenaufgang hatten sie ihn geweckt. Der junge Fürst hätte sie, seine Bediensteten und Gefolgsmänner davonjagen können, hätte er es gewollt. Doch er stand pflichtbewusst auf und ordnete den Abbau seines und aller anderen Zelte an. Nicht anders verhielt es sich bei den übrigen Fürsten. Alles war gesagt worden, die Schlacht war geschlagen, nun begann die Rückreise und jeder musste in seinem Fürstentum nach dem Rechten sehen.

Hedda hatte dabei wenig zu tun. Sie hatte in Melindes Zelt geschlafen, das gerade die Gefolgsmänner von Rodried abbauten. So hatte sie Zeit darüber nachzudenken, ob sie sich tatsächlich von Gunlaug verabschieden sollte.

»Wenn ich es nicht mache«, sagte sie zu sich selbst, »dann kommt er hierüber und macht mir Vorwürfe.«

Und wie sollte es anders sein, Gunlaug war gerade auf dem Weg zu ihrem Lager. Sie trafen sich in der Talsenke zwischen beiden Hügeln und standen sich für einen Moment schweigsam gegenüber. Den Göttern sei Dank war sein Anhängsel, dieser Aziles, nicht dabei, dann wäre es nur noch peinlicher gewesen.

Er breitete hilflos die Arme aus. »Versprich mir wenigstens, mich nicht sofort wieder zu schlagen, wenn wir uns das nächste Mal wiedersehen.«

Sie wollte trotz allem eisern bleiben, doch konnte sich Hedda eines Lächelns nicht erwehren. Gunlaug hatte diese Gabe schon immer gehabt.

»Kommt darauf an, wie wir uns wiedersehen«, sagte sie und ging einen Schritt auf ihn zu.

Mit all ihrer Kraft, mit der sie ihm körperlich überlegen war, hätte sie ihn einfach von sich reißen und ihn wegstoßen können. Doch als er Hedda umarmte, ließ sie es zu. Es war nur ein kurzer Augenblick, der ihr all die Jahre bedeutete, die sie unterschiedliche Wege gegangen waren.

Gunlaug ließ sie los und machte sich sogleich auf den Rückweg. Noch einmal drehte er sich zu ihr um. »Wir werden uns wiedersehen.«

Sie winkte ihm hinterher und fragte sich, wie lange es diesmal

dauern sollte. Merow war groß und noch weiter war das Meer.

So kurz dieses Zusammentreffen war, so lange beschäftigte es sie, während der Tross den Schlachtplatz verließ. Nur Hartried und sein Gefolge reisten noch nicht ab, denn sie wollten Ausschau nach den Orks und Sartur halten. Mit einem Stechen in der Brust blickte sie auf die Hügel und die sich dahinter auftürmenden Wipfel des Drachenwirbels, während sie darüber nachdachte, ob sie Gunlaug vielleicht nicht das letzte Mal gesehen hatte. Schließlich wusste auch sie von Melindes Vision und dass ihr Bruder darin nicht vorkam. Das musste natürlich nichts heißen, vielleicht spielte er keine Rolle in dem, was auf den König zukam. Dennoch bereitete es ihr Sorgen.

Als ihr Tross tiefer in den Wald von Merow eindrang, stellte sie fest, wie sehr sie das Grün der Bäume mittlerweile anödete. Wie sehr sie sich wieder nach dem Meer zurücksehnte, nach den Wellen und dem Wind, nach dem Knarzen der Planken und dem Geräusch des Segels, wie es flatterte. Hier im Schatten der Bäume war es angenehm warm, doch die raue, nasse Kälte der hohen See wäre ihr jetzt so viel lieber.

Einen Winter noch, dachte sie sich. Zumindest noch einen Winter, Melinde, Simund und Rodried zuliebe. Ihre Kraft würde noch gebraucht werden, noch einmal würde sie sich in einen harten Kampf um Leben und Tod, um das Reich Merow und um das Geschlecht der Cherus-Kinder werfen müssen. Und sie war davon überzeugt, Gunlaug würde es nicht anders ergehen.

Bei alledem vergaß sie Melinde, die neben ihr im Karren saß, während Hedda gleichauf auf ihrem Pferd ritt. »Die Frage, was dich bedrückt, erübrigt sich«, sagte das Mädchen und schaute sie aus seinen unergründlichen, getrüben Augen an. »Dich bedrückt alles und die Welt.«

»Ich hätte ihn nicht wiedersehen dürfen«, sagte Hedda. Sie hatte das Bedürfnis, offen alles auszusprechen. »Es hat alte Wunden aufgerissen, denen ich auf dem Meer zu entkommen versuchte. Dabei ist es nicht einmal seine Schuld. Ich weiß, Gunlaug meint es nur gut und spricht aufrichtig. Das macht es nur schlimmer.«

»So viel hat sich verändert in einem Jahr«, sagte Melinde. »So viel

ist in Bewegung geraten, Schicksale haben sich gekreuzt, Feindschaften und Freundschaften sind entstanden. Manchmal verdichtet sich der Verlauf der Geschichte auf nur wenige Ereignisse.«

Hedda verzog das Gesicht. »Bitte spreche nicht so geheimnisvoll.«

»Glaubst du, du kannst einfach so wieder in dein altes Leben zurückkehren?«

Da musste Hedda für einen Moment in sich gehen und lange nach der Antwort suchen. »Ich wünsche es mir.«

»Ich bin froh, dass du hier bist«, sagte Melinde. »Und auch wieder nicht.«

Melindes Traurigkeit spiegelte ihre eigene, die sie so lange von sich gedrängt hatte. Die Trauer um das, was mit ihrer Familie geschehen war, und die neue Trauer, ausgelöst durch das Wiedersehen mit Gunlaug. Dazu das Wissen, dass es eigentlich auch ihre Schuld war, ihren Bruder so sehr von sich gestoßen zu haben und ihm auf dem Meer zu entfliehen zu versuchen. Sie sagte sich immer, dass es ihr gutes Recht war, mit all dem gar nichts zu tun zu haben und stattdessen ihren eigenen Weg zu gehen, fernab der Wälder von Merow und der Thinge. Doch es konnte kaum ein Zufall gewesen sein, dass Piasus genau bei ihr aufgetaucht war und auf ihrem Schiff die Reise in den Norden angetreten hatte.

»Was wohl die Dodnar gerade macht?«

Melinde schaute sie fragend an. »Du hast dein Schiff tatsächlich Dodnar genannt? Ihn kümmert es wahrscheinlich nicht, doch findest du das nicht etwas respektlos?«

Hedda lachte. »Ja, und nein. Bestimmt habe ich mir dabei auch so etwas gedacht, aber so ein Schiff ist für uns Brega eine wichtige Sache! Und es ist ein gutes Schiff, schnell und verlässlich, robust gebaut und sachte gleitet es über die Wellen.«

Und dann sah Melinde sie auf eine prüfende Art an, die selbst manch gestandenen Mann irritierte. Selbst Hedda fühlte sich ertappt und musste erröten.

Am liebsten hätte sie das Thema gewechselt, doch den Gefallen tat Melinde ihr nicht. »Du bist ihn nie wirklich losgeworden.«

»Du frühreifere ...«

Anstatt den Satz zu Ende zu sprechen, versetzte Hedda ihrem Pferd einen Tritt in die Seiten und brachte sich so schnell wie möglich aus Melindes Reichweite. Dabei stellte sie mal wieder fest, wie wenig geübt sie doch im Reiten und im Umgang mit Pferden war. Äste und Zweige peitschten ihr ins Gesicht und hinter ihr hörte sie den ein oder anderen Lacher und spöttischen Ausruf, den es auf ihrem Schiff nicht gegeben hätte.

»Wohin die Reise?«, rief ihr Forkmann, Fürst von Geistwimmer, zu und lachte lautstark auf. »Das Pferd geht Euch gleich durch!«

Hedda bewahrte sich ihren Witz. »Zum Westmeer ist es weit.« Auf dem Schiff halfen solche Aussprüche, die Mannschaft zu motivieren.

Kapitel 6, Hedda

Es hatte nicht lange gedauert, bis sie die ersten Anzeichen der Verwüstung und Verwahrlosung sahen, welche die Heuschrecken angerichtet hatten.

Thula stand davor wie das Unglück selbst. Wer gerade vorbeigekommen wäre, hätte sie vielleicht bezichtigt, mit übler Magie die Felder so zugerichtet zu haben. Lange Schatten bildeten sich in ihrem faltigen Gesicht und sie ballte die knorrige Faust.

»Das wird ein schwerer Winter«, krächzte sie. »Nicht der erste Hungerwinter, oh gewiss nicht. Ich selber habe schon einige Jahreswechsel mit leeren Kammern und Vorräten durchgestanden und ich kann euch sagen, es wird mit jedem Mal nicht einfacher. Ach, wir hatten zu lange gute Zeiten, die Menschen in Merow wissen kaum noch, was sie in einer solchen Situation tun sollten und welche Opfer es zu bringen gilt.«

»Die Götter waren auf unserer Seite«, sagte Forkmann. »Was könnten wir nur getan haben, dass sie sich von uns abwenden?«

»Die Götter haben uns gewarnt«, sagte Melinde. »Aber wir wussten es nicht zu deuten.«

Hedda schaute zu Rodried rüber. Er hatte keinen Kommentar dazu, keinen schlaunen Einfall und auch keine düstere Prophezeiung. Der junge Fürst wirkte hilflos, überfordert und außer Stande, die notwendigen Schritte für den kommenden Winter einzuleiten. Zum Glück sollte seine Mutter noch immer da sein und ihm dabei helfen können.

»So etwas hatten wir noch nicht«, sagte Rodried schließlich.

Bevor jemand antworten konnte, ging er auf das Feld hinaus und sie folgten ihm. Gelbgrüne Stängel und Stiele des hier angebauten Weizens lagen überall verstreut über den Boden. Von dem Weizenkorn keine Spur mehr. Nichts hier wuchs über ihre Füße hinaus, weit konnten sie über das Feld bis zum Rande des Waldes schauen, ohne dass irgendeine Pflanze ihnen den Blick versperrte. So entgingen ihnen die Bauern mit ihrem Gehöft nicht, die in einiger Entfernung ebenfalls auf dem Feld standen und ratlos darauf blickten.

»Wir sollten mit ihnen reden«, sagte Forkmann.

Thula hielt Melinde an der Hand, als die kleine Gruppe aus Fürsten und Cherus-Kindern über die Trostlosigkeit des Feldes schritt. Das Mädchen ertrug es mit Geduld, beständig von ihr bemuttert zu werden. Währenddessen gab Thula Anekdoten von sich, von den schweren Zeiten, welche sie bereits durchgemacht und wie sie diese überstanden hatte. Ob Rodried ihr zuhörte? Vielleicht konnte er etwas lernen. Stattdessen sog er nur jedes Detail des zerfressenen Ackerlands auf. Mit jedem Schritt wurde er blasser.

Schließlich waren sie bei den Bauern angekommen. Eine kleine Familie trauerte hier, bangte und flehte den Himmel an. Der Mann war gering von Wuchs, doch sehr untersetzt. Ein Körper, der an Arbeit gewöhnt war. Sein rundlicher Bauch verwies auf gute Ernten in den letzten Jahren. Seine Frau war weder größer noch schmaler als er, die fahlblonden Haare unter einem rötlichen Tuch verborgen, und mit kräftigen Arbeitshänden. Ihre Söhne und Töchter hatten ebenfalls ihr liches Haar geerbt. Sie zählten fünf, zwei Töchter, drei Söhne, vom Knaben auf der Schwelle zum Mann bis zum Kind, welches noch unsicher auf den Beinen war und die Schwere dieses Ereignisses nicht zu begreifen schien.

»Ein Unglück, ein Glück«, sagte der Mann heiser, »es wissen's nur die Götter, doch die hohen Herren sind hier. Aber sagt, Ihr seid nicht der Fürst von Widderfels, unter dessen Schutz diese Länder stehen?«

Forkmann sprach für die Gruppe. »Der Fürst von Widderfels wird sicherlich bald hier eintreffen. Ich fürchte, wir hatten gerade noch gegen ihn gekämpft. Vor wenigen Tagen gab es eine Schlacht hier zwischen Fürsten, Merowa und Mykerios, am Rande des Drachenwirbels. Sogar mit Orks ...«

»Es reicht«, sagte Thula. »Diese Menschen haben gerade andere Sorgen.«

Forkmann verzog das Gesicht, doch nickte er. »Wir befinden uns auf der Heimreise, jeder in sein Fürstentum. Wir mussten uns das Unheil anschauen. So wird es auf keinem anderen Feld von Merow aussehen, denn die Geister des Landes haben sich verschworen und ...«

»Und wie soll uns das weiterhelfen?«, fragte der Bauer. »Schön

und gut, es sind nun also Geister. Was wollt Ihr hohen Herren dagegen tun? Ja, wenn der Fürst von Widderfels hier auftaucht, dann macht der wohl auch so ein bedrücktes Gesicht und schwingt große Reden. Und was dann?»

»Gudried, bitte ...«, mahnte ihn seine Frau.

»Was denn? Soll ich den Fürsten fragen, ob er meine Beschwerde beim Fürsten von Widderfels einreichen kann?«

»Ihr seid verzweifelt«, sagte Thula. »Das ist verständlich, aber kein Grund, respektlos mit uns zu sprechen. Ich kenne den Fürsten von Widderfels, er weiß sein Reich zu verwalten, und wird Euch die Hilfe zukommen lassen, die Euch zusteht, solange er die Möglichkeiten dazu hat.«

Der Bauer spuckte auf den Boden. »Ein großes Reich hat er zu verwalten und wir sitzen hier am Rande. Vielleicht haben wir ja Glück und er kommt vorbei, auf dem Weg von der ruhmreichen Schlacht zu seinem Fürstenhof. Doch wir müssen erst einmal selber sehen, wie wir den nächsten Winter überstehen.«

»Habt Ihr keine Vorräte angelegt?«, fragte Thula kalt.

»Ja, schon ...«

»Dann schnallt die Gürtel enger und beim nächsten Vorerntefest werdet Ihr den Göttern umso mehr dankbar sein.«

»Haben wir nicht etwas übrig?«, fragte Melinde.

Thula seufzte. »Ach Mädchen ...«

»Ja, wir können was erübrigen«, sagte Forkmann. »Nicht viel, aber wir haben mehr als genug Wegzehrung für die Heimreise und nicht alles wird sich bis zur Ankunft halten. Wir werden etwas organisieren.«

»Nicht du auch«, krächzte Thula. »Diese Menschen haben ihren eigenen Fürsten, der für sie verantwortlich ist!«

»Vielleicht sind es bald meine.« Damit drehte sich Forkmann um und machte sich auf den Weg zum Tross.

Nicht auszudenken, welches Morden und Totschlagen die Orks angerichtet hätten, hätten die Merowa und Mykerios sie nicht am Drachenwirbel aufgehalten. Gerade eine Tagesreise vom Gebirge entfernt häuften sich die Ackerländer und Felder, und Hirten zogen mit Schafs- und Rinderherden umher. Zumindest in einem hatten sie

Glück gehabt: Die Heuschrecken verschonten die Menschen und aßen sich lediglich an den Feldern und Wiesen satt.

Doch dafür mussten sie den kommenden Hungerwinter durchstehen. Überall zeigte sich dasselbe Bild: kahlgefressene Felder, bis auf den letzten Stummel. Die Heuschrecken verschonten keinen Halm, keine Pflanze und hinterließen dabei nur sorgenvolle Gesichter und wachsende Verzweiflung. Sie sprachen mit einigen Bauern auf ihrem Weg und sie alle berichteten das Gleiche: Wie eine dunkle, summende und brummende Wolke sanken die Heuschrecken herab, zerfraßen Weizen und Korn, Gerste, Hirse und Flachs gleichermaßen, ohne für das eine oder das andere eine Vorliebe zu zeigen. Da sie den Hunger eines Riesen hatten, flogen sie sofort weiter, bis zum nächsten Feld. Es war klar, sie könnten ganz Merow auf solche Weise verunstaten und dem Hungertod preisgeben, wenn sie es wünschten. Und wieso nicht? Was könnte sie, wie von einer böartigen Macht angetrieben, denn schon aufhalten? Kein Schwertstreich, kein Bogenschuss und kein mutiger Ansturm von Tausenden von Reitern vermochten ihnen Einhalt zu gebieten.

Hedda dachte tatsächlich darüber nach, wie Cherus diese Gefahr gebannt hätte. Wenn es wirklich stimmte, dass sich Dämonen gegen die Menschen dieses Landes verbündet hatten, dann gab es für dieses Übel einen Quell, eine Entität, welche sie leitete und die sich bekämpfen ließ. Hedda hatte bereits mit Ungeheuern auf hoher See zu tun gehabt, doch Dämonen ... davor erschauerte sie.

Am Abend des Tages teilte sie ihre Gedanken den anderen Fürsten mit. Es sollte sie nicht überraschen, dass sie ebenso dachten.

»Wenn es ein Dämon ist«, sagte Thula, »dann können wir mit ihm reden oder ihn umbringen. Zumindest für eine gewisse Zeit. Schwierig wird es, ihn ausfindig zu machen. Sie kennen sich besser in den Wäldern, Tälern und Sümpfen von Merow aus und könnten sich überall verstecken.«

»Wieso jetzt?«, fragte Forkmann. »Der Dämon wird wahrscheinlich seit Jahrhunderten, seit Jahrtausenden oder noch länger in Merow geschlummert haben. Doch was hat ihn bewegt, erst jetzt aktiv zu werden?«

»Sartur«, sagte Rodried. »Dieser Sartur wird dabei eine Rolle

spielen. Ich glaube nicht, dass Hartried in dieser Hinsicht lügt oder seinen Bruder unrechtmäßig bezichtigt. Nach allem, was ich weiß, kann man diesem Sartur tatsächlich nicht trauen. Vielleicht will er sich an den Fürsten und Menschen in diesem Land rächen.«

Thula nickte. »Cherus zeichnete und verstieß ihn, dann verschwand er. Wenn er nach Rache sinnt, wieso sie nicht an jenen auslassen, denen Cherus selbst am wichtigsten war? Nicht nur seine leibhaftigen Kinder, auch die Menschen des Landes, jene, die er gegen die Nekromanten beschützte, waren Cherus lieb.«

»Zu wahr«, stimmte ihr Forkmann zu. »Doch kann ich es nicht glauben. Soll ein Kind des Cherus zu so etwas fähig sein? Müsste er nicht ebenfalls von seinem Licht erfüllt sein, über sein gutes Herz verfügen? Egal, was ich von Hartried halte, ich muss ihm dennoch seine Heldenhaftigkeit zugestehen, die er im Kampf gegen die Orks bewiesen hat.«

»Das war ein politischer Schachzug!«, blaffte Thula.

»Er war auch mein Feind«, hielt Forkmann dagegen, »aber er ist ebenfalls ein Merowa, ein Kind von Cherus und ein gewählter König.«

»Die Wahl hat er sich gekauft.«

»Das weißt du nicht. Das erzählt man sich nur.«

»Bitte«, unterbrach sie Hedda, »brennt in mir irgendein Licht? Sehe ich besonders göttlich aus?«

»Eure Kraft könnt Ihr nicht leugnen«, antwortete Forkmann, »und Melinde nicht ihre Gabe. Nein, irgendetwas muss bei diesem Sartur schon früh schiefgelaufen sein.«

Rodried war den ganzen Tag über sehr still gewesen, doch nun hatte das Gespräch sein Interesse geweckt. »Es heißt, jedes Kind von Cherus hat eine seiner Eigenschaften geerbt. Bei Hedda soll es die übermenschliche Kraft gewesen sein, bei Melinde die Macht, das Schicksal vorauszusehen, und bei Gunlaug das einvernehmliche Wesen.«

»Gunlaugs diplomatische Fähigkeiten werden überschätzt«, urteilte Thula. »Er schuldet uns noch immer eine Armee von Saumya-Kriegern.«

Nun war es an Melinde. Ihre grauen Augen starrten ins Leere, als sie sprach: »Und wenn in jedem von uns ein Funke des Gottes steckt,

wieso nicht eine Spur von Bösartigkeit? Die Legenden berichten von einem gütigen und gerechten Cherus, und ich habe ihn nicht anders in Erinnerung. Doch vielleicht steckt auch etwas Dunkles in ihm, das in ausgeprägter Weise bei Sartur zum Vorschein kommt. Letztlich ist Sartur auch nur ein Mensch und Cherus war ein Mensch gewesen.«

Darüber schwiegen sie einen Moment, jeder von ihnen in Gedanken versunken, wo in Cherus, wo in seinen Geschichten und in ihren persönlichen Erinnerungen sich dieser Funke Schlechtigkeit gezeigt hatte.

Forkmann zuckte mit den Schultern. »Sie darf das sagen.«

Kapitel 7, Gunlaug

Der Abschied fiel allen schwer, vor allem dem Großvater König, der seine Enkelin nur für wenige Tage sehen durfte. Wenigstens die Großmutter Königin durfte ihre Tochter und ihre Enkelin begleiten, musste allerdings ihrem Gatten Lebewohl sagen, noch immer die dunkle Prophezeiung von Melinde im Kopf.

»Wir durchsuchen nur das Gebirge«, sagte Hartried. »Keinen Wald. Nicht wie es in der Vision berichtet wurde. Wir gehen kein Risiko ein und kommen so schnell wie möglich zurück zum Fürstenhof von Bärenschlucht.«

Das sagte der König seiner Gattin, während er Hedwinna in seinen Armen hielt, den kleinen Gartmund zwischen ihnen, der nicht so richtig mit dem Abschied umzugehen wusste. Sie brauchten eine Weile, bis sie sich lösten, niemand hetzte sie. Dann war Fryda dran und Hartried flüsterte ihr einige wenige Worte.

Gunlaug warf einen verstohlenen Blick auf Aziles. Sein scharfes Gehör hatte vielleicht mitbekommen, was der König seiner Tochter gesagt hatte. Der schaute nur unschuldig mit einem leichten Lächeln drein, das ebenso als gerührt oder als spöttisch interpretiert werden könnte. Vielleicht war eine solche Zurschaustellung von Zärtlichkeit bei seinem Volk verpönt? Gunlaug konnte sich nicht erinnern, so etwas beobachtet zu haben, und Aziles' Beziehung zu seinem Vater schien eher zurückhaltend und distanziert.

Hedwinna setzte Gartmund ab, schritt auf Gunlaug zu und verabschiedete sich auch bei ihm mit einer kurzen, doch herzhaften Umarmung. »Pass gut auf ihn auf«, sagte sie leise. »Pass gut auf dich auf.«

»Wie seit jeher«, antwortete Gunlaug.

Dann trat sie an Aziles. »Und auch Euch wünsche ich eine segensvolle Reise. Mögen Eure Winde Euch beschützen.«

»Ich werde nur Gutes von der Königin der Merowa berichten können«, antwortete Aziles. Was auch immer er an Spott oder Rührung vorhin zur Schau gestellt hatte, es war nun einem Ernst gewichen, der diesen Worten Nachdruck verlieh.

Von Fryda und ihrer quengelnden Tochter verabschiedeten sie

sich mit kurzen, freundlichen Worten. Dann sahen sie den Frauen und Kindern der königlichen Familie zu, wie sie sich mit einer Garde aus Reitern dem Tross anschlossen.

Übrig blieben gut zwei Dutzend schwer gerüstete und erfahrene Reiter des Königs. Hartried schritt den Hang des Hügels hinauf und begann eine seiner eingeübten Ansprachen.

»Die Reise könnte nur wenige Tage dauern oder Wochen, und wir sollten auf alles gefasst sein: Orks, wilde Tiere, Dämonen oder Sartur selbst. Vielleicht finden wir auch rein gar nichts von alledem vor und müssen uns lediglich vor Steinschlag und schlechtem Wetter hüten. Seid auf jeden Fall wachsam, gebt aufeinander Acht und meldet alles, was nicht nach Mensch aussieht. Sartur selbst könnte euch mit der Macht seiner Stimme in den Bann ziehen. Wenn wir alle zusammenbleiben sollten, dann dürfte ihm seine unheimliche Kraft jedoch wenig nützen. Rüstet euch, wappnet euch mit Gebeten, einem starken Willen und scharfen Sinnen, dann sind wir alle in wenigen Wochen wieder bei unseren Familien.«

Sie schlugen sich einmal auf die Schilde. Gunlaug und Hartried stiegen auf ihre Schlachthirsche und Aziles schwang sich auf das Pferd, welches er sich zuvor aussuchen durfte. Er wählte sich ein geschwindes und leichtes Pferd aus, passend zum Kampfstil der Saumya.

Die drei ritten an die Spitze des kleinen Zuges auf das Gebirge zu.

»Nach dem, was ihr beiden mir erzählt habt«, sagte Hartried zu Gunlaug und Aziles, »kennt ihr euch nun bestens mit dem Drachenwirbel aus. Bei mir ist es schon eine Weile her.«

»Davon hatte Gunlaug bereits berichtet«, sagte Aziles.

»Was hat er erzählt?«

Gunlaug fühlte sich bereits ertappt. Da war ja die Geschichte von dem Lindwurm, den sie hier erschlagen hatten, und wie tölpelhaft sie das angestellt hatten. Eigentlich hatte er erwartet, Aziles würde mit Geheimnissen besser umgehen können.

»Nur, dass Ihr in dieser Gegend bereits Ungeheuer gejagt habt. Gunlaug hatte das angemerkt, weil die Orks ihn beständig danach ausgefragt hatten.«

»Ach was.« Der prüfende Blick des Königs ruhte jetzt auf Gunlaug. »Ich schätze, du hast unseren Feinden nichts erzählt, was

für sie hätte von Nutzen sein können?»

Zu Gunlaugs Glück lehnte es Hartried ab, sein zwerngeschmiedetes Diadem für Zwecke einzusetzen, die nichts mit dem Königreich und der Sicherheit seiner eigenen Familie zu tun hatten. Gleichzeitig brauchte Gunlaug sich nichts vorwerfen zu lassen. Abgesehen von der Geschichte mit dem Lindwurm hatte er nichts erzählt (und die Lindwurm-Sache nur mit Aziles geteilt), was dem Reich schaden könnte.

»Sie haben mich viel gefragt und vieles konnte ich ihnen auch nicht beantworten«, gab er wahrheitsgemäß zu. »Die Zahl der Fürsten und ihrer Männer, die Größe des Reiches, die besten Wege und solche Sachen. Dinge, von denen ich eine ungefähre Ahnung hatte und deshalb vage Auskunft geben konnte, doch hoffentlich nicht genau genug, dass es ihnen etwas nützen würde.«

Hartried wandte den Blick ab. »Du befandest dich in einer schwierigen Situation, hast wahrscheinlich jeden Tag um dein Leben gefürchtet. Niemand würde dir etwas vorwerfen.«

Wurde der König auf seine alten Tage weich? Gunlaug hatte erwartet, Hartried würde ihn maßregeln, dass ein Merowa und ein Mitglied seines Gefolges die Geheimnisse seines Reiches lieber mit in den Tod nehmen würde, als sie dem Feind preiszugeben. Doch diese Nachsicht war ihm neu. War es aber so unwahrscheinlich, nach all dem, was in den letzten Wochen geschehen war? Wie Simund plötzlich mit Cherus' hölzerner Keule ihm auf dem Schlachtfeld gegenübertrat. Und zudem noch der Anblick seiner Enkelin und das Glück, seine Tochter in Sicherheit zu wissen. Hatte Hartried sich dafür eigentlich bei Simund bedankt? Gunlaug konnte sich nicht erinnern. Aber es erschien ihm mit einem Male sehr möglich, dass diese Ereignisse ihn wieder an seine eigene Sterblichkeit erinnerten und daran, wie alt er mittlerweile geworden war. Mit dem Alter wird man milde, so hieß es.

»Von deiner Zeit mit den Orks hast du bisher noch nicht genügend erzählt«, fuhr Hartried fort. »Wenn es dir nichts ausmacht, kannst du uns ja am Lagerfeuer ausgiebig davon berichten. Oder hat dich das so sehr gezeichnet, dass du das Schweigen vorziehst?«

Sogleich verdüsterte sich sein Gemüt. Eine leise, kalte Wut flammte in ihm auf, als Gunlaug an das eine Mal dachte, als sie ihn ausgetrickst

hatten und ihm Menschenfleisch zu essen gaben. Nicht einmal Aziles wusste davon.

Die Spitzen der vielen Berge des Drachenwirbels waren klar und deutlich zu erkennen. Keine Wolken verdunkelten den Himmel und versperrten ihnen die Sicht auf die höchsten Höhen dieses langgestreckten Gebirges, welches sich vom nördlichen Rand des Goldsees bis hin zur nordöstlichen Grenze des Merowa-Reiches zog. Sie hatten Glück, ihre Suche in der warmen Jahreszeit zu beginnen. Gemütlich würde die Reise dennoch nicht werden, zumal die Sonne bereits an Kraft verlor und sich früher senkte.

Sie hatten das Gebirge kaum betreten, da sahen sie bereits die ersten Knochen der Orks. Die Wölfe und andere von Sartur und seinen Dämonen heraufbeschworene Tiere hatten ganze Arbeit geleistet und die Gebeine der gefräßigen Tiermenschen abgenagt, dass sich deren blankes Weiß zeigte. Teile ihrer Rüstungen, Waffen, Kleidung, Geschirr und weitere Kleinigkeiten waren ebenfalls darunter zu finden. Dafür schienen sich die Tiere nicht interessiert zu haben. Dafür sprangen die Reiter schnell vom Pferd und sammelten etwas für sich ein.

Die Knochen säumten ihren Weg, brachen unter den Hufen der Pferde und Hirsche und wiederholt kullerte ein schweinsköpfiger Orkschädel an ihnen vorbei die Hänge und Felsen herunter. Währenddessen sprachen die Reiter kaum ein Wort miteinander, jeder in seinen eigenen düsteren Gedanken versunken oder angespannt auf seine Umgebung achtend.

»Die haben ganze Arbeit geleistet«, sagte ein Reiter wenige Manneslängen hinter Gunlaug. »Nur weiß ich nicht, ob das die Tiere waren, die Sartur beschworen hat. Oder ob die Orks über sich selbst hergefallen sind.«

Aziles hatte das vernommen und wusste sogleich zu antworten: »Es ist bekannt, dass die Orks in Zeiten der Not auch andere ihrer Art essen. Oder um ihre Dominanz zu zeigen. Manchmal fallen ihnen andere dumme Gründe dafür ein, nur damit sie ihren Hunger stillen können.«

Da staunte der Reiter nicht schlecht, fragte aber nicht weiter nach.

Ein Schwarm Krähen flog über sie hinweg, kein natürlicher Anblick in diesem so kargen Gebirge. Wohl dachte nicht nur Gunlaug darüber nach, ob es sich dabei um Kundschafter von Sartur handelte oder ob diese Vögel lediglich auf die Überreste der Orks aus waren.

»Aziles«, sagte Gunlaug, als er einen Einfall hatte. »Kannst du Menschenspuren ausfindig machen?«

»Ich bin kein Menschenjäger«, antwortete der Steppen-Elf, »doch kann ich nach Spuren Ausschau halten.«

»Weit kann er nicht gekommen sein«, fügte Hartried hinzu. »Es sei denn, er hat auch die Pferde und andere Reittiere auf seiner Seite.«

Sie alle staunten nicht schlecht, als sie die Überreste der riesigen Flugschlange fanden. Der Azhdaha, so erklärte Aziles ihnen den Namen der Kreatur, wand sich um mehrere Felsen und schien dabei vorgehabt zu haben, höher ins Gebirge zu schlängeln. Oder hatten die Orks die Kreatur nur so aufbereitet, um sie besser schlachten zu können? Fast schon hätte man Erbarmen mit dem Ungeheuer haben können; die Knochen, welche die Flügel bildeten, lagen verteilt, man hatte sie wohl abgeschlagen, und die Spuren getrockneten Bluts waren überall zu sehen.

Während einige die Überreste nur anstarrten, hatten andere sich daran gemacht, die Knochen genauer zu untersuchen, darunter auch Aziles. Schnell kamen sie zu dem Schluss, dass es nicht Werkzeuge und Messer waren, die Schuppen und Fleisch entfernt hatten.

Einer der Gefolgsleute hielt Hartried einen Knochen hin: »Das sind Bissspuren. Wie von einem Wolf oder einem anderen Raubtier. Ich habe zwar keine Vorstellung davon, wie die Beißer eines Orks aussehen, aber wenn sie dem Wildschwein so ähnlich sind, dann können sie das hier nicht verursacht haben.«

»Wölfe töten die Schlange«, sagte Hartried. »Soll mir recht sein. Wir müssen nur darauf achten, dass die Wölfe nicht auch uns als Beute ansehen werden. Haben wir eine Spur, der wir folgen können?«

»Ja, die Wölfe sind als Rudel weitergezogen. Aber suchen wir nicht nach einem Menschen ...«

»Wenn der sich nicht zeigt«, antwortete Hartried, »dann gehen wir erst einmal auf Wolfsjagd.«

Kapitel 8, Gunlaug

Gunlaug hätte darauf verzichten können, noch weitere Nächte im Drachenwirbel verbringen zu müssen. Doch im Gegensatz zu seiner Flucht vor der Ork-Armee und seiner anschließenden Tätigkeit als Freischärler, hatte er diesmal Verpflegung, eine Decke und ausreichend Kleidung. Nun war es an der Zeit, von seinen Eskapaden, Heldentaten und Schwierigkeiten im Kampf gegen die Orks zu berichten, wobei Aziles hin und wieder einstieg und seine eigenen Ausführungen zum Besten gab. Beide erzählten gerne und es heiterte die Stimmung auf.

Nach der Geschichte über den Stein, den sie gerade noch so ins Rollen bringen konnten, damit der in die Reihen der marschierenden Ork-Armee krachen konnte, folgten kleinere Anekdoten zu ihren Hinterhalten und Anschlägen.

»Der Hase am Stock«, sagte Gunlaug an Aziles gewandt.

»Oh ja, eine Meisterleistung«, antwortete der.

»Was?«, fragte einer der Gefolgsleute, begierig, mehr zu erfahren.

»Was hat es mit dem Hasen am Stock auf sich?«

»Genau das, wonach es sich anhört.« Gunlaug nahm sein Schwert und hielt es an der Scheide von sich. »Wir hatten einen Glücksfang, doch anstatt ihn gleich zu verspeisen, hatten wir uns gedacht, das wäre doch der ideale Köder. Dabei hatten wir wirklich Hunger.«

»Du hattest Hunger«, sagte Aziles. »Ich kann Tage ohne Essen überleben.«

»Ja, ja, sag das ruhig. Jedenfalls hatten wir dem Hasen einen Stock in den Hintern gerammt und dann so getan, als würde er sich tatsächlich bewegen.« Die Gefolgsleute lachten. »Damit hatten wir den Kundschaftern und all jenen Orks, die sich im Gebirge verloren hatten, einen ordentlichen Streich gespielt. Es klappte immer, garantiert. Sie sind dem Köder hinterhergerannt, während einer von uns hinter einem Felsen ihnen auflauerte ...«

Aziles schnellte hervor und zog das Schwert aus der Scheide, noch bevor Gunlaug den Satz vollenden konnte, und schwang damit über das Lagerfeuer. »Ein Ork weniger. Und der Hase schmeckte am Ende noch viel besser.«

Sie lachten und somit hatten Aziles und Gunlaug ihre Aufgabe als Geschichtenerzähler erfüllt. Nur Hartried schaute gedankenverloren vor sich ins Feuer.

Später in der Nacht gingen die beiden Brüder abseits, außerhalb der Hörreichweite der Gefolgsleute. Aziles war bei ihnen, verschwand jedoch schnell zwischen den Felsen, um auf seine Weise Wache zu schieben.

»Und glaubst du, wir können ihm wirklich trauen?«, fragte Hartried.

»Das hat er bestimmt gehört«, antwortete Gunlaug. »Ich verdanke ihm mein Leben, wir haben gemeinsam gekämpft, sind beide bereit, für den anderen zu sterben. Ja, du kannst ihm trauen, das verspreche ich dir.«

Hartried nickte. »In der Regel ist auf deine Menschenkenntnis Verlass. Oder wie auch immer man das bei einem Steppen-Elfen nennen kann. Nun, worüber wolltest du sprechen?«

»Es geht um Sartur, genauer um das, was du in ihm gesehen hast. Letztes Jahr, auf dem Turm im Fürstentum Eulenwacht.«

Hartried schloss die Augen, als rufe er die Erinnerung an diesen Tag in ihm wach. »Ich verstehe. Ja, was ich damals gesehen habe, mag zu seinen Taten der letzten Tage im Widerspruch stehen. Doch damals schien es wirklich so, als wolle er dem Land wirklich helfen.«

»Und wie genau? Hast du darüber etwas erfahren?«

»Ich sah ... wie er weite Reisen unternahm und viele merkwürdige Wesen besuchte. Jetzt ergibt es Sinn, diese Tiere von riesenhafter Gestalt oder mit Menschengesichtern, das müssen die Geister des Waldes gewesen sein. Doch ich sah nicht, dass er die Menschen des Landes verhungern lassen wollte. Wölfe sah ich und Bären, Raben, Krähen und andere Tiere des Waldes, wie sie sich sammelten, das war sein Sinn, das war sein Ziel. Doch nichts von diesen Heuschrecken, von Hunger und Tod!«

Hartried hatte sich in Rage geredet. Gunlaug gab ihm einen Moment, sich zu beruhigen.

»Das Diadem der Zwerge hat mich noch nie getäuscht. Das muss wirklich das gewesen sein, was er damals erreichen wollte. Und damit hatte er auch recht. Wir haben sein Werk gesehen und wozu seine Allianz des Waldes fähig war. Daran besteht kein Zweifel, auf seine

eigene, verschrobene Weise hat er dem Reich einen großen Dienst erwiesen und die Plage der Orks bekämpft.«

»Es scheint mir, als könnte nur er uns eine klare Antwort darauf geben. Wenn er denn dazu gewillt ist.«

»Mein Diadem versagt nicht. Ich werde eine Antwort kriegen, selbst wenn er sich sträubt.«

»Und was, wenn zwischenzeitlich etwas passiert ist?«, fiel Gunlaug ein. »Vielleicht hatte er einen Sinneswandel oder irgendetwas anderes war geschehen, sodass er sich nun auch an den Menschen von Merowa rächen wollte?«

Hartried ging auf und ab. »Schon möglich. Seitdem sind einige Monde über das Land gezogen. Aber was? Mir ist nichts zu Ohren gekommen.«

Gunlaug begann ebenfalls nachzudenken. Allerdings war er erst seit ein paar Tagen wieder auf dieser Seite des Drachenwirbels. Er zuckte mit den Schultern, da kam Aziles hinter einem Felsen hervor.

»Wölfe«, sagte er. »Mehr als ein Rudel. Wenn ich es nicht besser wüsste, hätte ich gesagt, sie würden uns umzingeln.«

Ein kurzer Moment verging, dann rief der König mit lauter Stimme: »Alle auf!«

Sie gingen zurück zum Lager. Das Gefolge war sofort auf den Beinen, die Waffen gezogen. Die Pferde hatten die Wölfe nach dem Steppen-Elfen bemerkt: Sie wurden unruhig, noch bevor das Geknurre der Wölfe zu hören war.

»Ein ungewöhnlicher Feind!«, rief Hartried, während die drei zwischen ihren Kriegern Aufstellung nahmen. »Doch lasst euch nicht einschüchtern, knurrt zurück, wenn es euch Mut macht! Gebt Acht, deckt eure Rücken und dann erleben wir den nächsten Morgen!«

Sie klopfen sich auf die Schilde und bildeten einen Kreis um die Lagerfeuer herum. Gunlaug selbst schnallte sich einen Schild um den linken Arm und griff mit der freien Hand nach einem Speer, den er zuvor an einen Stein gelehnt hatte. Hartried bekam ebenfalls einen Schild gereicht und dann Königskeil, die mächtige, von Zwergenhand geschmiedete Lanze. Währenddessen sprang Aziles auf einen Stein und hielt Pfeil und Bogen bereit.

Das Knurren kam näher, bald zeigten sich wölfische Schnauzen im Dunkeln. Ihre Augen flackerten wie Kerzenschein, ihre Zähne

fletschten weiß und ihre Zungen waren blutrot.

Umzingelt waren sie in der Tat. Sie hörten die Wölfe von allen Seiten knurren und bellen. Wie viele mochten es gewesen sein? Mit Sicherheit mehr als ihr zwei Dutzend an Männern. Doch waren sie nur hier, um ihnen Angst einzujagen, oder würden sie ihre Mäuler und Krallen in Menschenfleisch vergraben wollen, ihr Hunger längst nicht gestillt, nachdem sie sich an den Orks gütlichgetan hatten?

Die Krieger taten, wie ihr König ihnen geraten hatte: Sie knurrten zurück, traten aus der Formation, um sich in voller Größe vor ihnen aufzubauen, oder nahmen sich ein Holzscheit und fuchtelten damit vor ihnen herum.

»Werft ihnen die Holzscheite vor die Füße!«, befahl Hartried.

Sie leisteten Folge und warfen das brennende Holz in alle Richtungen. Die Wölfe zogen sich nur dort zurück, wo das Feuer sie versengen würde, ließen sich allerdings nicht dadurch einschüchtern.

Für sich ewig hinziehende Momente ging das so weiter. Gunlaug fragte sich schon, ob die Wölfe sie die ganze Nacht hindurch wachhalten würden. Vielleicht war das ihr Plan? War es so undenkbar, dass eine höhere Intelligenz sie leitete?

»Bär!«, rief Aziles und ließ gleich drei Pfeile fliegen. Dann rief er lauter: »Bären!«

Wieder flogen drei Pfeile. Dann hörten auch sie die kehligen Rufe der gewaltigen Tiere. Die Wölfe machten ihnen Platz, dann brachen sie aus der Dunkelheit hervor. Gleich mehrere bepelzte Riesen warfen sich auf ihren Schildwall. Sie sprangen mit ihrem gesamten Körpergewicht auf sie, verbissen sich in die Schilde und brachen Speere. Ihre Tatzen rissen tödliche Wunden in den ungeschützten Gesichtern oder sie vergruben ihre Zähne in den Köpfen und Helmen der Krieger. Dabei fanden die Speerspitzen ebenfalls ihre Ziele. Auch wenn einige der Gefolgsleute unter dem Ansturm zu Tode kamen, hielten ihre Herzen wacker stand.

Nicht jedoch ihre Reittiere. Pferde und Hirsche ergriffen die Flucht, wenn sie nicht schon von den Wölfen angefallen worden.

Ihr Schildwall hatte für den Moment gehalten, doch war er in Unordnung geraten. Die Wölfe wussten das sofort auszunutzen. Nun kamen auch sie angerannt, sprangen die Krieger an und bissen in die ungeschützte Stellen an Armen und Beinen. Als Antwort sandten die

Krieger ihre Speere entgegen und zogen dann Schwert oder Beil.

Königskeil leuchtete silbern auf, als der König damit zielte und ausholte. Ein grauer Blitz entfuhr seiner Hand, schoss durch einen der Wölfe, drehte einen Kreis über ihren Köpfen hinweg und landete wieder in seiner Hand.

Aziles war ebenfalls nicht untätig und half mit seinem stetigen Pfeilregen dabei, einen weiteren Bären zu töten.

Gunlaug stach mit dem Speer nach mehreren Wölfen, schwenkte die Spitze in einem Bogen und traf gleich zwei von ihnen am Maul. Sie stießen japsende Laute aus, die jedoch kein Erbarmen in ihm auslösten. Stattdessen trat er einen Schritt nach vorne und stach den Speer in einen der getroffenen Wölfe, so tief, dass er ihn nicht mehr herausbekam.

Ein Wolf sprang ihn von der Seite an, auf dass er den Speer losließ und sogleich sein Schwert zog. Die Klinge schnellte nach vorne und riss eine Wunde am Hals. Der Wolf zog sich zurück, doch drei mehr nahmen seinen Platz ein, die ihn lediglich anknurrten und nur auf einen Moment warteten, in dem er sich eine Blöße gab.

»Das nimmt kein Ende!«, rief Gunlaug.

»Was ist?«, antwortete Hartried. »Wolltest du ausschlafen?«

Der König lachte grimmig und seine Gefolgsleute stimmten mit ein. Wieder blitzte sein Königskeil auf, wieder traf er einen Bären tödlich in der Brust. Das Tier brummte gequält und sackte über einen Gefolgsmann zusammen, über den er gerade noch herfallen wollte.

Die Angriffe der Bären nahmen ein jähes Ende, der Feind schien an diesen besonders mächtigen Kriegern keinen Nachschub mehr zu haben. Selbst die Wölfe gingen wieder auf Abstand. Ihre Reihen formierten sich, auch wenn sie einige Tote zu beklagen hatten. So schien es doch noch einen Morgen für sie zu geben.

Noch bevor Gunlaug selber einen triumphierenden Schrei ausstoßen konnte, sprang Aziles neben ihn.

»Etwas geht vor sich«, sagte der Steppen-Elf. Das war das erste Mal, dass Gunlaug ihn tatsächlich ängstlich sah.

Was es war, das erfuhr er gleich darauf: Der Wolf mit dem Menschengesicht erschien auf einem Felsen, umgeben von seinem Gefolge. Der Gesichtsausdruck war derselbe, den er auch damals hatte, als Gunlaug ihn zum ersten Mal an der Seite von Sartur

gesehen hatte: Spott und eine schwer zu deutende Unnahbarkeit.

»Da ist es!«, rief Hartried aus. Der König zögerte keinen Augenblick, sofort schnellte Königskeil nach vorne.

Doch da, wo der Wolf mit dem Menschengesicht gerade noch gestanden hatte, war niemand mehr. Zur Verwunderung des Königs kehrte das Wurfgeschoss nicht wieder in seine Hand zurück.

Der Wolf mit dem Menschengesicht tauchte auf einem anderen Stein wieder auf. Tatsächlich sprach es die Zunge der Menschen: »Einen zweiten Wurf wird es nicht geben.«

Davon ließ sich Hartried nicht beeindrucken. Er zog sein Schwert und zeigte mit der Spitze auf das gespenstische Wesen. »Das ist unser Ziel! Wer mir seinen selbstgefälligen Kopf bringt, bekommt ein eigenes Fürstentum!«

Und damit rannten sie los.

Kapitel 9, Hedda

Ihr Tross bestand weiterhin aus genügend Fürsten mit genügend bewaffneten Recken, um als Armee zu gelten. Dennoch fühlte sich in der Nacht niemand sicher. Sie stellten mehr Wachen auf als üblich und trafen besondere Sicherheitsvorkehrungen; jeder sollte ständig in Sichtweite eines anderen bleiben und Männer wurden abgestellt, um das Lager die ganze Nacht hindurch mit Feuern zu erhellen. So viele Bäume mussten sie dafür fällen. Das Holz nutzten sie außerdem für Palisaden. Trotzdem zählten sie am nächsten Morgen einen oder zwei weniger.

Die Raben folgten ihnen auf Schritt und Tritt, auf jeder Station ihrer Reise. Heddas scharfe Augen glaubten, an ihren Schnäbeln das Rot des Bluts zu erkennen. Oder war es nur der Saft von Beeren? Sie hatten schnell beschlossen, die Suche nach den Vermissten aufzugeben, nachdem sie entweder erfolglos verlaufen war oder sie nur Leichen gefunden hatten, über die sich Wölfe, Krähen, Raben und andere Bewohner des Waldes bereits hergemacht hatten.

Nach und nach verabschiedeten sich die Fürsten, deren Fürstentum nah war oder die eine andere Route einschlugen. Mit Ungewissheit zogen sie ab, ob man sich im nächsten Jahr beim Königs-Thing wiedersehen würde. Jeder spürte, wie der Wald sich verändert hatte und wie die Tiere ihnen mit einer ungewöhnlichen Bösartigkeit gegenübertraten. Jäger berichteten, wie selbst Rehe sich aggressiv verhielten. Ein Eber soll sogar drei Männer getötet haben.

Hedda nahm gerade eine Rast mit ihren Gefährten ein und musste dabei stets die Schar schwarzer Vögel in den Baumwipfeln über ihnen im Auge behalten. Die Raben krächzten untereinander, als ob sie Pläne ausheckten Oder verhöhnten sie nur die Menschen?

Was hätte Hedda in einer solchen Situation getan, wäre die Armee ihre Mannschaft und befänden sie sich auf hoher See? Hedda hatte bereits mit einer Seeschlange zu tun gehabt, die ihnen unter der Wasseroberfläche auflauerte und nur darauf wartete, dass einer von ihnen sich zu weit über die Reling hinausbeugte oder gar aus dem Schiff fiel. Die Ungewissheit, die Spannung und die beständigen Gedanken darüber, wen es als Nächstes treffen könnte, das zerrüttet

die Moral.

»Es sind nur Vögel«, sagte sie zu sich selbst.

Rodried war anwesend und hatte es gehört. »Wirklich, sind sie das? Ich bin mir nicht mehr so sicher. Raben verhalten sich nicht so.«

Er fasste seinen Ring an, holte einmal tief Luft. Hedda hielt sich noch rechtzeitig die Ohren zu, bevor Rodried einen fürchterlich lauten Ruf ausstieß, welcher die Vögel aufschrecken und davonfliegen ließ.

Rodried lachte mit gewöhnlicher Lautstärke, sichtlich amüsiert über seinen kleinen Scherz. Verwundert sahen die umstehenden Krieger zu ihm rüber.

»Rodried!«, mahnte Melinde. »Du hattest geschworen, die Macht des Rings nicht für Späße zu missbrauchen!«

Der junge Fürst verzog das Gesicht. »Diese Raben haben den Männern Angst eingejagt. Ich habe sie nur verscheucht.«

»Das war einst unsere Geheimwaffe«, seufzte Hedda. »Nun gut, spätestens seitdem du den Ring während der Schlacht verwendet hast, sollte ihn jeder kennen.«

Rodried lächelte zufrieden. »Ich hoffe, Hartried klingelt noch immer das Ohr. Geschähe ihm recht.«

»Das wäre das Mindeste«, pflichtete ihm Hedda bei und musste sogleich an Gunlaug denken. Was würde aus ihm, würde Rodried tatsächlich seine Rache bekommen? Was hat der junge Fürst überhaupt geplant? So viele Gedanken schwirrten ihr durch den Kopf.

»Wenn du willst, kannst du auch eine Weile mit Melinde im Wagen mitfahren«, sagte ihr Rodried vertraulich. »Selbst ich merke, dass dich etwas bedrückt.«

»Danke«, sagte Hedda und versuchte, ihr tapferstes Lächeln aufzulegen. »Es geht schon. Ich muss nur über einige Sachen nachdenken. Das sollte ich auch auf dem Pferd schaffen.«

Rodried nickte und erhob sich. »Wir brechen bald auf. Ich muss meine Männer anführen.«

Raben kreisten auch über dem Fürstenhof von Trollhammer, als sie die Halle mitsamt der hohen Palisade in der Ferne erblickten. Die Trosse der Fürstentümer Geistwimmer, Spatzensturz und

Trollhammer hatten sich von der restlichen Armee abgespalten, um vorerst hierher zu reisen und am Hofe von Thula Kraft zu sammeln.

Mit eiserner Miene und wenigen milden Worten für ihre Schutzbefohlenen hatte die Fürstin auf dem Weg hierher über die leergefegten Felder geblickt. Sie versicherte den Bauern, für den Winter sei vorgesorgt, »auch wenn ich zwei weitere Armeen zu versorgen habe«, sagte sie. Für Hedda überraschend gastfreundlich lud sie die Heere von Spatzensturz und Geistwimmer ein, bei ihr zu rasten und sich versorgen zu lassen. »Zumindest für ein paar Tage.«

Bald darauf sollten die Cherus-Kinder, Rodried und Forkmann die tatsächlichen Beweggründe erfahren. Thula verfolgte ein Ziel, und dafür brauchte sie viele fähige Krieger.

Die Fürstin hatte die Verteidigung ihres Hofes nicht vernachlässigt und eine beträchtliche Zahl an Wachen zurückgelassen. Mit Speeren und breiten Schilden reihten sie sich vor dem Fürstenhof auf, dazu viele Mägde und ein fein angezogener Herr mittleren Alters, mit langen blonden Haaren, einer mit Stolz geschwellten Brust und einem breiten Schwert an der Hüfte.

»Ihr seid zurück und den Göttern sei Dank wohlbehalten«, sagte er. »Hier am Hof werdet Ihr alles zu Eurer Zufriedenheit vorfinden. Allerdings habe ich schlechte Nachrichten, was die Felder anbelangt.«

»Ich bin alt, aber nicht blind«, krächzte sie. »Die Felder haben wir uns bereits angeschaut.« Dann an die anderen gewandt. »Das ist Reumund, mein Verwalter, Vogt und der Erbe des Fürstenhofs, sollte ich demnächst das Zeitliche segnen. Es sei denn, jemand hier hat vor, mit diesem brüchigen Leib noch schnell einen Erben zu zeugen.«

Das verlegene Schweigen überbrückten sie damit, abzusetzen. Hedda begab sich zu Melinde, um ihr vom Wagen zu helfen.

»Zum Glück hast du das nicht gehört«, sagte sie dem Mädchen.

»Doch. Und ich werde es niemals vergessen.«

Forkmann schwang sich vom Sattel und begrüßte Reumund mit einer kräftigen Umarmung, als wären sie schon lange gute Freunde. Der gewaltsam Gepackte reagierte nicht so erfreut, hieß ihn dennoch höflich und respektvoll willkommen.

Reumund lud sie in die Halle, während für ihre Krieger gesorgt wurde. Lange Bänke säumten hier hohe Balken, welche mit Monstrositäten geschmückt waren, wie es sich für ein Fürstentum

gehörte, das sich Trollhammer nannte. Den besagten Hammer fand Hedda schließlich auch, er hing über dem Thron (auf den Thula sich zielstrebig zubewegte) und war ein gewaltiges Tötungswerkzeug von ungeheurer Größe. Sie war sich selber nicht sicher, ob sie diesen Hammer hätte schwingen können. Der Griff war so breit wie ihre eigene Faust und der Hammerkopf hatte die Maße eines Brustkorbes. Zudem bestand er aus Stein und war verziert mit der ihr unbekanntem Runenschrift der Zwerge.

Eine Magd trat heran, stellte einen kleinen Schemel vor den Thron und entfernte diesen sofort wieder, nachdem sich Thula dank des Behelfs gesetzt hatte. Die Fürstin verschwand fast in dem hohen Stuhl, gab sich dennoch eine würdevolle Sitzhaltung.

»Da staunt ihr nicht schlecht«, kommentierte Forkmann, als er auf der Bank Platz nahm. »Selbst die Fürstin kann nicht sagen, wie dieser Hammer dorthin gekommen sein soll.«

Rodried bekam den Mund nicht zu, so sehr staunte er über die übergroße Waffe, bis ihn Melinde darauf hinwies.

»Er ist ein Relikt aus alten Tagen«, sagte Thula, während auch sie sich setzten. »Der Stammvater meines Geschlechts soll den Riesen erschlagen haben, der diesen Hammer geführt hatte. Seitdem hängt er dort und mahnt all jene, die sich gegen mein Fürstenhaus auflehnen wollen, welche Kraft in uns steckt.«

Dann wurde sie auf einmal sehr müde und kleiner, als würde der Thron sie verschlucken. Ihr ältliches Kinn stützte sie mit der dürren Hand ab und lange schwieg sie. Reumund stellte sich hinter sie und blickte zu dem Hammer hoch.

»Doch damit ist es wohl vorbei«, sagte sie. »Ich bin die letzte aus der direkten Blutlinie. Reumund ist lediglich ein entfernter Verwandter, der seinen Anspruch rechtens macht. Von mir aus, wenn die Götter es so wollen.«

»Ich werde diesen Hammer achten«, sagte er. »So, wie es Eure Vorfahren getan haben.«

Thula machte eine wegwerfende Handbewegung. »Doch das soll vorerst keine Rolle spielen. Wir sind wegen etwas anderem hier. Keine Sorge, ihr bekommt schon bald etwas zu speisen. Da bringen sie schon etwas zu trinken herbei.«

Für Thula gab es Wasser, während Bedienstete ihnen Krüge mit

süßlich duftendem Met überreichten.

»Bedient euch, keine Bescheidenheit. Sonst strafen mich die Götter.«

Reumund flüsterte ihr etwas zu und damit war Thula fürs Erste mit Angelegenheiten des Fürstentums beschäftigt. Sie tranken gierig, schließlich hatten sie einen langen Tag hinter sich und waren mit einem guten Tempo hierher gereist. Sobald ein Krug leer war, standen die Mägde bereit, ihn wieder aufzufüllen.

Sie wechselten nur wenige Worte, denn ein jeder war gespannt darauf zu erfahren, was Thula überhaupt mit ihnen vorhatte. So still es in der Halle war, fiel es Hedda nicht schwer, das Gekrächze der Raben zu hören, das direkt vom Dach zu kommen schien.

»Ist das hier normal?«, fragte sie an Forkmann gewandt und deutete nach oben.

»Nicht, dass ich wüsste«, sagte der Fürst und befasste sich wieder mit seinem Getränk.

»Es sind dieselben Raben«, sagte Melinde. »Sie verfolgen und beobachten uns. Da bin ich mir sicher.«

Da geht die gute Stimmung, hätte Piasus in dieser Situation bestimmt gesagt. Verdammt, warum musste sie gerade jetzt an ihn denken?

Thula scheuchte Reumund fort, der sich, ohne eine Miene zu verziehen, hinter den Thron stellte. Er war die Behandlung wohl gewohnt. »Ich habe mitgehört, so gut sind meine Ohren doch noch. Es geht um die Raben. In der Tat ist es keine Überraschung, dass sie uns bis hierher gefolgt sind. Denn ich kenne den Geist, der sie befiehlt. Der Rabengeist hat seinen Sitz hier in der Nähe.«

»Und davon erfahren wir jetzt?«, fragte Forkmann. Der schüttelte den Kopf. »Normalerweise bist du offener, was solche Sachen anbelangt.«

»In unserer Situation hinauszuposaunen, dass ich einen dieser Geister gut kenne! Ha! Mache dich nicht lächerlich. Alle glauben sonst, ich mache mit ihm gemeinsame Sache. Und glaubt mir, es überrascht mich selbst, wie sehr sie uns verfolgen. Normalerweise bleiben sie unter sich. Bislang verhielt sich der Rabengeist ebenfalls friedlich, nur selten musste ich ihn wegen etwas aufsuchen. Es ist nicht gut, mit solchen Wesen häufig Kontakt zu haben.«

»Erstaunlich!«, entfuhr es Rodried. »Ich habe davon gehört, einige Fürsten pflegten ein engeres Verhältnis zu den Wesen des Waldes. Doch als sich mehr und mehr Cherus zuwandten, schwand der Einfluss der Geister.«

»Das ist richtig«, antwortete Thula. »Die Geister des Waldes haben weniger zu sagen, nun da die Merowa Cherus und den anderen Göttern huldigen. Manche Geister erfreut das gar nicht, andere scheint es wenig zu kümmern und wieder andere Geister zogen sich ganz zurück und scheuen den Kontakt mit uns Sterblichen.« Sie lächelte grimmig. »Ich habe geplant, wir setzen uns mit einem von ihnen mal zusammen und besprechen die Sache.«

Melinde, welche neben Hedda saß, schüttelte sich, als durchfuhr sie ein Schauer.

Kapitel 10, Hedda

Thula ließ es an nichts mangeln. Forkmanns Einwände, sie sollte ihre Vorräte schonen, stießen bei ihr auf taube Ohren. Stattdessen zeigte sie sich als spendable Gastgeberin. »Vielleicht wird es unser letzter Sommer«, sagte sie mit einem wölfischen Grinsen, als sehnte sie es herbei.

Reumund schüttelte nur den Kopf, führte jedoch jeden Befehl der Fürstin ohne Widerworte aus. An diesem Abend aßen sie reichlich, die Jäger hatten kürzlich einen prächtigen Hirsch geschossen. Dazu gab es einen Eintopf aus Zwiebeln, Karotten, Erbsen und Bohnen sowie einen Teller mit Käse. Der Met floss, wenn jemand danach fragte, doch mahnte Thula, es nicht zu übertreiben.

Es war ein tatsächlich fürstliches Mahl, Hedda wusste nicht mehr, wann sie zuletzt so gut gegessen hatte. Bei den Mykerios sehr wohl, Daedlus war ebenfalls ein guter Gastgeber gewesen und mochte es, seinen Reichtum und seine Beliebtheit mit den ständigen Zusammenkünften und Feiern zur Schau zu stellen. Doch Hedda mundete die Herzhaftigkeit dieser einfachen, nördlichen Küche weitaus mehr.

Worte fielen nur wenige. Auf jedem lastete ein schweres Gemüt, jeder hing seinen eigenen dunklen Gedanken nach. Man bedankte sich bei Thula für das Mahl, Forkmann klopfte sich auf den Bauch, er und Rodried rülpsten, wie es bei den Merowa gute Sitte war. Die Nacht brach herein, für Thula die richtige Zeit, wie sie selber sagte.

»Denn tagsüber zeigt er sich nicht. Fragt mich nicht, warum, doch aus diesen Wesen kann man nicht schlau werden. Am besten reisen nur wir und nehmen kein weiteres Gefolge mit. Alles andere könnte als feindliche Handlung wahrgenommen werden.« Die Greisin wandte sich an Melinde. »Und du, mein Mädchen ...«

»Ich komme mit«, sagte sie sofort mit Bestimmtheit.

Thula sah sie für einen Moment an, ihr Ausdruck bekam etwas Trauriges. »Manchmal muss man den Kindern ihren Willen lassen.«

Sie bestiegen Pferde und Reithirsche. Eine kleine Reisegruppe, drei Fürsten, zwei Töchter des Cherus, ritt von Raben begleitet in die

Nacht hinaus.

Sie hätten nur den Raben folgen müssen, würde Thula ihnen nicht den Weg weisen. Ihre Zahl schien nur zuzunehmen. Beim Aufbruch spendeten Sterne und Mond Licht, doch je näher sie dem Ziel kamen, desto dichter ballten sich die Raben zu einer dunklen Wolke zusammen. Wo sie nicht über ihre Köpfe flogen, setzten sie sich auf die Äste und Zweige der vielen Bäume, nur, um sich wieder in die Lüfte zu erheben, wenn die kleine Gruppe weitergezogen war. Verglichen mit dem Verhalten der letzten Tage waren sie hingegen vollständig still. Nur hin und wieder stieß einer ein kurzes Krächzen aus, wie um sie zu ermahnen, die Stille und Ruhe dieses Ortes zu wahren. Thula führte sie tiefer in den Wald, das Gelände wurde unwegsamer und hügeliger. Ihre Reittiere mussten steile Hänge erklimmen, zu Fuß wäre es eine beschwerliche Reise gewesen.

»Was ist das für ein Ort?«, fragte Rodried und deutete auf Pfähle, geschmückt mit Rabenfedern. »Betet ihr diese Geister hier an?«

»Ich nicht«, krächzte Thula. »Es interessiert mich nicht, welche Geister, Götter und Wesenheiten meine Schutzbefohlenen anbeten. Es ist ihre Sache und sie sollen damit glücklich werden, wie es ihnen beliebt. Sollte es aber einen Kult um den Rabengeist geben, dann hätte ich davon schon lange erfahren. Nein, stattdessen ist es etwas anderes.«

Mit den knorrigen Fingern zeigte sie auf einen Felsen. Sie mussten die Augen zusammenkneifen, um das Relief zu erkennen. Es zeigte einen Menschen mit Flügeln, wenn es denn ein Mensch sein sollte. Zu seinen krallenartigen Füßen lagen mehrere Personen, als wären sie seine Beute, auf die er sich gerade herabgestürzt hatte. Daneben erhoben sich einige der Pfähle, diesmal nicht nur mit Rabenfedern, sondern auch mit den blankpolierten Schädeln der Vögel geschmückt.

»Sie bannen das Wesen«, sagte Melinde. »Das alles dient dazu, den Geist an diesem Ort festzuhalten.«

Woher wusste Melinde das nur? Je mehr Zeit Hedda mit der Cherus-Tochter verbrachte, desto mehr konnte sie sich eine Zukunft vorstellen, in der Melinde als weise Frau im Wald lebte, die die Menschen für ihren Rat und ihre Visionen aufsuchen.

»Hoffen wir das«, sagte Rodried nur dazu.

Felsreliefs dieser Art häuften sich, die Darstellungen wurden blutiger. Rotes Pigment hatten sie verwendet, um die Grausamkeit darzustellen, mit der der Rabengeist seine Beute fing, und die Menschen lagen nicht nur unter ihm, ihre Körper waren zerrissen, Arme und Beine abgetrennt und die Köpfe nirgends zu finden.

Dabei handelte es sich wohl nicht nur um eine Warnung oder einen Versuch, sie einzuschüchtern. Nach einiger Zeit bemerkten sie die ersten Knochen. Sie hielten nicht an, um sie genauer zu untersuchen. Es hätten die Knochen von Menschen als auch von Tieren sein können. Nur die Schädel fehlten.

»Ich hätte nie gedacht«, begann Forkmann fast flüsternd, »dass ganz in der Nähe deines Fürstenhofs eine solche Kreatur lebt. Hätte ich davon gewusst, wäre ich wahrscheinlich weniger oft zu dir gereist.«

»Es ist nie etwas passiert, nicht wahr? Weder während deiner Reise, noch während du im Gästezimmer deinen Rausch ausgeschlafen hast. Manchmal sind die Träume von Raben und dunklen Schwingen erfüllt, doch es sind nur Träume. Sie richten keinen Schaden an und haben keine Botschaft.«

»Nein, an solche Träume kann ich mich nicht erinnern«, sagte Forkmann.

Thula lächelte ihn spöttisch an. »Wie gesagt, du hast deinen Rausch ausgeschlafen.«

Zumindest lenkte dieses Gespräch Hedda für einen Moment ab und ließ sie verwundert zurück. Wie vertraut waren die beiden miteinander? Sie musste später mal Rodried fragen, zumindest der dürfte eine gewisse Ahnung von den Beziehungen der Fürsten untereinander haben.

Die Raben rissen sie aus ihren Gedanken. Ihre Schwärme verdichteten sich, wie aufgeschreckt flogen sie durch die Luft und kamen dabei der Reisegruppe gefährlich nahe. Mit Unbehagen blickte Hedda auf ihre spitzen Schnäbel.

»Wir sind bald angekommen«, sagte Thula. »Lasst euch keine Angst einjagen, das versuchen die immer. Je mehr ihr euch fürchtet, desto mächtiger werden sie.«

»Ist das nicht Aberglauben?«, fragte Hedda.

»Was denkst du, wo du hier bist?«, erwiderte Thula ernst.

Schließlich traten sie auf eine weite Lichtung mit einem wuchtigen Baum in der Mitte. Seine Krone war wie abgebrochen, nicht in die Höhe wuchs er, sondern in die Breite, während die Äste bis zum Rande des Hains griffen. Kein Blatt und keine Frucht deuteten auf die vitale Kraft des Baumes, stattdessen war es lediglich ein hölzernes Gerippe, auf welches sich die Raben zuhauf setzten. Während sie ihre Reise größtenteils unkommentiert ließen, begannen die Raben hier wieder mit ihrem Gekrächze und Geschnatter.

»Sollen wir absteigen?«, fragte Forkmann unsicher.

»Mach dich nicht lächerlich«, antwortete Thula nur und führte ihre kleine Reisegruppe an, näher zum Baum zu reiten. »Du brauchst auch nicht zu knien oder dich auf den Boden zu werfen. Wir sind nicht hier, um irgendetwas anzubeten. Wir wollen nur reden.«

Die letzten Worte sprach sie, während sie wenige Mannslängen vor dem Baum anhielten. Angespannte Momente vergingen, in denen sie darauf warteten, welche Gestalt sich in der Krone zeigen würde.

»Was, nicht hier?«, wunderte sich Thula gespielt und zeigte mal wieder, wie unerschrocken sie war. »Wir haben den weiten Weg zurückgelegt, nur, um mit der kalten Schulter begrüßt zu werden? Zeige dich doch wenigstens meinen Gästen, schließlich habe ich ihnen was versprochen.«

Alle Raben sprachen: »Ich bin nicht zu deiner Unterhaltung hier.«

Sie alle öffneten ihre Schnäbel. Wie von einer Gesangsgruppe erklangen diese Worte, hoch und gell.

»Dass ich mich schon herablassen muss, mit dir auf diese Weise zu kommunizieren«, sprachen die Raben wieder im Gleichklang. Es war laut, die Worte durchdrangen Heddas Schädel, auch wenn sie sich die Ohren zuhielt. »Diese Sprache der Sterblichen zu sprechen und meine Raben dazu zu verwenden. Welch Entwürdigung. Welche Qual und welche Mühe. Wie sinnlos, was für eine Zeitverschwendung, selbst für ein Wesen wie mich, das alle Zeit der Welt hat.«

»Oh, wir haben schon gute Laune«, sagte Thula. »Ist etwas

vorgefallen, das dich so verstimmt? Und wieso zeigst du dich nicht in deiner wahren Gestalt? Warum müssen wir mit deinem Schwarm sprechen?»

»Wieso nur, wieso nur fragt sie«, schnatterten die Raben. Diesmal nicht unisono, sondern wild durcheinander krächzten sie. »Wieso wir das hier machen, wieso wir hier sind – wieso wir das machen – hier sind – und nicht da. Wieso sie mit den Raben redet – wieso wir nicht hier sind – wo ich doch alle Raben bin und noch viel mehr.«

Thula drehte sich zu ihnen um und schüttelte den Kopf. Sie gab sich tapfer, doch selbst Hedda bemerkte, das Gespräch hätte eigentlich anders verlaufen sollen.

»Ihr braucht euch keine Sorgen zu machen«, sagte die Fürstin. »Er ist nicht alle Raben.«

Die Raben wurden lauter, ihr Redefluss wilder. »Lügnerin straft sie mich, Lügnerin straft sie uns alle! Oh, wieso wir so schlechte Laune haben, wundert sie sich – Lügnerin! – während sie solche Rede führt – straft sie! – und uns all dieser Sachen beschuldigt.«

»Ich beschuldige dich gar nichts ...«

»Freundlich war sie einst – Lügnerin – Oh, welche Qual – Wir sind schon da – Wo wir sind, fragt sie sich – Dort, wo sie nicht ist – So müssen wir mit ihr reden – Lügnerin! – Ich habe es satt – Frische Beute, frischer Fraß – Hier auf dem Dach – All diese Menschen – Sie kamen zu uns, den weiten Weg – Oh, welche Qual ...«

Es wurde unerträglich. Hedda versuchte schon nicht mehr, sich einen Reim aus dem Geschnatter der vielen Raben zu machen, Melinde hielt sich die Ohren zu und Rodried fasste sich bereits an den Ring.

»Genug!«, rief er mit alles übertönender Stimme, so laut, dass die Raben ihr wirres Gekrächze beendeten und aufgeschreckt davonflogen.

»Taktlos!«, fuhr Thula ihn an.

»Aus diesen Wesen wird keiner schlau!«, verteidigte sich Rodried. »Das ist Zeitverschwendung, der Geist hat es selber gesagt.«

Ein Rabe setzte sich auf einen nahen Ast, direkt über dem Haupt von Thula. »Wo wir sind, fragt sie sich. Will sie es noch immer wissen? Nun, in ihrem Fürstenhof sind wir, und es dürstet uns nach Blut.«

Kapitel 11, Gunlaug

Gunlaug ließ sich von Hartrieds Aufruf mitreißen. Er rannte hinter seinem Bruder mitsamt dem Gefolge hinterher, das einen wütenden Schrei ausstieß, der selbst einen Bären in die Flucht geschlagen hätte. Und danach schien es auch auszusehen; die Tiere flohen vor ihnen, Wölfe stießen winselnde Laute aus und zogen den Schwanz ein. Bären sah er keine mehr, außer denen, die sie erschlagen hinter sich gelassen hatten. Es war ein ähnliches Gefühl wie vorne an der Spitze einer Reiterschar, die in die Flanken der feindlichen Truppen drang, dasselbe Hochgefühl, welches einen jede Vorsicht in den Wind schlagen ließ.

Aziles sauste an ihm vorbei in die Dunkelheit. Dann sah Gunlaug ihn, wie er oben auf einem Felsen nach etwas Ausschau hielt, den Pfeil bereits an der Sehne genockt. Und während sie so liefen, fanden sie vereinzelt Wölfe und stießen ihnen ihre Speere und Schwerter ins Fell.

Dann erst mahnte ihn die innere Stimme: Liefen sie nicht in eine Falle? Dämon, Geist, wie auch immer man diese Wesen nennen mochte, sie verfügten über Intelligenz und mochten Fallen und Hinterhalte kennen.

»Hartried!«, rief er.

Der König hielt nicht, sondern sprang über Steine, stach in einen Wolf mit seinem Schwert und schlüpfte zwischen zwei nah beieinander stehenden Felsen hindurch.

Aziles erschien über ihm und sagte zu Hartried: »Der Dämon hat den Speer bei sich.«

Gunlaug hätte ihn verfluchen können, denn sein einstiger Besitzer lief deswegen noch schneller.

»Seid vorsichtig!«, rief der Steppen-Elf ihm hinterher.

Da lief Gunlaug an ihm vorbei. »Verdammt, ihm nach!«

Aziles verstand, sprang vom Felsen und verschwand.

Währenddessen überholten sie weitere Gefolgsmänner. Ach, er war schnelle Läufe nicht mehr gewohnt und das Alter half auch nicht. Doch sein älterer Bruder verschwand gerade im Dunkeln und tappte vielleicht in eine Falle, da durfte er nicht nachlassen! Auch

wenn er wiederholt über den felsigen Boden stolperte. Die Nacht erschwerte ihr Vorankommen und er sah weniger Gefolgsmänner um sich als noch zuvor. Wie viele von ihnen sich in diesem Gebirge verirrt hatten?

Auch Hartried musste es bemerkt haben. Er stützte sich schwer atmend an einem Felsen. Gunlaug wäre fast an ihm vorbeigelaufen, hätte Aziles ihn nicht gestoppt.

»Wir Saumya machen es nicht anders«, sagte der Steppen-Elf, als wüssten sie, was das bedeutete.

»Was?«, fragte Hartried nur.

»Eine Finte, einen Rückzug vortäuschen, den Feind aus der Formation reißen, ihn sich verausgaben lassen und dann, wenn er isoliert ist, jeden einzelnen töten.«

»Ich will nur meinen Speer«, sagte Hartried. »So schnell schmieden die Zwerge mir keinen zweiten, es sei denn, ich plündere unsere Schatzkammer.«

»Verständlich«, erwiderte Aziles. »Leider habe ich den Geist aus den Augen verloren. Wir sind ziemlich weit gelaufen und haben uns von unserem Lager entfernt, aber den Rückweg sollten wir noch finden.«

»Ist das auch die Art der Saumya? Das Weite suchen, sobald es gefährlich wird?«

»Ich bin hier für Ruhmestaten oder den Tod.«

»Damit kann ich dienen«, sagte Hartried und entfernte sich vom Felsen.

Während sie sich umsahen und die Lage einzuschätzen versuchten, hörten sie einen entfernten Schrei aus einer menschlichen Kehle.

»Jeden einzelnen töten«, sagte Aziles.

»Sartur finden wir hier nicht«, sagte Gunlaug. »Suchen wir deinen Speer und verschwinden wir.«

Einen Moment noch wollte er Gunlaug anfahren, doch dann kam wieder der neue Hartried zum Vorschein. Er sah den klugen Ratschlag ein und nickte verdrossen.

»Wenn wir unsere Männer dabei aufsammeln könnten, wäre das sehr hilfreich«, sagte Hartried. »Und die würden sich ebenfalls freuen.«

Aziles kletterte geschwind auf einen Felsen. »Dann sollten wir uns beeilen. Die Nacht riecht nach Tod und der Morgen wird sich noch eine Weile zieren.«

»Hilf mir auf.«

Gunlaug verschränkte die Hände und hob Hartried hoch. Der konzentrierte sich und starrte in die Nacht hinaus. Er hatte seinen Speer verloren, doch trug er noch immer das von Zwergen geschmiedete Diadem auf dem Haupt, welches ihn in weite Ferne blicken ließ.

»Erkennst du etwas im Dunkeln?«, fragte Gunlaug.

»Der Speer hat seinen Schimmer nicht verloren«, sagte Hartried und kletterte herunter. »Er wartet auf uns. Folgt mir. Oder habt ihr Angst?«

»Wir sind schon so weit gelaufen«, sagte Gunlaug. »Und so ein Abenteuer hatten wir beide schon lange nicht mehr.«

Hartried lächelte, als wäre das alles ein großer Spaß. »Erinnert an alte Zeiten, nicht wahr?«

»Sind wir nicht sogar ganz in der Nähe von dem Ort, wo ...« Er verschluckte die Worte, die auf ein vergangenes Abenteuer hindeuteten, über dessen Verlauf er geschworen hatte, niemals darüber zu erzählen. »Nun, wir waren hier schon einmal.«

Aziles konnte vermuten, was er meinte, ließ es sich aber nicht anmerken.

»Du hast recht, aber genug der Plaudereien.«

Ihm nach, durch das nächtliche Gebirge. Um sie herum hörten sie das Knurren und Heulen der Wölfe, die erstickten Schreie der Gefolgsmänner und einen kalten Wind, wie er über die Felsen wehte. Auf ihrem Weg fanden sie die Überreste der von den Wölfen gerissenen Krieger. Warmes Blut lief ihnen aus den Kehlen, doch erschlagene Wölfe zeugten von ihrem heldenhaften Ende. Und wer nicht den Tod gefunden hatte, wer sich zu ihnen verirrt, dem wies Hartried den Weg zurück zum Lager, auch wenn sie sich dem Kampf gegen den Dämon anschließen wollten.

Wie viele sie schon getötet hatten? Wie viele es noch sein sollten? Ihr blankes Metall konnte sehr wohl gegen Tiere bestehen, doch wie verhielt es sich mit dem Dämon? Der Mond verschwand hinter einem der Wipfel des Drachenwirbels, nur noch die Sterne wiesen ihnen

den Weg. Aziles sprang von Fels zu Fels und hielt die Umgebung von seiner erhöhten Position im Auge, während die Brüder mit Schild, Speer und Schwert sich gegen jeden möglichen Überfall bereithielten.

»Jetzt sehe ich ihn auch«, sagte Aziles und deutete in die Dunkelheit. »Das Schimmern des Speeres.«

»Und noch etwas anderes?«, fragte Hartried. »Wolfsdämonen mit Menschengesichtern, vielleicht?«

»Nein, keine Spur.«

»Ich habe meinen Speer gefunden, soll mir recht sein.«

Königskeil lag äußerst unzeremoniell im Staub. Aziles und Gunlaug hielten die Umgebung im Auge, beständig nach dem Zuschnappen der Falle Ausschau haltend, während der König seine Waffe aufhob.

»So einfach?«, fragte sich Hartried.

Da glänzte der Speer noch in seiner gewohnt silbrigen Pracht, dann erlosch der Glanz. Das Metall verfärbte sich, bröckelte und zerbröselte zwischen Hartrieds Fingern, bis nur noch ein weißlich-gräulicher Staub übrigblieb.

»Bei Cherus ...«

Die Nacht bekam eine neue Farbe, schwärzer als die tiefste Dunkelheit. Die Felsen um sie herum verschwanden, als würden sie erblinden. Doch leer blieb diese Dunkelheit nicht, sie war erfüllt von einer schieren Unmenge an gierigen, mit Reißzähnen bestückten Mäulern und dem durchdringenden Knurren aus tausend Kehlen.

»Die Götter sind nicht hier«, sagte eine ferne Stimme. »Noch ist euer Sartur in diesem Gebirge. Hier gibt es nur den Tod.«

Und das Menschengesicht des Wolfgeists erschien über ihnen wie der Mond im Himmel. Spöttisch blickte er auf sie herab, mit der gewohnten Gelassenheit und Gleichgültigkeit, bis sich sein Mund öffnete, verformte und verlängerte und zu einem Wolfsmaul anwuchs, das selbst im tiefsten hinteren Bereich seines Rachens mit scharfen Zähnen bestückt war.

Ihre Schreckensstarre wurden sie dann los, als die Dunkelheit und ihre vielen Mäuler auf sie zukamen. Hartried rannte als Erster, nicht aus Furcht, sondern weil er nichts zu befürchten hatte. Die Magie seines Ringes hatte seine Kraft nicht verloren, sein Körper drang in das lichtlose Schwarz der tausenden Beißer, welche nach

ihm schnappten und zubissen, doch er blieb unversehrt. Und so bahnte er ihnen einen Weg, zerriss den Schleier mit seinem eigenen Leib, den Schild vor sich gestreckt und mit dem Schwert nach den Mäulern schlagend.

Gunlaug und Aziles zögerten nicht lange und folgten ihm dicht auf den Fersen. Die Dunkelheit zog sich direkt hinter ihnen wieder zusammen. Zu einer Seite schirmte Gunlaug sich mit dem Schild ab und stieß mit dem Speer zu, wo auch immer eine der Wolfskehlen ihn anfallen wollte. Doch weder die eine noch die andere Waffe vermochte, alle Angriffe auf ihn abzuwehren. Die Zähne waren nicht nur eine Illusion, um ihnen Angst einzujagen, sondern stellten die Wirklichkeit ihrer Schärfe schmerzhaft unter Beweis; sie verbissen sich in seiner Schulter, einer der Wolfsmäuler bekam seine Wade zu packen und ließ ihn taumeln. Speichel spritzte ihm ins Gesicht, auf die Arme und den Nacken. Und beständig dröhnte ihm das Knurren und Bellen in die Ohren.

Wie eine Erlösung wirkte es, als sie auf der anderen Seite wieder herausstürzten, über sich die Sterne und die dunkel sich erhebenden Wipfel des Drachenwirbels.

Sie gaben sich eine kurze Verschnaufpause und blickten einander mit vor Schrecken geweiteten Augen an. Viele kleine Bissspuren und Kratzer verunstalteten Gunlaugs Körper, wie er nach einer kurzen Begutachtung feststellte. Bei Aziles sah es nicht anders aus, aus einer Wunde am Turmschädel lief ihm das Blut über das linke Auge. Bei Hartried war nur der schöne Mantel in Fetzen gerissen, während seine Haut unversehrt blieb.

»Wir müssen weiter«, sagte Hartried und deutete hinter sie.

Die Dunkelheit bewegte sich, die Mäuler geiferten und schnappten nach ihnen. Dahinter erkannten sie das allzu menschliche und doch unheimliche Gesicht des Wolfgeistes. Die Gleichgültigkeit und Gelassenheit war abgelegt, nun blickte es durch die Flut an Kiefern und Zähnen mit gierigen, rot schimmernden Augen auf sie.

Das war genug, sie rannten mit aller Kraft, welche sie nach den Strapazen des Kampfes, der Jagd nach dem Dämon und der Flucht aus der Falle noch finden konnten. Öfter, als er zählen konnte, stolperte und stieß Gunlaug gegen die Felsen des Gebirges, und Hartried ging es nicht anders. Nur Aziles kam geschwind und geschickt voran,

sprang von Stein zu Stein und vermied jedes Hindernis.

Gunlaug wagte einen Blick nach hinten und schöpfte Hoffnung: Die Wand aus Dunkelheit kam nur langsam voran. Sie konnten ihn tatsächlich abhängen. Die körperlosen Wolfskehlen hörten sich wütender, gieriger an, als würde ihre Beute davonkommen. Er hatte kein Interesse, sie in dieser Annahme zu enttäuschen.

»Wir hängen sie ab!«, rief Aziles triumphierend. »Nur noch ein Stück.«

Die beiden Cherus-Brüder verlangsamten ihren Lauf. Aziles schien die Ausdauer für beide zu haben, er atmete nicht einmal schwer.

Hartried wagte ebenfalls einen Blick rückwärts. »Es verfolgt uns noch immer.«

»Bis zum ... Morgengrauen«, keuchte Gunlaug. »Wenn wir es ... bis zum Sonnenaufgang schaffen ... Dann sollte es vorbei sein. Oder?«

»Die Nacht ist noch jung«, wandte Aziles ein.

Und da stoppte Hartried für einen Moment und deutete auf eine Felswand. »Das kenne ich doch.«

Sie wirbelten ordentlich Staub auf, als Gunlaug und Aziles ebenfalls abrupt ihren Lauf beendeten und sich das anschauten, was Hartried wichtig genug erschien, die Flucht für einen Moment zu unterbrechen.

»Das sind Zwergenrunen«, sagte Gunlaug. »Wir können sie nicht lesen. Also, was soll das?«

»Du erinnerst dich nicht?«, fragte Hartried und lief wieder los. Diesmal nicht kopflos, sondern gezielt nach etwas suchend. »Stimmt, du warst ja nicht dabei. Hier in der Nähe befindet sich der Eingang zu einem Zwergenhort. Sollten sie den Mechanismus für die Tür nicht geändert haben, dann könnten wir da drinnen Schutz finden.«

Aziles strahlte plötzlich. »Wir werden Zwerge sehen!«

Da drehte sich Hartried zu ihm: »Wenn alles gut läuft, dann nicht.«

Kapitel 12, Gunlaug

Sie waren die Gejagten und die Nacht war in der Tat noch jung. Vereinzelte Wölfe streunten um sie herum, verzogen sich hinter Felsen und knurrten sie hinter dürren Sträuchern hervor an. Aziles sandte nur einige wenige Pfeile in ihre Richtungen, denn sein Köcher hatte sich während des Kampfs gefährlich geleert. Da die Wölfe sie nicht angriffen, unterließ er es bald, weitere zu verbrauchen.

Das hinderte sie nicht daran, sich unermüdlich ihren Weg durch das Gebirge zu bahnen. Dabei ging es vorbei an schroffen Felsen, die steilen Hänge hoch und wieder herunter, einen ziehenden Wind im Rücken oder im Gesicht. Der Mond war wieder aufgetaucht und spendete ihnen etwas Licht, doch oft genug stieß und stolperte Gunlaug sich durch den kargen Drachenwirbel und seine ungemütliche Steinlandschaft. Erschöpfung machte sich bei ihnen breit, doch ruhen wollten sie nicht.

Hartried trieb sie beständig weiter: »Haltet Ausschau«, sagte er. »Nach Höhlen oder Eingängen ins Tiefenreich des Gebirges. Dort sollten wir weitere Tunnel finden, mit deren Hilfe wir den Geist und seine Wölfe umgehen können.«

»Ist es klug«, unterbrach ihn Aziles und deutete in eine Richtung, aus der sie das Geknurre von mehreren Wölfen zu hören glaubten, »unseren Plan einfach so offen zu besprechen? Der Feind hört vielleicht mit. Vielleicht verstehen uns diese Wölfe nicht, der Geist aber sehr wohl.«

»Soll er doch«, sagte Hartried und lächelte grimmig in die angedeutete Richtung. »Soweit ich das einschätzen kann, wird er uns dorthin nicht folgen können. Es ist noch immer ein Wesen Merows, ein Wesen der Wälder und Sümpfe, der Hügel und Seen des Landes. Unterhalb der Erde herrschen ganz andere Mächte.«

»Wäre es deswegen nicht klug von dem Dämon«, warf Gunlaug ein, »uns aufzuhalten?«

»In der Tat. Haltet die Augen offen.«

Geist? Dämon? Anstatt düsteren Gedanken nachzuhängen, dachte Gunlaug darüber nach, wie dieses Wesen zu kategorisieren war. Aziles hätte es vielleicht als Dämon bezeichnet. Für sein Volk waren

die Wesen des Waldes, welche weder Tier noch Mensch waren und aus einer anderen Sphäre zu stammen schienen, Geister, jedoch nicht zu verwechseln mit den Seelen der Verstorbenen, welche noch immer umherwanderten. Vielleicht war der Übergang von einem zum anderen fließend und abhängig davon, wie sich das Wesen ihnen gegenüber verhielt. Eine kaum sichtbare und spürbare Macht, welche ein bestimmtes Gebiet ihr Reich nannte, könnte man als Geist bezeichnen. Doch sobald es sich offen feindlich gegen den Menschen verhält, ihnen nach dem Leben trachtet und allgemein nur Unglück und Schaden bringt, nennt man es Dämon.

Aber auch dieses Gedankens war Gunlaug irgendwann überdrüssig. »Ich will nicht wissen, an wie vielen möglichen Eingängen wir bereits vorbeigelaufen sind. In der Nacht sind diese doch so gut wie unsichtbar. Sie sollen ins Reich der Zwerge führen. Bekanntlich wollen die am liebsten gar nicht gefunden werden.«

»Richtig«, sagte Hartried. »Und dank der Dunkelheit fällt es mir auch nicht leichter, mich zu erinnern. Ziemlich sicher, als ich das letzte Mal hier war, da war es helllichter Tag.«

»Ich war wohl nicht dabei.«

»Nein, warst du nicht.«

Gunlaug und Hartried hatten nicht die gesamte Zeit ihres Lebens miteinander verbracht, nachdem sie sich im Jugendalter getroffen hatten. Es gab Tage bis Wochen oder gar Monate, in denen sie ihren eigenen Vorstellungen und Zielen nachgingen. Gunlaug etwa reiste wiederholt zur Küste, zunächst, um seine Mutter zu besuchen, und nachdem diese verstorben war, um nach Hedda Ausschau zu halten. Die zog allerdings das Leben auf der beständigen Reise über das Meer vor und mied ihn aufgrund dessen, was später mit Simunds und Melindes Sippe vorgefallen war. Und so hatte sich das irgendwann erledigt, seitdem Hartried seine Frau geheiratet hatte und zum König gekrönt worden war. Und ja, da gab es eine Zeit, in der Hartried etwas mit den Zwergen zu tun gehabt hatte und Gunlaug gerade unterwegs war.

»Es geht doch nicht etwa um die Zwerge, welche den Ring geschmiedet hatten, oder?«

Sie hielten kurz an, es waren gerade keine Wölfe in der Nähe.

»Um die geht es«, sagte Hartried. »Wir sind nicht weit vom

damaligen Sitz von Hedwinnas Familie entfernt. Und hier hatten auch die beiden Brüder ihren Hort, diese Tiuz und Derthul. Damals hatte man mir den Weg genannt, wie man ihre Behausung unterhalb der Erde finden konnte. Irgendwo hier in der Nähe ... Eigentlich haben diese Horte immer mehrere Ein- und Ausgänge. Aber ich werde auch nicht jünger, die Erinnerungen verblassen und wie gesagt, die Dunkelheit macht es mir auch nicht leichter.«

Aziles fragte mit kaum verhohlener Begeisterung in der Stimme: »Irgendetwas, worauf wir achten müssen?«

»Runen-Zeichen, in den Fels gehauen oder auf metallene Tafeln. Wenn wir einen Eingang ins Erdinnere finden, ob natürlich oder durch Zwergenhand behauen, dann reicht mir das ebenfalls.«

Der Steppen-Elf nickte eifrig.

Das Heulen und Knurren der Wölfe kam näher.

»Und schnell, wenn es geht«, sagte Hartried.

Und so ging es weiter. Der Mond hatte den Zenit überschritten, die Nacht war zur Hälfte vorüber. Vielleicht mussten sie einfach nur in Bewegung bleiben? Vielleicht hatte der Dämon an Selbstvertrauen eingebüßt, nachdem Hartried sich ihm so einfach widersetzt hatte? So einfach war es letztlich nicht gewesen, sie hatten es schlicht seiner Unverwundbarkeit zu verdanken, dass sie da unbeschadet wieder herausgekommen waren.

Auch dem Dämon musste die Zeit davonlaufen. Die Drohgebärden seiner Wölfe nahmen zu, sie verhielten sich aggressiver, kamen näher und schnappten nach ihnen, wenn sie an ihnen vorbeiliefen. Aziles behielt seine Pfeile im Köcher, stattdessen hatte er das kurze Schwert der Saumya gezogen. Gunlaug vermochte dem einen oder anderen Wolf einen schmerzhaften oder tödlichen Stich mit dem Speer zuzufügen, doch ihre Zahl nahm nicht ab.

»Wachsen die aus dem Boden?«, fragte Gunlaug frustriert.

»Besser nicht«, sagte Aziles, »da wollen wir doch hin.«

Die Wolfsrudel hatten sich zu einer solchen Zahl zusammengeballt, dass sie ihnen den Weg versperren konnten. Gunlaug und seine Gefährten zögerten einen Moment, die Waffen griffbereit. Gewiss konnten sie sich durchkämpfen, wenn sie Hartried als menschlichen Schutzschild benutzten, doch war es das wert?

»Einen anderen Weg«, sagte Hartried und sie folgten ihm.

Der Vorfall wiederholte sich, noch einmal blockierte ein ganzes Rudel ihnen den Weg, knurrend und die Zähne fletschend, die Körper und den Kopf leicht gesenkt.

»Das machen die doch mit Absicht!«, entfuhr es Hartried.

»Natürlich«, sagte Gunlaug. »Die lauern uns auf.«

»Nein, die wollen nicht, dass wir diesen Weg nehmen. Irgendwo hier gibt es einen Eingang!«

»Deckt mich«, sagte Aziles und sank zu Boden, während er seinen Mantel auszog. Dann kramte er in seiner Tasche etwas hervor, zwei Gegenstände, die Gunlaug in der Dunkelheit nicht richtig erkennen konnte. Laut schlug er sie zusammen, auf dass Funken stoben.

Erst da realisierte er, was der Steppen-Elf vorhatte. Bevor er etwas sagen konnte, gingen die Wölfe auf sie los. Gleich mehrere stürzten hervor. Hartried stellte sich ihnen entgegen, warf sich auf sie in vollkommener Geringschätzung ihrer Zähne und Klauen und schlug sowohl mit seinem Schild als auch mit seinem Schwert um sich.

An Gunlaug war es, den Steppen-Elfen mit Schild und Speer zu beschützen, damit der sein Werk verrichten konnte. Dafür musste er beständig um ihn herumtanzen, dort einen Biss mit der Schildkante abwehren, auf der anderen Seite mit der Speerspitze zustoßen und sich dann wieder umdrehen, um das Holz schützend vor seinen Gefährten zu halten. Die Nacht hatte deutlich an seinen Kräften gezehrt, lange würde er den Tanz nicht durchhalten. Er richtete ein stilles Gebet an Cherus, seinen Gott-Vater, dass Aziles fertig war.

Plötzlich wallte eine Hitze hinter ihm auf. Gunlaug drehte sich um und sah Aziles, wie er aufstand, seinen lichterlohen Mantel in der Hand und mit einem seltsamen Leuchten in den Augen. Der Steppen-Elf holte aus und Gunlaug sprang instinktiv zur Seite. Ein Feuerschwall folgte der Bewegung, wie eine Peitsche zuckten die Flammen vor und verbissen sich an den Wölfen, denen sie das Fell versengten, auf dass sie jaulend die Flucht ergriffen.

Dann richtete sich der Flammenzorn auf die Wölfe vor Hartried. Der befand sich noch immer mitten im Kampf, doch vermochte er, einen kurzen Blick hinter sich zu werfen. Ein Wolf hatte sich an seinem Schwertarm festgebissen, ein anderer hing ihm an der Wade.

Eine ganze Meute hatte ihn umstellt.

»Na los!«, rief Hartried.

»Wie der König wünscht«, sagte Aziles und holte tief Luft.

Er ließ das Kleidungsstück kreisen. Gunlaug musste sich ducken, als er es auf Hartried warf und die Flamme in alle Richtungen stob. Plötzlich war die Nacht wie erleuchtet, die Felsen erschienen in grellen Farben und der Geruch von verbranntem Fleisch und Fell drang aufdringlich in die Nase. Das Rudel stieß klagende, verletzte Schreie aus. Welcher Wolf nicht die Flucht ergriff, der verendete an Ort und Stelle.

Fast taten ihm die Tiere leid. Vielleicht sollte er den Dämon dafür verfluchen, die Wölfe auf sie zu hetzen und solchen Qualen auszusetzen. Doch wann waren die Wölfe nicht der Feind der Menschen?

Hartried tauchte unter dem versengten Fellberg auf, stieß die geschundenen Leiber von sich und stöhnte genervt.

»Wenn meine Frau sieht, was aus dem Mantel geworden ist ... Sie mochte ihn.«

»Ihr seid zumindest schon verheiratet«, sagte Aziles. Er trat heran und nahm die Überreste seines Kleidungsstückes auf. »Das hier war ein Geschenk ihres Vaters.«

Da lachte Hartried laut auf und klopfte ihm auf die Schultern. Das erste Mal, dass er sich freundlich dem Steppen-Elfen gegenüber verhielt.

»Aber mach das nicht noch mal«, sagte der König, »es sei denn, ich wünsche es.«

»Würde mir sonst nicht einfallen.« Er nahm einen der Wölfe auf. »Zähes Fleisch, aber besser als nichts.«

Kapitel 13, Hedda

»Sagtest du nicht, die Zeichen würden den Geist in diesem Gebiet festhalten?«, fragte Rodried Melinde, welche mit auf seinem Hirsch ritt.

»Das sollte auch so sein!«, antwortete sie. »Vielleicht hat jemand die Wirkung geschwächt oder irgendeine Art Zauber gewirkt, damit er den Ort wechseln konnte. Was weiß ich! Ich habe eigentlich keine Ahnung von solchen Dingen!«

Was auch immer sie weiterhin besprachen, Hedda konnte dem Gespräch nicht mehr folgen. Zu sehr holte sie der Umstand ein, dass sie keine gute Reiterin war, während die anderen in diesem Land aufgewachsen waren und als hohe Herren das Leben im Sattel gewöhnt waren. Sie fiel weiter ab, sah vor sich nur noch Forkmann, der immer wieder zu ihr den Kopf wandte. Wohl befürchtete er ebenfalls, sie würde zurückfallen und sich in diesem fremden, dunklen Wald verirren.

Eilig hatten sie es gewiss. Nachdem der Rabengeist bekanntgegeben hatte, sich gerade auf ihrem Fürstenhof zu befinden, griffen die Raben sie mit ihren spitzen Schnäbeln an.

Thula hatte sofort ihr Pferd gewendet und war wortlos losgestürmt. Der gebrechlich wirkenden kleinen Fürstin hätte Hedda so einen gewaltsamen Ritt nicht zugetraut.

»Nicht zurückbleiben!«, rief sie. »Das wird eine lange Nacht, das sage ich euch!«

Aus dem Wald hinaus trafen sie zunächst auf das Lager ihrer Soldaten. Sie blickten nicht schlecht, als ihre kleine Gruppe im vollen Galopp an ihren Zelten und Rastplätzen vorbeizog.

Thula hielt einmal an und fragte einen nahen Gefolgsmann. »Sagt, habt ihr irgendwelche Raben gesehen?«

»Raben?«, fragte der Gefolgsmann. »Nicht, dass sie mir aufgefallen wären ...«

»Sonst irgendetwas Ungewöhnliches?«

»Nein, meine Herrin.«

Ohne ein weiteres Wort an ihn zu verschwenden, ritt sie weiter. Sie folgten ihr auf dem Weg hoch zum Fürstenhof. Hier sah es nicht

anders aus, die Wachen standen ruhig am Tor, begrüßten die Herrin und sahen verwundert drein, als sie schleunigst an ihnen vorbeiritten.

Mit derselben Eile orderte sie Knechte herbei, ihr vom Pferd zu helfen, fluchte laut, als niemand diese Aufgabe übernahm und ließ sich schließlich von Forkmann aus dem Sattel tragen.

In der Tat war der Hof leer, wie ausgestorben. Hedda stieg ab und bemerkte erst da die vielen Raben, welche oben auf dem Dach der hohen Halle ihr Lager aufgeschlagen hatten. Abgesehen von ihrem gelegentlichen Krächzen verhielten sie sich ruhig, doch ihre schiere Menge bereitete ihr Unbehagen.

»Ihr da!«, rief sie zu den Wachen. »Wo sind meine Knechte?«

Sie antworteten sofort: »Niemand hat den Hof verlassen, nachdem Ihr ausgezogen seid, Fürstin.«

»Und Reumund? Wo ist der?«

»Er hat den Hof ebenfalls nicht verlassen, jedenfalls nicht durch dieses Tor.«

»Er wird wohl kaum über die Palisade geklettert sein«, spie sie und drehte sich missmutig um. Sie erkannte ebenfalls die Raben. Ihre Wut und Eile wichen einer finsternen Vorahnung.

»Melinde, mein Kind. Wir sollten dich ins Lager bringen.«

»Aber ...«, wollte sie protestieren.

Hedda verstand. »Die Wachen können dich hinführen«, sagte sie und sah sie bestimmt an. »Ich fühle es auch. Etwas ist in der Luft.«

Sie wollte zur Antwort ansetzen, doch Rodried schob sie aus dem Tor hinaus. Dort übergab er sie den Wachen. »Passt ja auf sie auf, sonst wird das Fürstentum von Spatzensturz euch ewig zürnen!«, sagte er ihnen.

»Du passt besser auf dich auf!«, sagte Melinde und ließ sich abführen. »Ihr alle!«

Sie schauten ihr einen Moment nach, dann drehten sie sich zum Gebäude.

»Soll ich mich davor fürchten, meine eigene Halle zu betreten?«, sagte Thula zu sich selbst. Wie zuvor ging sie als Erste, gefolgt von Forkmann, Rodried und Hedda als Letzte.

Sie hatten ihre Waffen gezogen. Hedda hatte ihren Speer, den sie von den Zwergen geschenkt bekommen hatte. Der lange Spieß hielt jedem Stoß stand und war im Grunde unzerbrechlich. So jedenfalls

dachte sie, doch was würde er gegen einen Geist ausrichten können?

Thula stemmte sich gegen die schwere Holztür, während Forkmann sie mit einer Hand sachte öffnete. Geräuschvoll schwang sie auf und gab den Blick in die verdunkelte Halle frei. Nur schwach glomm die Feuerstelle. Hedda kannte die Merowa genug, um zu wissen, dass zu dieser Zeit das Feuer hell brennen sollte, vor allem, um die Fürstin und ihre Gäste nach der Heimkehr zu wärmen.

Vorsichtig traten sie ein. Nicht nur die Halle war leer, niemand kam zur Tür, keine Schritte waren zu hören. Nur das Krächzen der Raben auf dem Dach drang zu ihnen. Hedda reckte den Kopf in die Höhe; das Gebälk war in Finsternis gehüllt.

Normalerweise würde Thula nun lautstark nach ihren Dienern schreien. Stattdessen schwieg sie, was Hedda nur noch nervöser machte. Langsam verteilten sie sich in der Halle und fanden keine Menschenseele vor.

»Ich gehe die Räumlichkeiten durchsuchen«, sagte Forkmann.

»Ich komme mit!«, sagte Thula.

So ließen sie Hedda und Rodried allein. Die beiden schauten sich einen Moment an, Rodried zuckte mit den Schultern, setzte sich auf eine Bank und stocherte mit dem Feuerhaken in der Kohle herum. Heddas Aufmerksamkeit wurde von dem namensgebenden Trollhammer angezogen, diesem riesigen Hammer, wie er an schweren Brettern über dem Thron an die Wand genagelt war und nur darauf wartete, von einem Ungetüm genommen und gegen schwächliche Menschen eingesetzt zu werden. In dem schwachen Licht verschwammen dessen Konturen, die Details waren kaum auszumachen. Die Waffe bekam dadurch etwas Unwirkliches, wie aus einem Traum, als könnte es so etwas nicht geben.

Ein Schrei, so schrill und heiser, wie nur Thula ihn ausstoßen konnte. Er klang nach Wut und Verzweiflung. »Das Lager!«, rief sie.

Sogleich hörten sie Forkmann laut stampfen. Er trat in die Halle und sagte beim Vorbeigehen: »Tote, furchtbar entstellt im Lager. Ich schaue nach dem Lagerhaus auf dem Hof.«

Rodried sprang auf. »Tote?«

Thula trat ein, die Haare zerzaust, die Falten lagen tiefer, als wäre sie ein weiteres Jahrzehnt gealtert, wenn das überhaupt möglich war.

»Meine Diener! Oh, die arme Gerda, die arme Hulda, was haben

sie dir nur angetan!«

»Hedda«, sagte Forkmann, »wir und Rodried schauen uns das Lagerhaus an. Ihr beide bleibt hier.«

Hedda nickte. Sie sah keinen Grund, Einspruch einzulegen. Dann fiel ihr ein, dass sie sich nun mit der erbosten und fluchenden Thula auseinandersetzen musste.

»Dieser verdammte Rabengeist, dieses elendige Untier, verflucht soll er sein und alle seine gleichgesinnten Vögel. Sollen die Pfeile der Jäger immer treffen, wenn sie auf einen Raben zielen! Sollen die Fallen immer zuschnappen! Nirgendwo sollen sie sich je sicher fühlen! Nur Unglück bringen sie, Unglück und Verderben! Cherus hätte dich auslöschen sollen, bis auf den letzten Fetzen deines unheiligen Daseins!«

Sie spuckte in die Kohlen.

»Es klingt, als hätte der Dämon euer ganzes Gefolge ermordet.«

»Nicht nur hat es zwei meiner treuesten Diener umgebracht, es ist auch über die eingelagerten Lebensmittel hergefallen! Nicht so zerstörerisch und gefräßig wie die Heuschrecken, eher hat der Geist wie ein Tollpatsch darin gewütet. Doch damit ist die Absicht klar.« Sie ballte die knorrige Hand zu einer Faust und reckte sie in die Höhe. »Wir sollen den Winter nicht überleben! Ah, wo ist nur Reumund? Er hätte den Hof nicht verlassen dürfen. Auf die Wachen da draußen ist kein Verlass, ich werde sie am nächsten Morgen von ihrem Posten werfen und bessere einstellen.«

Sah Hedda richtig? War da etwas auf Thulas Faust getropft? Die Fürstin hatte es ebenfalls bemerkt und schaute verwundert auf ihre dünnen Knöchel.

»Blut?«

Sie blickten beide zur Decke, als etwas Schweres herunterfiel und neben der Fürstin landete. Die Greisin konnte noch im letzten Moment zur Seite weichen, bevor Reumund sie unter sich begrub. Der Vogt schlug unsanft auf, seine Glieder verdreht und mit einem weiteren Schwall Blut aus dem Hinterkopf den Boden besudelnd.

Thula stieß sofort einen Schrei aus und zog ein langes Messer vom Gürtel. Hedda hielt ihren Speer zur Decke. Erst jetzt bemerkte sie eine Bewegung im Dunkeln. Ein großer Körper veränderte seine Position und ein kurzes, drohendes KRAAAAR kündete von der

Anwesenheit des Rabengeists.

»Du!«, rief Thula und deutete mit der Klinge in die Dunkelheit.
»Komm runter, ich rupfe dir jede Feder einzeln aus!«

Hedda holte tief Luft, dann rief sie: »Rodried! Forkmann!« Es war kein Schrei nach Hilfe, keine Panik lag in ihrer Stimme. Das wollte sie dem Rabengeist nicht vermitteln, doch ob sie allein gegen dieses Wesen bestehen konnte, das wusste sie nicht.

Damit ging der Rabengeist zum Angriff über. Eine schwarze Masse stürzte vom Gebälk, direkt auf die Fürstin. Hedda warf sich dazwischen, stieß die Greisin von sich und bekam stattdessen die ganze Wucht des Aufpralls ab. Etwas Spitzes bohrte sich in ihre Schulter, ein schwerer Körper hielt sie nieder und scharfe Klauen gruben sich in ihre Arme.

Hedda schrie auf, als der Rabengeist seinen Schnabel aus ihrer Schulter entfernte. Das Wesen erhob sich zu ganzer Größe, mit dem Oberkörper und Unterleib eines gefiederten Menschen, doch dem Vogelgesicht, Schnabel, Flügeln und Klauen eines Raben. Mit intelligenten, aber unmenschlichen Augen, in eine tiefe Schwärze gehüllt, schaute es auf sie herunter, krächzte lustvoll und senkte den Kopf, nahe an Heddas Gesicht.

Die hielt noch immer ihren Speer fest in den Händen. Der Rabengeist verfügte über starke Klauen, doch ihrem göttlichen Blut war er nicht gewachsen. Hedda biss die Zähne zusammen, sammelte ihre Kräfte und warf den gefiederten Körper von sich, während sie sich aufbäumte und wieder auf die Füße kam.

Der Geist taumelte und schlug mit den Flügeln. Die Krallen schabten über den Boden, Federn wirbelten auf und umgaben ihn wie eine dunkle Wolke. Als er seine Balance wiedergefunden hatte, stach Hedda hinein. Der zwergengeschmiedete Speer reichte tief, doch spürte sie keinen Widerstand auf der anderen Seite. Mit einem lauten Flügelschlag erhob sich der Geist in die Luft, stützte sich gegen einen Stützbalken ab und schoss mit dem Schnabel voran auf sie zu.

Hedda hob ihren Speer mit aller Kraft, die Spitze drang in den Leib des Rabengeists, doch die Waffe transportierte nicht genügend Wucht, um den Sturzangriff abzuwenden. Wieder warf er sich auf sie, sein Körper gegen ihren, die ihn mit festem Stand absorbierte.

Ihre Kraft machte sie nicht unverwundbar. Sie konnte etwas im

Körper knacken und brechen spüren. Doch zumindest war sie den Krallen des Geistes entgangen, den sie von sich warf. Hinter ihr prallte er auf den blanken Holzboden.

Thula schien auf diese Gelegenheit gewartet zu haben. Das Messer beidhändig gefasst, rammte sie die Klinge tief in den Leib des Rabengeistes. Kein Blut spritzte, doch es schrie schrill und gepeinigt auf und schlug mit den Flügeln nach ihr, sodass Thula zurücktaumelte und zu Boden ging.

Da sprang die Tür auf, mit schweren Schritten traten Forkmann und Rodried ein.

»Thula!«, rief der Fürst von Geistwimmer und rannte auf sie zu.

Der Rabengeist hatte sich indessen erhoben, sprang in die Luft und flog zur Decke. Dort schnatterte er höhnisch. »Ihr habt die Tür zum Lager offengelassen!«

Von draußen hörten sie, wie sich der Schwarm an Vögeln in die Luft erhob und an der Halle vorbeiflog. Ein ungutes Gefühl bemächtigte sich Hedda. Sollte das alles sein Plan gewesen sein?

Ächzend erhob sich Thula: »Komm her!« Blut lief ihr die Stirn herunter, was sie nicht davon abhielt, dem Rabengeist mit der Klinge zu drohen.

Forkmann stellte sich vor sie. Die Fürstin ließ sich nicht beschützen, sondern ging um ihn herum und fuchtelte abermals mit der Klinge in der Luft.

»Na los! Wovor fürchtest du dich?«

Kapitel 14, Hedda

»Du willst mich umbringen?«, fragte Thula. »Dann musst du schon mehr leisten, als nur meine Vorräte aufzufressen! Ich habe so viele Winter überlebt, diesen einen werde ich auch noch überstehen. Und wenn es mein letzter Winter wird, dich nehme ich auch noch mit!«

Der Rabengeist krächzte vergnügt. Statt sich provozieren zu lassen, wanderte sein Blick zu Hedda. Die Neugierde, mit der er sie musterte, gefiel ihr ganz und gar nicht.

»Rodried!«, rief Forkmann. »Kannst du die Raben verscheuchen?«

Der starrte einen Moment noch wie verzaubert auf das Wesen. »... Ja«, sagte er, nachdem er sich von dem Anblick losgerissen hatte. »Ich kann es versuchen.«

»Und alarmiere das Lager!«

Rodried nickte. Langsam rückwärtsgehend verließ er die Halle, dann wirbelte er herum und verschwand aus Heddas Blick.

Der Rabengeist schaute ihm hinterher. Er wirkte abgelenkt. Hedda wollte diese Chance nutzen. Sie holte aus, machte einen Satz nach vorne und entsandte ihren Speer. Das Geschoss glitzerte silbrig im Schein des schwachen Feuers, ein schimmernder Blitz durchschoss die Brust des Raben. Draußen rief Rodried etwas, seine Stimme zu einem tosenden Gewitter dank des Zwergenrings angeschwollen; in der Halle drinnen krächzte der Rabengeist gell auf.

Hedda hatte alle Kraft in diesen Wurf gesteckt. Der große Raben-Körper stürzte vom Gebälk herunter und landete krachend auf einer der Bänke.

»Halt ihn fest!«, befahl Hedda.

Forkmann verstand sofort und warf sich mit dem gesamten Gewicht seines massigen Körpers auf den Rabengeist, der in einer ihr unbekanntem Sprache laut fluchte.

Auch sie musste etwas unternehmen. Hedda lief zum Trollhammer an der Wand. Ihre Knochen schmerzten, als sie mit beiden Händen den langen Griff fasste und die gewaltige Waffe aus den Verankerungen riss. Der Geist verstand, was auf ihn zukam. Wild schlug er mit seinen Flügeln aus, der Schnabel hackte nach Forkmanns Armen, an denen die Muskeln deutlich hervortraten.

Das Gewicht des Hammers bereitete Hedda Schwierigkeiten, nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Schwankend schritt sie zum Rabengeist. Bevor sie mit dem Hammer ausholte, stellte sie sicher, dass sie einen felsenfesten Stand einnahm. Die echte Furcht in den Augen des unheimlichen Wesens gab ihr die Kraft, den Hammer in einem Bogen zu schwingen. Forkmann entließ es aus seinem Griff und rollte zur Seite. Der Geist wollte sich ebenfalls erheben, da traf ihn der blanke Stein mit der Gewalt eines vom Hang stürzenden Felsens. Der Hammerkopf schlug eine Furche, ein viereckiges Loch entstand, wo gerade noch der Vogelkopf gewesen war, und das Gefuchtel der Flügel erstarb.

Ruhe trat in die Halle ein. Nur fern hörten sie Rodrieds laute Stimme und das Geräusch vieler Füße.

Hedda ließ den Hammergriff fallen und atmete erschöpft ein und aus. So groß ihre Kraft war, sie kannte doch Grenzen. War der Rabengeist tatsächlich tot oder hatte sie nur eine Art Hülle zerstört, mit der er diese Sphäre bewohnte? Sie sank auf den Boden, für den Moment war es einerlei. Zunächst musste sie sich um ihre Verletzungen kümmern.

»Thula!«, rief Forkmann und rannte zu der Fürstin. »Thula, sprich doch! Was ist?!«

Er ging neben ihr auf die Knie und hob sachte ihren Kopf. Sie sah mitgenommen aus, das Messer war ihr aus der Hand gerutscht, doch wirkte sie ebenso friedlich, als schlummerte sie nur einen gesunden und langen Schlaf.

Jeder Knochen in ihrem Körper protestierte, als Hedda aufstand. »Atmet sie?«

Forkmann nickte. »Sie lebt. Sie braucht nur Ruhe. Ach, was dieser kleine, zerbrechliche Körper alles aushalten musste, doch bis zum letzten Moment hatte sie ihr Feuer bewahrt. Sie sollte für uns alle ein Vorbild sein.«

Da erst bemerkte er Reumund. »Er auch ... Nein.« Sein Blick verfinsterte sich, Hass bemächtigte sich seiner Stimme. »Sie sollen alle verflucht sein, alle diese Geister und wer sie anbetet! Oh, ich schwöre bei Cherus, sie sollen ausgemerzt werden, sie sollen keinen Frieden und keinen Unterschlupf mehr in ihren tiefen Wäldern finden! Wenn es sein muss, dann reiße ich diese Wälder selber nieder,

trockne ihre Moore aus und mache jeden ihrer Hügel dem Erdboden gleich!«

Das war ein feurigerer Appell, als sie erwartet hatte. Wieso bedeutete ihm Reumund so viel, wunderte sich Hedda.

Forkmann sah sie traurig an. Er nahm die Fürstin in den Arm und stand auf. »Erst einmal suchen wir für sie ein Bett.«

Thula atmete schwer, während sie ihr die Wunde am Kopf verbanden. Ihr Ausdruck war aber der eines friedlichen Schlummers. So kannte sie die Fürstin nicht, es war ungewohnt. Als hätte sie mit allem abgeschlossen. Melinde hockte neben dem Bett und hielt mit ihren Händen die dünnen, knorrigen Finger der Alten. Eine der Dienerinnen brachte einen Krug Wasser heran, den Melinde sogleich entgegennahm. Bedacht hielt sie den Rand an den schmalen Mund der Fürstin und trocknete ihn danach ab.

»Und das Lager?«, fragte Forkmann an Rodried gewandt.

»Ich konnte sie mit der Kraft der Stimme verscheuchen, bevor sie großen Schaden anrichten konnten«, sagte Rodried. »Der komplette Hof wird überwacht, wir werden es sofort wissen, sollten sie wiederkehren.«

Forkmann nickte und schaute wieder besorgt auf Thula. »Gut gemacht. Nun müssen wir nur noch warten, bis sie aufwacht.«

Hedda legte ihre Hand auf seine Schulter. »Ich glaube, du bist uns eine Erklärung schuldig. Was besteht zwischen dir und Thula?«

Forkmann deutete mit dem Kopf auf eine der Dienerinnen. Die verstand und gehorchte, auch wenn er nicht ihr Herr war, und verließ die Bettkammer.

Erst als sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, atmete er einmal tief ein und dann wieder aus: »Reumund war unser Sohn.«

»Bei den Göttern ...«, entfuhr es Rodried.

Melinde stellte den Krug ab und sah ihn nur mit ihrem gleichsam fragenden und wissenden Blick an.

Auch Hedda wusste zunächst nichts Besseres zu erwidern. Dabei hatte sie bereits vermutet, die beiden hätten eine Beziehung zueinander gehabt oder zumindest etwas füreinander empfunden. *Ich wundere mich ...*, dachte sie sich. *Wie alt ist Forkmann? Wie alt ist*

Thula? Da sind mindestens zwanzig Jahre dazwischen ...

»Ich weiß, was ihr denkt«, fuhr der Fürst fort und nahm ihre Gedanken voraus. »Ich war noch ein junger Fürstensohn und sie schon eine stolze Fürstendame mit einem Mann, der sie nicht liebte. Ihr glaubt nicht, was für eine Frau sie damals war, wenn ihr sie heute seht. Hochgewachsen, stark und doch elegant, fern wie die Wipfel des Drachenwirbels, genauso schön wie unheildrohend. Reumund war das Ergebnis unserer Liebschaft, noch bevor ich als junger Fürst mein Reich erbe.«

»Ihr habt es geheimgehalten«, sagte Rodried.

Forkmann nickte. »Es gibt Probleme, wenn unverheiratete Fürsten untereinander Kinder zeugen. Die Kinder könnten dann beide Fürstentümer vereinen, was wiederum den anderen Fürsten Sorge bereitet. Das Kind könnte ebenso auf dem Thing jeden Erbanspruch von sich weisen. Doch die Gefahr besteht immer, dass er seine Gebiete später für sich beansprucht und es zu einem Krieg zwischen den Fürsten kommt. Thula war die letzte ihres Geschlechts. Sie war nicht bereit, einen anderen Mann zu heiraten, war ihnen überdrüssig, dennoch wollte sie einen Erben. Deshalb tat sie so, als wäre er nur ihr Vogt und Verwalter, dem sie das Fürstentum zusprach, sollte sie irgendwann sterben. Nun ist auch er tot. Trollhammer wird aufgelöst werden und ihre Schutzbefohlenen werden sich einen anderen Herren suchen müssen.«

»Aber Thula lebt noch«, sagte Rodried.

Melinde schüttelte den Kopf. »Ihre Hände sind kalt. Sie trinkt nichts. Der Anblick ihres getöteten Sohnes war zu viel.«

Forkmann kniete sich zu ihr nieder. Er wirkte noch immer wie ein Riese neben der kleinen, zerbrechlichen Greisin. »Ich habe sie noch nie so friedlich schlafen gesehen. Nicht einmal, während ich mit ihr das Bett teilte. Sie hat abgeschlossen. Es war ein langes, grausames Leben, aber es war ein Leben in seiner ganzen Fülle. Der Kampf mit dem Dämon hatte den Bogen überspannt. Vielleicht wird sie noch ein paar Tage so ruhen, vielleicht wird sie sogar aufwachen. Aber lange wird sie nicht mehr unter uns weilen. Jetzt gibt es nur noch eine Sache zu tun. Abgesehen davon, Reumund anständig zu begraben.«

Er drückte ihr einen Kuss auf die Stirn und stand auf. Mit festem

Schritt verließ er die Bettkammer, durch den hinteren Teil ihres hohen Hauses bis hin zur Halle, wo noch immer Reumund und der erschlagene Geist auf ihre Bestattungen warteten. Reumund hatten sie auf eine der Bänke gelegt und über ihn ein Tuch ausgebreitet. Den Rabengeist jedoch hatten sie dort liegen gelassen, wo Hedda ihn mit dem Hammer erschlagen hatte. Mit seinen großen Pranken packte Forkmann den kopflosen Mensch-Vogel-Körper an den Flügeln und schleifte ihn aus der Halle hinaus auf den Hof.

Dort draußen rief er allen Anwesenden zu: »Seht her! Diesen bösen Geist hat Hedda, die Cherus-Tochter, eigens mit dem Trollhammer getötet!«

Sie schlugen sich auf die Schilde, Jubelrufe hallten über den Hof und Heddas sowie Cherus' Namen priesen sie. Sie fühlte sich deswegen weder geschmeichelt noch stolz, sie hatte schlicht das Richtige getan.

»Doch damit ist dieser Feind der Menschen und des Cherus-Geschlechts nicht endgültig besiegt. Vielleicht ist er das niemals, das können wir nicht wissen. Doch wir wissen, wie Cherus mit diesen Wesen umgegangen ist. Bringt mir ein Beil und ein Messer und schichtet einen Scheiterhaufen auf! Nachdem ich mit ihm fertig bin, braucht ihr keine Raben mehr zu fürchten!«

Sie brachten ihn, wonach er fragte, und stapelten das Holz hoch hinauf. Er begann sein furchtbares Handwerk, Hedda und Rodried halfen ihm, während Melinde bei der Fürstin blieb. Glied für Glied zerteilten sie den Körper des Rabengeistes. Es spritzte kein Blut, noch nicht einmal Knochen mussten sie brechen und zersägen. Dennoch war sein Leib zäh und robust. Hedda bereitete es keine Schwierigkeiten, auch wenn ihre Glieder noch immer vom Schwingen des gewaltigen Hammers und des vorigen Kampfes schmerzten. Die Arbeit bereitete ihr Genugtuung, es fühlte sich richtig an. Als täte sie ein heiliges Werk, einen priesterlichen Akt. Mit einem Beil trennte sie einen der Flügel von der Schulter des Geistes und fragte sich, ob Simund sich ebenfalls so gefühlt hatte, als er das Duell mit Paraxus eingegangen war oder gegen die Untoten gekämpft hatte. Ob er sich ebenfalls ihrem gemeinsamen göttlichen Vater so nahe gefühlt hatte.

Der Körper so zerteilt, zerpfückt, die Glieder zerrissen und entfernt, war er fertig für das Feuer. Sie warfen die Krallen und Flügel, die gar zu menschlichen Oberschenkel und den Torso auf den Scheiterhaufen und entzündeten ihn, auf dass er lichterloh die Nacht erhellte.

»Komme ja nicht wieder«, sagte Forkmann.

Kapitel 15, Simund

Mit dem Drachenwirbel zu ihrer Linken reiste das vereinte Heer der Goldsee-Städte der Heimat und einer ungewissen Zukunft entgegen. Nur Barutz und Simund waren hier fremd, auch wenn sich der Cherus-Sohn mit diesem Volk mittlerweile sehr verbunden fühlte. Was hatte in Merow auf ihn gewartet? Streit und Krieg, der Kampf um eine Krone, die er eigentlich nicht wollte, und seine Bestimmung als Sohn eines Gottes. Lag jedoch seine Bestimmung nicht in den Goldsee-Städten, da sich Untote und ihre Nekromanten in Akleion regten und mehrten? Und das war allein seine Schuld gewesen. Nur weil er so mildtätig und gütig wie sein göttlicher Vater sein wollte, hatte Paraxus überlebt und deswegen peinigte er die Städte mit Terror und Tod. Simund war schließlich kein Gott; was Cherus glückte, musste nicht bei ihm gelingen. Er besaß nicht dieselbe göttliche Ausstrahlung, die aus seiner sterblichen Hülle heraus die Menschen zu Freunden und Verbündeten machte. Gar allzu menschlich, beging er allzu menschliche Fehler. War es nicht eine der menschlichsten Schwächen überhaupt, sich einem Gott gleichzuhaltend?

Nicht nur Simund hing düsteren Gedanken auf ihrer Rückreise nach. Die Nachricht, Akleion und andere Seestädte befänden sich in der Hand von Nekromanten und Untoten, hatte sich rasend unter den Soldaten ausgebreitet. Jeder fürchtete um seine Familie, um sein Heim und Hof, seine Kinder, Freunde und Geliebten. Beinahe wäre es zum Aufstand gekommen, denn die Soldaten wollten so schnell wie möglich zurück. Die hohen Herren und Generäle sprachen ihnen gut zu, garantierten ihnen eine schnelle Heimkehr und argumentierten, dass es noch immer sicherer war, gemeinsam als ein Heer zu reisen. Zudem war da die Versorgungslage. Mykerinische Soldaten mussten nicht nur für ihre eigene Bewaffnung und die Rüstung aufkommen, sie mussten sich auch selbst beim Kriegszug versorgen können. Vieles wurde auch von den Vermögenden, den Ersten und Generälen aus eigener Tasche bezahlt, was für den Feldzug und die Reise benötigt wurde.

Das Land selbst half ihrer Stimmung nicht. Sie kamen an Feldern

vorbei, deren Ähren zu dieser Zeit stolz emporwachsen sollten. Doch stattdessen sahen sie brache Flächen, leergefegt bis auf den letzten Stiel. Simund hatte sich die Zeit genommen, sich vom Heer zu entfernen und mit den Bauern zu sprechen. Es waren Heuschrecken gewesen, angeblich soll sogar ein böser Geist daran schuld gewesen sein. Simund hatte ein ungutes Gefühl dabei und einen Grund mehr, sich noch mehr Sorgen um seine Heimat zu machen.

Und Kadeira? Nur an sie zu denken, rammte ihm Dolche ins Herz. Er konnte nicht sagen, ob es sich dabei um Liebe oder Schuldgefühle handelte, sie durch seine Taten in eine solche Gefahr gebracht zu haben. Nicht einmal die Keule an seiner Seite verhalf ihm, sein Selbstbewusstsein zurückzuerlangen. Hätte er sie nur zum richtigen Zeitpunkt geschwungen.

Eines musste er Piasus lassen: Er gab sich wirklich Mühe, seine dunklen Gedanken zu verscheuchen. Allerhand Geschichten wusste er zu erzählen, Gerüchte und Ränkespiele, bei denen die hohen Herren von Akleion die Hauptrollen spielten. Alles vertraulich, versicherte der Mykerio ihm.

Es war eine schwüle Nacht mit einem klaren Sternenhimmel, als die beiden zusammen mit dem Zwerg Barutz am Lagerfeuer saßen.

»Und dann hatte dieser Menosius tatsächlich meinem Herrn gesagt, er solle genau auf mich aufpassen«, sagte Piasus und lachte. »Ich würde ihm die Frau wegnehmen und Daedlus' Frau ebenfalls. Er glaubte tatsächlich, ich befände mich gerade an Daedlus' Hof, um seiner Frau eine Massage zu verpassen und natürlich noch mehr ...« Er schlug sich auf den Oberschenkel. »Daedlus tat natürlich sehr brüskiert, versicherte ihm, seine gute Hernesta wäre eine treue Gemahlin und er bräuchte sich keine Sorgen zu machen. Doch Menosius keifte nur weiter und verfluchte meinen Namen, als wäre ich der erste gewesen, der etwas mit seiner Frau hinter seinem Rücken getrieben hätte.«

Barutz schüttelte den Kopf. »Menschen. Kein Wunder, dass ihr euch so schnell vermehrt und über die halbe Welt ausbreitet. Nur die Orks stehen euch im Weg.«

»Mykerios und Merowa sind bereits unser«, sagte Piasus. »Und das Meer gehört den Brega. Ach, das Meer ...« Er ließ gespielt eine

Pause verstreichen. »Wie sehr ich mich nach all diesen merowschen Wäldern und Feldern nach dem klaren und glitzernden Blau des Goldsees sehne!«

»Du schweifst ab«, sagte Barutz und trank seinen Becher Wein leer.

»Das kann ich sehr gut! Und so sind meine Gedanken bei Hedda. Ob sie je wieder zurückkehren wird? Vielleicht treiben unübliche Winde sie wieder zurück zu mir an den Hafen von Akleion.«

»Sie wird dich enttäuschen«, sagte Simund, nachdem er ebenfalls einen Schluck Wein getrunken hatte. Die Süße und leichte Trunkenheit machte ihn wehmütig. »Sie ist eine stolze Frau und sehnt sich nach der Freiheit eines Brega. Ihr Schiff ist ihr lieber als alle Städte und Häfen der Welt.«

»Ja, sicherlich«, sagte Piasus. »Dann hoffe ich wenigstens, dass sie auch an mich den ein oder anderen schmachvollen Gedanken richtet. Das ist die letzte Genugtuung als Mann: sich in den Geist der Damen einbrennen. Gib ihnen ein paar unvergessliche Nächte und du lebst in ihnen weiter.«

»Bis sie den nächstbesten Mann finden«, antwortete Simund.

Piasus zuckte mit den Schultern. »Irgendwann ist der Gipfel erreicht. Die Frauen werden auch nicht jünger, ihre Liebhaber nicht besser.«

Simund schüttelte den Kopf und trank seinen Becher leer. »Dein Lebenswandel ist nichts für mich, schätze ich.«

»Du bist jung. Nach zehn Jahren Ehe wirst du dir wünschen, du hättest so ein Leben gelebt. Und deine Chancen stehen ja nicht schlecht. Aber nur zu. Wenn du denkst, mit Kadeira glücklich zu werden, dann werde ich dich nicht aufhalten. Beweise mir das Gegenteil.«

»Philosophen-Sprüche?«, fragte Simund nur und goss sich den Becher voll.

Piasus sah sich das genau an. »Ich hoffe, meine Ausführungen als Philosoph der Freude, des Weins und der guten Laune haben deine Trinkgewohnheiten nicht beeinflusst. Oder waren es die vielen Feiern und Symposien auf Daedlus' Anwesen? Na ja, ihr Merowa seid dafür bekannt, sehr trinkfest zu sein.«

Simund hatte darüber gar nicht nachgedacht. War er in letzter

Zeit dem Wein besonders zugetan gewesen? Bei den vielen Feiern bei Daedlus hatte er sich zurückgehalten, nicht mehr getrunken als die meisten anderen Gäste. Doch mittlerweile trank er sich fast jeden Abend in den Schlaf. Dadurch schlief er nicht besser und es machte den anstehenden Ritt nur beschwerlicher.

»Ich werde es nicht übertreiben«, sagte Simund und trank einen kräftigen Schluck. »Doch erlaube mir ein Laster.«

»Jeder hat eines«, sagte Piasus und schenkte sich selbst ein. »Und wer sagt, er habe keines, den holt es irgendwann ein. Wir sind alle nur Menschen. Auch du, wie mir scheint.«

»Meine göttliche Abstammung hilft mir gerade wenig«, erwiderte Simund. »Noch nicht einmal dabei, die Wirkung des Weins abzuschwächen. Ich kann auch nicht nach Akleion fliegen und Paraxus erschlagen. Oder vom Himmel Blitze auf ihn schleudern.«

»Konnte Cherus fliegen?«, fragte Piasus.

»In den Himmel. Bevor er verschwand. Aber nein, in seiner Zeit als Gott unter Menschen war er nie geflogen. Doch alles hatte sich gerichtet, wie es sich richten sollte. Die Probleme begannen erst, nachdem er verschwunden war. Nun steht es an uns Cherus-Kindern, alles wieder geradezubiegen. Doch auch wir sind nur Menschen. Weder befähigt uns unser göttliches Blut dazu, es besser zu machen als jeder normale Mensch, noch berechtigt es uns dazu, über die gewöhnlichen Sterblichen verfügen zu können.« Ein weiterer langer Schluck. »Vielleicht hatte Sartur recht. Kein Abkomme des Cherus sollte über Merow herrschen. Wir haben kein Recht dazu.«

»Gefährliche Gedanken«, sagte Piasus.

»Wir Merowa können sagen, was wir wollen. Aber ich werde nicht denselben Pfad wandeln wie der verstoßene Sohn. Ich trachte keinem Cherus-Kind nach dem Leben.«

»Auch nicht Hartried?«

Simund brauchte nicht lange darüber nachzudenken. »Nein.«

»Das ist leider nicht, was von dir erwartet wird. Nun gut, niemand hat gesagt, du musst ihn unbedingt umbringen. Doch viele Merowa-Fürsten und Goldsee-Städte glaubten, du würdest Hartried vom Thron stoßen.«

»Ein Thron, den ich nicht will. Eine Krone, die zu schwer wiegen würde. Ein Reich, zu groß für mich. Was soll ich damit? Von mir aus

soll es jemand anders haben.«

»Und manche würden sagen, das prädestiniert dich zum König. Ein Herrscher, der nach Macht strebt, wird sie missbrauchen wollen, um seine Macht zu sichern. Und zumeist sind es eigensüchtige Gründe für den Machterhalt. Ein kleiner Mann wird sich an der Spitze einer Armee sehr groß fühlen. Wie könnte ein Sadist seine Sehnsucht nach Schmerz und Folter am besten ausleben als mit der Rechtsprechung und der Befugnis über Richter und Soldaten?«

»Philosophen-Gerede«, sagte Simund. »Was ist der Unterschied zwischen einem Philosophen und einem, der wie einer redet?«

»Sehr philosophische Frage«, sagte Piasus und stand auf. »Ich werde darüber in meinem Zelt schlafen. Morgen können wir das Gespräch fortführen.«

Piasus nahm die Flasche Wein mit und verließ sie pfeifend.

Kapitel 16, Piasus

Piasus pfiff nicht irgendeine Melodie. Es war ein Lied, welches in seinem Heimatdorf häufig gespielt wurde und das er früh lernte, ebenfalls auf der Flöte zu spielen. Beim Hüten der Schafe hatte man viel Zeit und Langeweile. Der Wein lenkte seine Gedanken in nostalgische Bahnen und er sehnte sich nach diesen einfachen, ruhigen Zeiten zurück. Piasus hatte das Dorf verlassen und war in die Kolonien gereist, um etwas aus sich zu machen. Ein Neuanfang, neue Möglichkeiten, neue Dinge sehen. All das hatte er geschafft und mehr. Nie hätte er sich ausgemalt, in ein solches Abenteuer verstrickt zu werden, welches ihn in die Tiefen der merowschen Wälder und in die Unterwelt der Zwerge führte, oder neben einem hohen Herrn und halbgöttlichen Helden zu kämpfen.

Wie sehr ihm Hedda fehlte, fragte er sich. Ihre Trennung lag nicht lange zurück, erst vor wenigen Wochen hatten sie sich verabschiedet. Ob die Sehnsucht nach ihr mit der Zeit steigen oder zu einer fernen Erinnerung verblassen würde, das würde sich erst noch zeigen müssen. Bislang gab es nichts anderes zu tun, als südwärts Richtung Heimat zu marschieren und sich dabei viele Gedanken über das ein oder andere zu machen. Wenn sie in der Heimat ankommen würden, dann ginge es wieder ans Kämpfen und dann ... was auch immer dann kommen sollte.

Piasus schlief friedlich, doch wachte er mit denselben Gedanken wieder auf.

Sofort, als die Nachricht vom Angriff der Nekromanten eingetroffen war, hatten die Generäle einen ständigen Austausch mit den Heimatstädten angeordnet. Alle paar Tage machten sich Boten auf, um Briefe entgegenzunehmen und wieder zurück zum Heer zu reiten. Was diese Schriftstücke zu berichten hatten, war besorgniserregend, wie Piasus und Simund bei einer der Versammlungen der Generäle feststellen durften.

»Wo kommen die alle her?«, erboste sich einer der Generäle. Er stammte aus Menion, einer nicht unwichtigen Stadt mit einer guten Beziehung zu Akleion, und trug einen mit Gold überzogenen

Brustpanzer, welcher seinen fortgeschrittenen Bauch verbarg. Piasus hatte in einem weniger kriegerischen Kontext mit ihm Bekanntschaft gemacht. »Woher nehmen die plötzlich eine solche Zahl, um ganze Städte einnehmen zu können? Niemals habe ich von Nekromanten oder Kultisten in Menion gehört, und jetzt befindet sie sich in ihrer Hand?!«

Er schaute Simund fragend, fast schon anklagend an. Der nahm den Blick verlegen auf. »Bei uns war es nicht anders«, sagte er. »Sie halten sich versteckt, bis es Zeit wird zum Zuschlagen. Sie nutzen die schiere Masse der Toten, um ihre Reihen zu füllen. Wie bestattet ihr Eure Verstorbenen in der Regel?«

»In Mausoleen und unterhalb der Behausungen! Oh ...«

Simund nickte. »Dieselbe Erfahrung mussten wir Merowa auch machen. Es ist nicht Eure Schuld, dass der Feind sich auf perverse Weise an den Verstorbenen vergeht. Wir bestatteten unsere Toten in Sümpfen und Mooren. Als die Nekromanten sich offenbarten, hoben sie ein riesiges Heer aus.«

»Sollen wir jetzt gegen unsere Vorfahren antreten?«, fragte der General von Hauthykon. »Soll ich meinen Vater und meine Mutter erneut erschlagen, die ich vor mehr als zehn Jahren begraben habe?«

»Falls es Euch beruhigt«, sagte Simund, »Ihr werdet sie gewiss nicht mehr erkennen.«

Daedlus hatte während dieser Unterredung auf die Karte geschaut: »Akleion, dann Menion. Zwei Städte haben sie bereits in ihrer Gewalt.« Mit den Fingern fuhr er über die Städte am Goldsee. »Ob sie sich über das Wasser ausbreiten? Mit Boot und Schiff von Hafen zu Hafen reisen? Unsere Soldaten mögen hier sein, doch unsere Flotten haben wir dort gelassen. Sind sie seetüchtig, Simund?«

»Ich habe gesehen, wie Skelette im Untergrund des Zwergenreiches mit dem Boot fahren.«

»Das kann ich bezeugen!«, sagte Piasus, der lange nichts mehr gesagt hatte.

Daedlus übergang das. »Sie scheuen also nicht das Wasser.«

»Sie scheinen ihm sogar zu entsteigen«, warf Simund ein.

Daedlus schüttelte den Kopf. »Im schlimmsten Falle breiten sie sich so über den gesamten Goldsee aus und erobern weitere Küsten, wenn nicht gar unsere mykerinische Heimat.«

Bestürzung unter den Generälen. Für viele von ihnen war der Goldsee ihre Heimat, doch niemand wünschte sich ein Untoten-Heer, welches über die Lebenden herfällt.

»Können die Nekromanten einfach so Untote aus dem Wasser beschwören?«, fragte der General von Pythagor. Seine Heimatstadt lag weiter landeinwärts und dennoch war ihm die Sorge deutlich anzumerken.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Simund hilflos. »Die Nekromanten sind es nicht allein. Sie sind auf ihre Gottheit angewiesen: Shaura, die Herrin der Tore zwischen der Welt der Lebenden und der Toten. Ich weiß nicht, was die Nekromanten dazu befähigt, ganze Armeen auferstehen zu lassen. Keiner von uns Merowa weiß das.«

»Wir werden Antworten haben, wenn wir angekommen sind«, sagte Daedlus. »Wir sollten uns auf das Schlimmste gefasst machen.«

Dabei schaute er Simund an. Nicht wie sonst mit Wohlwollen und mit hohen Erwartungen. Nein, es war ein Blick, dem Piasus zum Glück nur selten ausgesetzt war. Der Erste von Akleion war enttäuscht, wütend, nicht nur über Simund, sondern auch über sich selbst.

Wie hatte das alles angefangen? Richtig, das Orakel von Akleion hatte ihm offenbart, das Blut der Götter würde durch die Adern von Daedlus' Familie fließen, sollte Piasus in den Norden reisen. Und dann kam er zurück, mit dem Sprössling eines Gottes, jung und im besten Alter. Nicht nur das, er hatte ebenfalls Gefallen an einer seiner Töchter gefunden. Doch nun war nicht nur sie, sondern Daedlus' gesamte Familie in der Gefangenschaft dieser Nekromanten.

Sollten sie noch leben.

»Das kommt wieder«, sagte Piasus nach der Besprechung. Es war deutlich zu spüren, dass sie südlich zogen; die Nächte waren weiterhin angenehm mild, auch wenn der Sommer langsam vorüberzog. Die Sonne senkte sich schneller, doch ein warmer Wind wehte ihnen von Süden entgegen. »Sobald seine Töchter und seine Frau gerettet sind, wird er sich wieder für dich erwärmen. Dann stehst du wieder hoch in seiner Gunst.«

»Sobald«, sagte Simund und trank aus seinem Becher Wein. »Wir

können hoffen und beten. Das tue ich tatsächlich. Jede wache Minute bete ich dafür, Cherus solle sie behüten.« Dann legte er den Becher weg. Die Traurigkeit, welche die letzten Wochen sein Dauerzustand gewesen war, wich einer finsternen Wut. »Für Paraxus wird es keine Gnade geben. Niemals mehr. Ich werde nicht zögern.«

Simund nahm sich die Keule vom Gürtel und hielt sie gen Himmel. »Wenn diese Keule Menschenblut vergießen und Menschenknochen brechen soll, dann wird es so geschehen. Bei Cherus schwöre ich wiedergutzumachen, was meine falsche Güte angerichtet hatte.«

»Schreib es auf eine Tafel«, sagte Barutz. »Es hat keine Bedeutung, wenn nur wir beide es mitbekommen.«

Simund hing die Keule wieder an den Gürtel. »Es bedeutet mir alles, das genügt.«

Dann ging er seines Weges.

»Das war unangebracht«, strafte Piasus den Zwerg. »Simund schwört nicht leichtfertig, kein Merowa tut das. Das muss eine Eigenart sein, welche sie von euch Zwergen übernommen haben. Nur ohne diese ganzen Vertragsklauseln.«

»Dann soll er es vor dem ganzen Heer schwören. Zumindest vor den Generälen. Damit bekommt es Gewicht. Bedeutung. Und er muss es den anderen beweisen.«

»Es lastet bereits eine schwere Verantwortung auf dem Jungen und eine schwere Schuld. In dem Alter kann man daran zerbrechen. Ach, was haben wir diesem Simund nur angetan. Er kann mir gerade richtig leidtun. Du warst ja nicht dabei. Als ich zum Fürstentum von Spatzensturz gereist bin, mussten wir erst einmal die Geschwister aufsammeln, bevor es weiterging. Du konntest ihm ansehen, wie er sich gegen dieses Abenteuer gesträubt hatte. Wir mussten ihn fast schon aus seiner einsamen Hütte im Wald herausreißen. Am Ende war es seine Schwester, die ihn dazu überredete, den Wald zu verlassen, deinen Meister aufzusuchen und schließlich zur Familie von Tiuz zu reisen. Was die gerade machen? Schwören Ithulde und ihre Männer noch immer furchtbare Rache gegen Hartried?«

Barutz stand auf, als müsste er sich die Beine vertreten. Einige Soldaten gingen vorbei und bestaunten die kleinwüchsige Statur des Zwerges. Zwar wussten die Soldaten von seiner Anwesenheit im

Heer, doch gesehen hatten die meisten ihn nicht. Barutz ignorierte sie und nahm sich stattdessen seine Armbrust vor. Mit einem Tuch reinigte er die verschiedenen Federn, Gabeln, Mechanismen und den Abzug.

»Nichts hat sich geändert!«, sagte er, während er ein Auge zusammenkniff und eine Stelle genauer untersuchte. Das spärliche Licht des Mondes schien ihm dabei vollkommen auszureichen. »Tiuz' Schwur ist noch immer gültig. Wie sie das aber bewerkstelligen wollen, das bleibt mir schleierhaft. Von mir aus können sie ihre Familie durch ihr Verlangen nach Rechenschaft in den Abgrund reißen, wenn sie so erpicht darauf sind. Viel besser wäre es, sie verlangten Wehrgeld von ihm. Sich von einem König auszahlen zu lassen! Ha, dann hätten sie ausgesorgt und bräuchten nur noch das zu schmieden, wonach ihnen der Sinn steht.«

»Und ich dachte, dein ganzes Volk wäre so versessen auf Rechenschaft.«

»Erlaube auch uns Zwergen, unterschiedliche Ansichten und Meinungen zu haben.«

»Meinetwegen«, sagte Piasus und hob seinen Becher. »Auf den Frieden!«

Kapitel 17, Gunlaug

Die Wölfe hatten tatsächlich versucht, ihnen den Zugang zum unterirdischen Reich der Zwerge zu verwehren. Gunlaug, Hartried und Aziles fanden ihn bald nach dem Ende des Kampfes anhand der Runen-Zeichen, welche in das Gestein gehauen waren. Nun standen sie davor und zögerten einen Moment.

»Wir werden ein Licht brauchen«, sagte Gunlaug und schaute Aziles an.

»Ich bin keine wandelnde Fackel«, antwortete der.

»Es ist kein Problem«, sagte Hartried. »Ich führe uns.«

Und so stiegen sie den Felsgang hinab. Bald schon leuchtete Hartrieds silbernes, von Zwergen geschmiedetes Diadem sanft auf, deutlicher als im Dunkeln der Nacht auf der Oberfläche. Es war ein schwaches Leuchten, doch es reichte aus, um die Decke, Wände und den Weg vor ihren Füßen zu erkennen, auch wenn sie sich nur langsam und vorsichtig fortbewegten.

»Davon wusste ich nichts«, sagte Gunlaug etwas verstimmt.

»Wir sind im Reich der Zwerge, umgeben von Steinen und Metallen. Ihre Zauber wirken hier noch stärker. Das schwache Leuchten ist schlicht ein schöner Nebeneffekt.«

»Faszinierend«, sagte Aziles. »Nur wird die Weitsicht im dichten Fels wenig helfen.«

»Wie gesagt, nur ein Nebeneffekt eines jeden Gegenstandes der Zwerge mit magischen Eigenschaften. Dieses Diadem war für mich Oberwelt-Herrscher geschaffen und besitzt Kräfte, die dort von Nutzen sind.«

Der Gang reichte tief, es ging stetig ins Berginnere. Für eine Zeit verengte er sich und sie mussten beinahe seitlich gehen, an anderen Stellen gingen sie gebückt. Anschließend öffnete sich der Gang so weit, dass der fahle Schein des Diadems nicht ausreichte, die Decke zu erleuchten. Sie sprachen wenige Worte während ihrer Reise und achteten stattdessen auf jedes Anzeichen von Unterweltbewohnern oder anderen Kreaturen.

Nur Aziles summete eine Melodie vor sich hin, wie es die Art der Steppen-Elfen war.

»Könnt Ihr damit aufhören?«, fragte Hartried wenig höflich.
»Vielleicht könnt Ihr alles hören, aber mich stört es.«

»Wie Ihr wollt, König der Merowa«, sagte Aziles ohne Spott und Ärger in der Stimme. Hartried drehte sich dennoch zu ihm um und bedachte ihn mit einem prüfenden Blick.

Vielleicht werden sich die beiden nie wirklich mögen, dachte sich Gunlaug. Was auch nicht notwendig war, damit beide Völker zusammenarbeiteten oder ihr kleines Abenteuer hier gelang. Manchmal fragte er sich dennoch, welche Kluft zwischen ihm und Hartried bestand. Was den Umgang mit anderen anbelangte, waren Gunlaug und sein Bruder sehr unterschiedliche Temperamente.

»Gestattet mir die Frage: Was für Kreaturen lauern hier? Abgesehen von den Zwergen, versteht sich. Wir treffen uns nur selten mit diesem Volk, da die Berge sich nicht für unsere Pferde und Wagen eignen. Und die Zwerge lehnen solche Fortbewegungsmittel ab und bleiben lieber in ihren Höhlenbehausungen.«

»Lindwürmer«, sagte Hartried. »Aber die nutzen die Höhlen nur als Behausung, sie jagen im Gebirge oder in den Wäldern nahe dem Drachenwirbel. Abgesehen davon sollen merkwürdige Wesen in den unterirdischen Wassern leben.«

»Was für Wesen?«, fragte Aziles.

Hartried schwieg dazu. Gunlaug ergänzte: »Es soll im Wasser Schlangen oder riesige Würmer geben, die keine Augen besitzen. Mit einem Rachen, übersät mit Zähnen, die den ganzen langen Körper hinabreichen. Sie verschlingen ihr Opfer mit einem Happs.«

»Ungeheuerlich!«, sagte Aziles. »Hat jemand jemals ein solches Wesen erlegt?«

»Kein Mensch«, antwortete Gunlaug. »Die Zwerge berichteten nur davon.«

Während sie weitere Belanglosigkeiten miteinander austauschten, begann Gunlaug sich zu fragen, wie weit und tief diese Gänge tatsächlich ins Höhlenreich der Zwerge führen würden. Und ob es weitere Ausgänge gab. Sein Orientierungssinn, ob sie sich in Richtung Norden, Süden, Osten oder Westen bewegten, versagte bald seinen Dienst, doch Hartried führte sie zielstrebig durch das Höhlenreich.

Aziles wusste sich indessen selbst zu unterhalten. Nur brauchte er

dafür Hartrieds Kooperation: »Erlaubt mir eine weitere Frage.«

»Stellt erst die Frage. Dann sehen wir weiter.«

»Ihr seid unverwundbar, das habt Ihr eindrucksvoll unter Beweis gestellt. Dennoch fürchtet Ihr den Dämon. Sicherlich wisst auch Ihr, dass so ein Wesen einen auf verschiedenste Weisen quälen oder gar töten kann. Eine unverwundbare Haut nützt einem nichts, wenn der Dämon einem die Seele aussaugt.«

»Da war eine Frage?«

»Was gedenkt Ihr in Zukunft gegen ihn zu unternehmen?«

Hartried blieb stehen und verschränkte nachdenklich die Arme. »Im Gegensatz zu mir sind sie nicht unverwundbar. Waffen schädigen sie wie jedes Tier und jeden Menschen, auch wenn sie nicht aus Fleisch und Blut bestehen. Das ist ein Nachteil, wenn man sich eine fleischliche Hülle verschafft, um mit dieser physischen Welt interagieren zu können. Dennoch ...«

Hartried setzte sich wieder in Bewegung. Gunlaug konnte sich denken, was seinen Bruder vor diesem Dämon die Flucht ergreifen ließ: Es machte ihm Angst. Nur würde das Hartried so nicht zugeben. Gunlaug erinnerte sich an den Geist mit dem Hirschschädel, dem sein Bruder letztes Jahr im Sumpf eine tödliche Wunde zugefügt hatte, auf dass er selbst die Flucht ergriff. Auch dieses Wesen war eine furchteinflößende Gestalt gewesen. An diesem Wolfsdämon jedoch war etwas anders.

»Ich glaube nicht, dass wir ihm mit Waffengewalt beikommen können«, sagte Hartried. »So einen Dämon habe ich noch nie gesehen, nicht mit einer solchen Macht, nicht mit einer solchen Finsternis. Er scheint sie selbst mit sich zu tragen.«

»Dann braucht Ihr Feuer«, antwortete Aziles. »Licht und den Segen der Götter.«

»Kein gewöhnliches Licht wird uns gegen ein solches Wesen helfen und ein einfaches Feuer ebenfalls nicht. Aber göttliches Feuer und göttliches Licht, das könnte fürwahr unsere Rettung sein.«

Es dauerte eine Weile, bis sie tatsächlich vor einer Tür standen.

Hartried klatschte in die Hände. »Meine Erinnerung hat mich nicht im Stich gelassen! Ich wusste, es muss hier in der Nähe sein!«

Gunlaug und Aziles begutachteten die metallene Tür, eingefasst

in den blanken Fels. Sie war mit Runen der Zwerge verziert und besaß weder ein Schloss noch eine Türklinke.

»Wie sollen wir es öffnen?«, fragte Gunlaug.

Hartried lächelte wissend. »Tiuz und sein Bruder waren Metallschmiede. Sie verstanden es, Silber, Gold, Eisen und Kupfer besondere Eigenschaften zu entlocken. Während andere Zwerge die Kraft des Felsens und des Steins nutzten, um geheime Gänge zu öffnen, braucht es für eine solche Tür nur den richtigen Schlüssel.«

Hartried hielt die Hand mit dem Ring an die Tür. Mit einem Knarzen setzte sie sich in Bewegung. Das unangenehme Geräusch von Metall, das an Stein schabte, erfüllte den Gang. Sie staunten nicht schlecht, als die Tür lärmend im Untergrund verschwand.

»Der Ring wurde von den Brüdern geschmiedet, so dient er auch als Schlüssel für die Türen, welche ebenfalls von ihnen geschaffen wurden.«

Ehrfürchtig traten sie ein. Ihnen präsentierte sich ein schmuckloser Gang, nur einige Vertiefungen in der Wand zur Hüfthöhe deuteten darauf, dass dieser Ort einstmals bewohnt war. Sie fanden kleine Schüsseln, Krüge und Becher, jedoch ohne eine ordnende Hand aufgereiht. Einige waren aus den Vertiefungen gefallen. Gunlaug hob einen Becher auf und untersuchte seine Oberfläche. Es handelte sich, wie könnte es anders sein, um Metall mit reichhaltigen Verzierungen. Bandmuster schlängelten sich um den Becherrand und der Griff war wie eine Schlange geformt, deren Kopf sich an der oberen Kante verbiss. Steine waren ihm eingefügt, violett funkelte ein Amethyst und wie der Honig glänzte ein Bernstein. Leider war es aufgrund des spärlichen Lichts kaum möglich, weitere Details zu erkennen.

»Die einstigen Besitzer sind fort?«, fragte Aziles.

»Davon gehe ich aus.«

»Dann erlaubt mir, ein Andenken mitzunehmen.«

Aziles stürzte sich auf den kleinen Schatz. Schnell hob er mehrere Becher auf, hielt sie nahe ans Gesicht und betastete jede Fläche, jede Verzierung, jeden Griff und selbst das Innerste. Schließlich hatte er seine Wahl getroffen und den Becher in seiner Tasche verstaut.

»Da gibt es noch mehr zu holen«, sagte Hartried trocken. »Wenn ihre Verwandten nicht schon alles mitgenommen haben. Selbst

Zwerge werden zu Plünderern, sobald sie einen verwaisten Hort finden. Die Ehrlichsten teilen das den betreffenden Familien mit und verkaufen das, was sie mitgenommen haben.«

Wenn darin eine Stichelei in Richtung Aziles enthalten war, dann ignorierte der Steppen-Elf sie. Stattdessen siegte seine Neugier und er begab sich tiefer in die Behausung hinein.

Die Brüder folgten ihm und fanden Aziles, wie er am Ende des Ganges an der Wand lehnte und mit geschlossenen Augen sich auf etwas konzentrierte. Hier öffnete sich der Stollen zu einem größeren Raum mit Bänken und niedrigen Stühlen.

Aziles öffnete die Augen. »Niemand hier. Jedenfalls kann ich nichts hören.«

»Manche Zwerge können sehr listig und heimlich sein«, erwiderte Hartried. »Aber Ithulde und ihre Familie sind nicht dafür bekannt, über solche Fähigkeiten zu verfügen. Wir sollten hier vorerst sicher sein.«

In diesem Hort also war es geschehen. Das war der Zwergenhort, wo Hartried seinen mächtigen Ring erhielt. Er schien so friedlich wie ein Grab, nicht wie eine Schmiede oder ein Ort, an dem große Dinge ihren Anfang nahmen.

Aziles ließ sich auf einen der Stühle nieder und verzog das Gesicht. »Ein Kissen wird dringend benötigt.«

Er sprang wieder auf, schaute sich im Raum um und fand dann etwas in einer dunklen Ecke. Derweil setzte sich Gunlaug auf eine der Bänke. Sie waren schon so lange unterwegs, ihm reichte jede Sitzgelegenheit vollkommen aus.

»Sie leben also doch nicht im vollkommen Dunklen!«, rief Aziles aus. Die Brüder hörten etwas schaben, Funken stoben auf und bald darauf entzündete sich ein Feuer in der Stube. »Woher nehmen die Zwerge Kohle her, wenn sie die ganze Zeit nur in der Unterwelt hocken?«

»Die meisten Zwerge kommen nicht gerne an die Oberfläche, auch nicht zum Holzschlagen. Stattdessen handeln sie Kohle und anderes Holz mit uns.«

»Sehr interessant«, sagte Aziles wieder. Er meditierte einen Augenblick über dem Feuer, dann gesellte er sich zu ihnen. Mit einem Lächeln setzte er sich neben Gunlaug. »Werden wir uns noch

den Rest des Hortes anschauen?«

»Wir sind nicht zur Besichtigung hier«, antwortete Hartried.
»Aber ich weiß nun genau, wo wir uns befinden. Von hier aus können wir den Drachenwirbel sicher verlassen und Schutz im Fürstentum von Wolfsmarter finden.«

»Hedwinnas Familie«, erinnerte Gunlaug Aziles.

»Das spielt keine Rolle, es ist auch mein Fürstentum, mein persönlicher Sitz. Von dort reisen wir zu Pferde und Hirsch auf nach Bärenschlucht.«

»Aber einen Moment können wir uns doch noch umschaun?«, fragte Aziles.

»Und ich würde gerne noch etwas verschmaufen«, warf Gunlaug ein. »Oder besser noch: schlafen.«

»Von mir aus.«

Kapitel 18, Gunlaug

Aziles dachte nicht an Schlaf. So schnell würde er nicht wieder einen Zwergenhort mit eigenen Augen zu Gesicht bekommen. Er durchsuchte jede Ecke, jeden Winkel und sobald eine Tür sich nicht bewegen ließ, kam er zu Hartried gerannt und fragte ihn nach dem Ring oder ob er nicht aufstehen und ihm diese und jene Tür öffnen könne. Hartried grummelte etwas Unverständliches, erhob sich aber und öffnete jede einzelne Tür während eines Rundganges, damit er das nicht noch einmal machen musste. Bald kam Aziles mit allerhand Besteck, komplizierten Werkzeugen, Münzen, Broschen, Ringen, Armbändern und Klingen zurück. Er breitete die Gegenstände sorgsam auf dem Boden neben dem Feuer aus und untersuchte jeden eingehend. Keiner davon besaß magische Eigenschaften, daher nahm er die mit, welche seinem ästhetischen Empfinden am meisten zusprachen oder bei seinen Stammesgenossen besonders viel Staunen erregen sollten. Letztlich fiel die Entscheidung auf einen mit geometrischen Mustern verzierten Ring, ein zangenartiges Gerät (zum Schmieden?) und eine kleine, gerade Klinge.

Gunlaug bekam das nur am Rande mit. Ein erholsamer Schlaf war ihm nicht gegönnt, dafür kreisten zu viele Gedanken in seinem Kopf. Im dämmrigen Licht des Ofens, umgeben von dunklen Felsen und in dieser stickigen Luft fiel es ihm ebenfalls schwer, wach zu bleiben. So dämmerte er die Zeit dahin, halb wach, halb im Reich der Träume.

Aziles wollte die Stücke gerade einsammeln, da hielt er in der Bewegung inne. Seine geflüsterten Worte ließen die beiden Brüder hochschrecken. »Wir haben Besuch.«

»Leise«, befahl Hartried. »Ihre Sinne sind im Untergrund unseren überlegen.«

Gunlaug hatte durch die plötzliche Gefahr seine Müdigkeit schnell abgeschüttelt. Bedacht erhob er sich von der Bank und nahm seinen Speer auf. Die beiden anderen taten es ihm gleich, indem sie ihre Schwerter zogen.

Nun hörte Gunlaug es auch: Türen öffneten sich, schwere Stiefel schritten auf dem steinernen Grund in ihre Richtung. Dem Geräusch

nach zu urteilen, waren sie ihnen zahlenmäßig überlegen. Gespannt blickten sie in die Richtung der Tür, hinter der sie die Gruppe an Besuchern vermuteten.

Aziles hatte wohl anderes geplant. Er stellte sich neben einen anderen Gang und deutete in diesen hinein. Waren sie bereits umzingelt? Sie konnten noch immer in die Richtung fliehen, aus der sie gekommen waren.

Noch bevor sich die Tür öffnete, hörten sie ein Singen und Brummen auf der anderen Seite. Eine tiefe, doch weibliche Stimme hatte einen Singsang begonnen, dessen Zweck Gunlaug nur langsam verstand. Die Tür schwang auf und Donnerhall grollte durch die Felsbehauung. Ein grelles Licht blendete ihn, das sich zu einer weißen Blitzkugel formte, geschwungen von einer gerüsteten Gestalt. Der Gesang schwoll an, die Kugel knisterte bedrohlich und schoss dann in ihre Richtung.

Gunlaug und Hartried sprangen zur Seite, die Blitzkugel raste zwischen den beiden hindurch und zersprang an der Felswand hinter ihnen.

Bevor sie sich aufrappeln konnten, hatte Aziles einen Zwerg gepackt, der aus dem anderen Gang geschlichen kam. Die Klinge befand sich bereits an der Kehle, doch war der Schleicher dort schwer gerüstet. Metallene Hände griffen nach dem Elfen und warfen ihn herum. Sie rangen miteinander, es schepperte auf dem steinernen Boden. Aziles suchte beständig nach einer Öffnung in der Rüstung, die Klinge schabte über das Metall.

Wieso mussten sie überhaupt kämpfen? »Hört auf!«, rief Gunlaug.

Währenddessen strömten die Zwerge durch mehrere Eingänge. In Metall gekleidet, die Gesichter verborgen durch ihre runden Helme, Äxte, Keulen, kurze Klingen und kurze Speere in den Händen. Als er die Armbrüste sah, welche sich auf ihn und Hartried richteten, hob er schnell seinen Schild. Das Holz erzitterte unter dem Aufprall der Geschosse und die Spitzen drangen auf der anderen Seite durch.

Nur einer brauchte keine Angst zu haben: Hartried warf sich mit einem Kampfschrei auf sie, nachdem die Bolzen wirkungslos an ihm abgeprallt waren. Sein Schwert stieß vorwärts, und wie es sich für

einen König der Merowa gebührte, war auch dieses von Zwergenhand geschmiedet worden. Er überraschte sie und vermochte dem einen oder anderen einen Treffer zuzufügen, der sie zurücktaumeln ließ. Die Zwerge waren überrascht durch den plötzlichen Angriff, dennoch fähig, zurückzuschlagen: Ihre Waffen hämmerten auf Hartried ein, dessen Körper zwar keine Wunden erlitt, dennoch von der Wucht der Angriffe hin und her gestoßen wurde. Das machte ihn nur noch wütender und ließ ihn mit mehr Kraft und Wildheit zuschlagen.

Währenddessen zogen weitere Zwerge an Aziles. Der hatte mittlerweile sein Schwert verloren und wehrte sich dagegen, gepackt und festgehalten zu werden.

Nun bemerkte Gunlaug, was der Steppen-Elf vorhatte: Das Feuer im Ofen schwoll an, die Flammen bissen in alle Richtungen. Mit einem Mal zog ein feuriger Schwall in Aziles' Richtung und umgarnte die Zwerge in ihren schweren Rüstungen. Sie schrien auf und ließen von ihm ab, der aus den Flammen heraussprang und seine Klinge vom Boden nahm.

»Wir sind nicht eure Feinde!«, rief Gunlaug verzweifelt. Wie das wohl nach diesem Angriff wirken musste?

Aziles stellte sich neben ihn, seine Augen leuchteten und seine Züge hatten sich durch die wilden Schatten, welche das entfachte Feuer auf ihn warf, zu einer dämonischen Maske verzerrt. Er atmete tief aus und das Feuer sprang aus dem Ofen heraus auf Hartried zu.

Die Zwerge ließen vom König ab, stattdessen versperrten sie den Eingang. Dort, wo der Singsang noch immer erklang.

Hartried hatte sich ebenfalls besonnen und von der Tür entfernt. Er stand nun neben Gunlaug und sah dabei Aziles zu, wie der eine weitere Flamme aus dem Ofen emporsteigen ließ, um sie den Zwergen entgegenzuwerfen.

Da hörten sie die Rufe der Zwerge, allen voran die weibliche Stimme. »Halt!« Gefolgt von weiteren Rufen auf Zwergisch.

Gunlaug fasste Aziles an der Schulter, der mit einem Ruck den Kopf zu ihm wandte und ihn mit der intensiven Wut des brennenden Feuers anschaute. Das Leuchten erlosch, die Flammen beruhigten sich und kehrten in den Ofen zurück.

Mit Unbehagen wandte Gunlaug den Kopf zur Gruppe der Zwerge, welche sich vorsichtig und trotzdem entschieden im Raum verteilten.

»Ich glaube es nicht«, sagte einer der Zwerge, den Gunlaug nicht erkennen konnte. Er hielt sich hinter den anderen. »Das ist der König der Merowa! Ha, ha, hahahaha!«

»Was ist so komisch?«, fragte Hartried.

Der Zwerg trat vor. Er war nicht gerüstet wie die anderen, hatte fast keine Haare mehr auf dem Kopf, was der lange, weiße Bart wieder mehr als wettmachte. Mit einem wahnsinnigen Funkeln starrte er Hartried an. »Ich hatte nicht erwartet, meinen Bruder in meinem eigenen Hort rächen zu dürfen!«

Die Zwerge sprachen kein Wort, stattdessen bewegten sie sich in stummer Einvernehmlichkeit auf sie zu, die Waffen erhoben. Bei den meisten war das Gesicht hinter den Helmen verborgen, doch musste Gunlaug ihnen nicht in die Augen schauen können, um ihre Absicht und Entschlossenheit zu erkennen.

»Wieso musstest du den Kampf auch beenden?«, fragte Hartried Gunlaug. Dann zu den Zwergen: »Ihr wisst, dass ihr mir nichts anhaben könnt! Wenn es sein muss, dann kämpfe ich mich durch euch alle hindurch!«

»Pakt ihn nur«, sagte der Zwerg. »Wir werden schon etwas finden, das ihn verwunden kann. Wenn es sein muss, dann ertränken wir ihn in den unterirdischen Seen!«

Gunlaug sprang dazwischen. »Halt, halt, halt! Das hier ist der König der Merowa! Ihr könnt ihn nicht einfach so erschlagen!«

»Das ist Tiuz«, sagte Hartried. »Ich habe seinen Bruder getötet.«

»Sehr richtig!«, sagte derselbe Tiuz. »Derthul musste euretwegen sterben, oh großer König der Merowa, und nun steht Ihr hier seiner versammelten Familie gegenüber! Wir alle haben Vergeltung geschworen für dieses Unrecht, das Ihr unserer Sippe angetan habt! Und übrigens: Den Ring hätte ich gerne wieder zurück.«

Die Zwerge waren nähergekommen. Irgendwie musste er auf Zeit spielen und eine weitere Eskalation verhindern.

»Wir haben Gesetze!«, sagte Gunlaug. »Wir können das beim Thing bereden und einen Handel vereinbaren, bei dem alle Seiten ihr

Gesicht wahren.«

»Kommt nicht infrage«, sagte Hartried.

»Ihr könnt all Eure tollen Gesetze an der Oberfläche haben«, sagte Tiuz. »Aber die gelten hier nicht. Das ist eine Zwergen-Angelegenheit, da er einen Zwerg getötet und Zwerge bestohlen hat. Wir sprechen unser Gesetz.«

Die anderen Zwerge stimmten ihm brummend zu.

Da sprach die Zwergin aus den hinteren Reihen: »Als König der Menschen gebührt Euch Achtung, doch was Ihr einem der unseren angetan habt, das verlangt nach Wiedergutmachung. Heilig hat Tiuz geschworen, diese Schuld mit Blut zu begleichen. Es ist, wie es kommen sollte.«

Wie, um ihr Urteil zu bekräftigen, schlug sie mit dem Hammer auf den Boden, auf dass kleine weiße Funken aufleuchteten.

Sein Bruder war ihm also keine Hilfe, musste Gunlaug feststellen. Er schaute hilflos zu Aziles, der nur auf eine Gelegenheit zu warten schien, mit seinem Schwert zuzustechen, während die Zwerge den Kreis um sie enger zogen.

Gunlaug seufzte. »Wir können Euch auszahlen.«

Ein Gemurmel ging durch ihre Reihen. Sie stoppten ihren Vormarsch und besprachen sich in ihrer eigenen Zwergensprache. Nur Tiuz war darüber nicht erfreut. Er fluchte in Zwergisch, deutete auf den König, als wolle er sie befehlen, ihn endlich zu ergreifen.

»Gunlaug ...«, grollte Hartried.

»Können wir vielleicht erst einmal klären, was vorgefallen war?«, fragte Aziles. »Damit lässt sich besser erarbeiten, wie wir die Sache lösen.«

»Was soll das?«, erboste sich Tiuz. »Ihr kennt alle die Geschichte, ich habe sie euch oft genug erzählt. Wieso sollte seine Version anders sein?«

»Was habt Ihr ihnen erzählt?«, fragte Hartried.

»Ihr habt Derthul für den Ring getötet, und mich wolltet Ihr ebenfalls umbringen!«

Hartried lachte laut auf, doch amüsiert klang es nicht. »Wollt Ihr die Wahrheit hören?«

»Nein, fallt nicht auf seine Lügen herein!«, rief Tiuz. Es folgten weitere Aufforderungen in der zwergischen Sprache.

Das Misstrauen der Zwergin war jedoch geweckt. »Erzählt Eure Version. Wie hat es sich zugetragen?«

Tiuz beehrte weiter auf, doch sie schnitt ihm mit einer entschiedenen Geste das Wort ab.

Hartried atmete hörbar aus. »Vielleicht ist es keine schlechte Idee. Es wird mir Genugtuung sein zu erzählen, was vorgefallen war. Also ...«

Kapitel 19, Hartried

Hartried, Sohn eines Gottes und einer sterblichen Frau, 17 Jahre alt und verliebt und möglicherweise bald tot. Vor wenigen Monaten hatte er sich dem Gefolge von Mantur angeschlossen, dem Fürsten von Wolfsmarter, und sich schnell als fleißig, stark und mutig erwiesen. Überdies war er Hedwinna begegnet, einer der Töchter des Fürsten. Die war bereits dem Buri versprochen, einem Fürstensohn von Eulenwacht, was den Fürsten von Wolfsmarter in die Zwickmühle brachte: Sollte er sein Versprechen brechen und das Ehebündnis auflösen, nur damit der gar zu sterblich wirkende Bastard eines Gottes seine Tochter heiraten durfte?

»Wenn du wirklich ein Halbgott bist«, sagte Mantur einst in seiner hohen Halle, während sie am Feuer saßen, »dann beweise es und besiege Buri im Zweikampf.«

So war es abgemacht, auf dass beide Familien ihr Gesicht wahren konnten. Buri war als mächtiger Kämpfer bekannt, zehn Jahre älter als Hartried, einen Kopf größer und ausgestattet mit zwergischen Waffen. Die beiden kannten sich gut, denn Buri war ebenfalls ein Mitglied von Manturs Gefolge. Er verbrachte einige Jahre dort, um das Bündnis zwischen Wolfsmarter und Eulenwacht zu stärken. Die Heirat mit Hedwinna sollte dieses Bündnis besiegeln.

Hartried und Buri hatten häufig ihre Kräfte gemessen und leider musste der Gottessohn feststellen, dass seine Abstammung ihm keinen Vorteil verschaffte. Zudem war Buri erfahrener im Kriegshandwerk.

»Wenn Gunlaug nur hier wäre«, klagte Hartried seiner geliebten Hedwinna seine Sorgen, während sie allein beisammen saßen. Wann immer möglich, stahlen sie sich vom Fürstenhof und gingen gemeinsam in den Wald. »Der hätte bestimmt einen Einfall.«

Hartried hasste sich dafür, wie hilflos er wirkte.

»Du hast einen Lindwurm erschlagen, dann kannst du auch diesen Buri besiegen.«

»Buri hätte allein den Lindwurm getötet. Aber mir half Gunlaug bei diesem Abenteuer.«

Hartried hatte sich nicht nur in Hedwinna wegen ihrer braunen

Augen, ihres hohen Wuchses und ihrer sanften Stimme verliebt. Sie war auch ein kluges Mädchen. »Wieso begibst du dich nicht zu den Zwergen, Tiuz und Derthul? Sie haben Buri seine Waffen geschmiedet, nachdem mein Vater sie bezahlt hatte. Vielleicht wissen sie ja etwas.«

Hartried hatte sein Einkommen als Mitglied von Manturs Gefolge, doch konnte er nicht mit Reichtum prahlen. Da er aber keinen besseren Einfall hatte, suchte er die beiden Brüder auf.

»Buri hatte von uns einen Speer bekommen«, sagte Derthul. »Und einen unzerbrechlichen Schild. Der Speer soll ebenfalls jedes Kettenhemd durchbrechen können, das nicht aus Zwergenhand gefertigt ist. Das macht ihn nicht unverwundbar, doch ein schwieriger Kampf wird es trotzdem.«

»Wir könnten dir Waffen geben, welche den seinen ebenbürtig sind«, schlug Tiuz vor. »Das wird dich jedoch einiges kosten. Wir arbeiten lang und hart an diesen Waffen und Rüstungen, um dem Metall seine besonderen Eigenschaften zu entlocken.«

»Geld kann ich nicht bieten«, sagte Hartried. »Nur Versprechungen. Wenn ich siege und Hedwinna heirate, dann würde ich der neue Fürst von Wolfsmarter. Mehr noch, damit will ich mich nicht zufriedengeben. Ich strebe danach, König der Merowa zu werden.«

»Das ist schön und gut«, sagte Derthul, »doch haben wir von Versprechungen wenig.«

»Ich kann Euch auszahlen, sobald ich Fürst bin.«

»Mit Zinsen«, sagte Tiuz.

»Womit?«, fragte Hartried.

Die beiden Brüder rollten mit den Augen. »Wie können wir uns auf dein Wort verlassen?«, fragte Tiuz.

»Ich schwöre es auf meinen göttlichen Vater, Cherus selbst.«

Derthul nickte. »Wir wissen, wie sehr euch Merowa dieser Gott bedeutet, besonders in diesem Teil des Landes.« Dann wandte er sich an Tiuz und sprach mit ihm in der Zwergensprache.

Nach einem kurzen Austausch, der Tiuz sehr zu erregen schien, sagte Derthul nur zu Hartried: »Wir müssen etwas bereden. Das könnte dauern. Suche dir einen lauschigen Platz am Feuer, wir sind

bald wieder bei dir.«

Hartried wartete geduldig, doch zur Ruhe kam er nicht; verschiedenste Befürchtungen, ebenso Hoffnungen und Wünsche gingen ihm wild durch den Kopf. Was konnten die Zwerge nur bereden? Hatten sie tatsächlich etwas für ihn, eine Waffe oder einen Gegenstand, der es ihm erlaubte, Buri zu besiegen? Und wenn ja, wie sollte er sie jemals dafür bezahlen? Oder verlangten sie gar etwas anderes?

Die Tür öffnete sich, die beiden Zwerge traten ein. Sie hielten keine Klinge in den Händen, keinen Speer oder keine Axt, und ein Helm oder eine Rüstung war es auch nicht.

»Wir haben beschlossen, dass du etwas für uns ausprobieren darfst«, sagte Derthul. »Einen besonderen Ring. Wie besonders er ist, verrät bereits sein Name. Wir nennen ihn den ›Ring der Unverwundbarkeit‹. Und er soll genau das leisten: Seinen Träger unverwundbar machen gegen so gut wie jedes Übel.«

Hartried erhob sich. Sein Herz schlug schneller, seine Stimme zitterte, als er fragte: »Ausprobieren? Was meint ihr damit? Und wieso nur ›so gut wie jedes Übel‹? Macht er einen nicht vollkommen unverwundbar?«

Tiuz räusperte sich. »Wir wollen ihn als Heiratsgeschenk dem Vater unserer zukünftigen Braut vermachen. Bevor wir das allerdings tun, muss ihn jemand ausgiebig testen. Sollte er nicht die gewünschten Kräfte zeigen, wird es nur seinen Zorn auf uns ziehen und ihn möglicherweise veranlassen, die Heirat zu annullieren. Doch sei unbesorgt: Der Ring soll einen gegen so gut wie jeden Schaden schützen. Gegen jedes Metall, gegen Feuer und Stein, gegen die Klauen und Krallen der Tiere. Nur gegen eines schützt er nicht: Holz. Das haben wir uns so überlegt, weil er nicht gegen alles schützen kann, Holz gibt es hier unten nur wenig und es kann einem zwergischen Panzer eh nichts anhaben. Gegen alles andere brauchst du nicht einmal eine Rüstung zu tragen. Du wirst den Treffer wohl spüren, aber keinen Schmerz und keine Wunden erleiden.«

Derthul schaltete sich wieder ein. »Das ist jedenfalls das, was wir mit unserer Schmiedekunst beabsichtigen. Allerdings wollen wir uns nicht gegenseitig mit Beilen und Klingen hauen, während wir den

Ring austesten. Das Risiko ist uns doch so groß. Jemand muss ihn aber testen! Zwergische Klingen sind gut, und noch besser, wenn sie von einer fähigen Hand geführt werden. Sollte er seinen Träger vor solchen Treffern schützen, dann ist unser Werk geglückt.«

»Ich verstehe«, sagte Hartried. Nüchternheit machte sich in ihm breit. So einfach war es nicht, es bestand noch immer die Gefahr, dass ihre Schmiedekunst versage und er einen tödlichen Treffer erleiden könnte. »Wenn ich ohne einen Kratzer wiederkehre, dann hat der Ring seinen Dienst erfüllt. Und so könnte ich ihn besiegen. Was verlangt ihr von mir als Gegenleistung? Reicht es, den Ring nur auszuprobieren?«

»Wenn du Fürst von Wolfsmarter wirst«, sagte Derthul, »dann besorge dir zwergische Waffen und Rüstungen nur von uns! Und auch magische Ringe darfst du nur bei uns oder anderen Mitgliedern unserer Familie in Auftrag geben.«

»Einverstanden.«

»Und dasselbe gilt, solltest du König werden.«

Und so beschlossen sie ein geheimes Abkommen. Hartried nahm den Ring der Unverwundbarkeit an sich, ein schmuckloser Gegenstand, doch von einer schlichten Schönheit und im rechten Licht war ein silbriges Schimmern zu erkennen.

Hedwinna sagte er, dass die Zwerge ihm geholfen hatten, doch wollte er ihr nicht erklären, wie genau. Er sagte, es sei ein Geheimnis und er hatte versprochen, es niemandem zu erzählen. Was auch der Wahrheit entsprach.

Und so kam es zum Zweikampf auf dem Hofe von Wolfsmarter. Das gesamte Gefolge, die Dienerschaft und andere Adlige waren anwesend, zusammen mit Mantur und Hedwinna. Die Nachricht, der angebliche Sohn des Gottes und der starke und gefürchtete Buri würden sich duellieren, verbreitete sich schnell und weit und lockte viele Zuschauer an.

Buri präsentierte sich in voller, von Zwergenhand geschmiedeter Rüstung und mit von Zwergenhand geschmiedeten Waffen, in all seiner Größe und Kraft. Hartried hingegen besaß nur ein einfaches Kettenhemd, einen Schild und eine gewöhnliche Klinge der Merowa, doch er trat so sicher auf den Kampfplatz wie jemand, der sich

vollkommen seinem Schicksal ergeben hatte. Er würde hier sterben oder nicht, die Götter sollten es entscheiden.

Und die Zuschauer zitterten, manche spotteten und Hedwinna stieß leise klagende Laute aus, als die ersten Hiebe auf Hartried niederfuhrten, nachdem Buri seinen Schild mit einem einzigen Streich entzweigeschlagen hatte. Die Wucht der Treffer zwang Hartried auf die Knie. Nur das Blut, das wollte nicht fließen. Jeder sah, wie er Wunde nach Wunde hätte erleiden müssen. Eigentlich hätte er schon längst erschlagen dort liegen sollen.

»Welch Zauberei ist das?«, fragte Buri. »Ist meine Waffe stumpf? Haben die Zwerge sie verflucht?«

Und da entfuhrten Hartried Worte, die er noch lange bereuen sollte: »Nichts vermögen sie gegen göttliches Blut auszurichten!«

Und er stach zu, traf seinen überraschten Gegner am Hals und erschlug ihn so mit einem Hieb, nachdem er so viele davon einstecken musste.

Alle hatten diese Worte gehört und jubelten, außer jenen, die auf Buri gesetzt hatten oder seine Verwandten und Freunde waren. Doch sie konnten ihm nicht böse sein, denn Cherus selbst schien Hartried gesegnet zu haben und hatte ihm einen unzerstörbaren Körper verschafft. Sie priesen Cherus' Namen und Hartrieds gleich dazu, nannten ihn Sohn des Gottes. Da wurde Hartried sich erst bewusst, dass er nun eine Lüge leben musste, wenn er die Frau lieben wollte, nach der sich sein Herz sehnte.

»Ich kann den Ring nicht zurückgeben«, sagte Hartried zu den beiden Zwergen. »Das war alles nicht klug gewesen. Nun glauben sie, ich selbst sei unverwundbar aufgrund meiner Abstammung. Wenn ich den Ring zurückgebe und wieder wie jeder andere Mensch blute und Wunden leide, dann werde ich das Fürstentum und das Königreich verlieren.«

»Was ist das Problem?«, fragte Derthul erbost. »Werde halt nicht mehr getroffen! Trage immer gute Rüstung! Bleibe den Kämpfen fern!«

»Wenn ich jede einzelne Stelle am Körper schwer rüste, dann kann ich kaum kämpfen«, erwiderte Hartried. »Und wenn ich Kämpfe meide, dann bin ich ein schwacher Fürst.«

»Das war in der Tat ein Fehler«, sagte Tiuz. »Ich habe davon abgeraten, aber du musstest mal wieder deinen dicken Kopf durchsetzen.«

Es folgte ein weiterer, wütender Austausch der Zwerge in ihrer Sprache.

Hartried schüttelte den Kopf und sprach dann lauter: »Ich werde den Rest unserer Vereinbarung einhalten und noch mehr! Ihr werdet nicht nur für diesen Ring kompensiert, sobald ich an das Geld von Wolfsmarter komme, ich werde Euch auch jährlichen Tribut zahlen!«

»Er war ein Geschenk!«, spie da Derthul. »Unser Wittum für unsere zukünftige Frau!«

»Dann schmiedet ihn noch einmal.«

»Das wird Jahre dauern, vielleicht Jahrzehnte! Und es gibt keine Garantie, dass es uns noch einmal gelingt!«

»Das tut mir leid«, sagte Hartried. Es war aufrichtig gemeint, doch auch er verlor die Geduld. »Doch ich kann ihn nicht wieder zurückgeben. Ich werde Euch unterstützen, so gut ich kann. Ihr könnt zu mir kommen und verlangen, was immer Ihr wollt. Ich werde Euch mit allem versorgen, das Ihr braucht, um den Ring noch einmal zu schmieden. Das schwöre ich.«

»Kommt nicht infrage!«

Und da fiel Derthul ihn an. Er wollte ihn packen, umfasste ihn mit seinen starken Schmiedearmen und zwang ihn zu Boden. Sie rangen miteinander und stießen Schemel und Stühle um.

»Hilf mir, Tiuz!«

Doch der zögerte. Er fasste sich an den Mund, unsicher war der Blick.

Mehrmals rief Derthul nach seinem Bruder, bis Hartried eine Klinge zu greifen bekam. Keinen Augenblick zögernd, stieß er diese in den Hals des Zwerges. Nach einigen röchelnden Lauten war Derthul tot.

Hartried erhob sich, die Klinge noch in der Hand. Er sah jedoch ein, dass es nicht notwendig war, sie gegen Tiuz einzusetzen.

»Ihr habt jetzt Eure Frau für Euch allein«, sagte Hartried. »Und ich habe meine. Ich schweige darüber, was Ihr unterlassen habt zu tun, und Ihr schweigt darüber, was ich getan habe.«

Kapitel 20, Gunlaug

Da war Tiuz sehr still. Alle Augen waren auf ihn gerichtet. Sie erwarteten eine Antwort, eine Rechtfertigung oder zumindest, dass er sich gegen die Vorwürfe verteidigen würde. Doch ein dunkles Schweigen hatte sich über ihn gelegt.

»Hiess es nicht, Hartrieds Männer hätten dich gejagt?«, fragte die Zwergin.

Da Tiuz schwieg, antwortete Hartried für ihn. »Wieso sollte ich das tun? Wir hatten ein gutes Verhältnis für mehrere Jahre, bis ich zum Fürsten aufstieg. Ich half ihm sogar dabei, einige Besorgungen zu erledigen, damit er sich an neue Arbeiten machen konnte. Eines Tages war er aber wie verschwunden und ich schickte mein Gefolge aus, nach ihm zu suchen. Sie kamen ohne Ergebnis zu mir zurück.«

Zögernd begann Tiuz, einige Worte zu brummen. »Da gab es Menschen, die mir auflauerten. Sie hielten sich an den Eingängen zu meinem Reich versteckt. Ich dachte, es wären Häscher, ausgesandt von Hartried.«

»Menschen haben es öfter auf die Horte abgesehen«, sagte die Zwergin. »Doch wieso glaubtest du, es handle sich um Hartrieds Häscher?«

Tiuz verstummte wieder.

»Schuldgefühle«, sagte Hartried. »Seine Schuldgefühle verwandelten sich in Wahnvorstellungen. Du hattest wirklich geglaubt, ich wollte dich endgültig zum Schweigen bringen, damit du unser Geheimnis mit ins Totenreich nimmst? Ha!«

Tiuz spielte mit seinen Fingern, so verlegen machte ihn die ganze Angelegenheit. »Häscher haben mich schließlich gefunden, als ich zu einem anderen Hort reisen wollte, um dort Schutz zu suchen. Und die verkauften mich an Sklavenhändler im Süden.«

Hartried lachte weiter trocken. »Nun, ich denke, das spricht für dich, dass du trotz alledem Schuldgefühle verspürst.«

»Freut Euch nicht zu früh!«, rief die Zwergin. »Ihr habt noch immer Derthul getötet und den Ring unrechtmäßig an Euch gerissen! Das entlastet nicht Eure Schuld!«

»Ithulde, richtig?«, fragte Hartried. »Wenn Ihr wollt, können wir

reden. Doch den Ring gebe ich nicht wieder her. Er ist die Grundlage meines Königsstamms.«

Gunlaug hatte gestaunt darüber, was er gehört hatte. Er wusste, woher Hartried den Ring hatte, doch waren viele Details ihm nicht bekannt gewesen. Hartried hatte nie viele Worte zu dieser Geschichte verloren.

Als er die Verwunderung abgeschüttelt hatte, sprach Gunlaug: »Wir werden eine Lösung finden, die beiden Familien nützt und keine Schande bereitet. Bis dahin sollten wir die Waffen niederlegen. Bitte! Für den Frieden des Reiches.«

Ithulde sagte ein Wort in ihrer Sprache und sogleich entspannten sich die Zwerge. Viele legten ihre Waffen nieder oder schnallten sie an ihre Gürtel. Sie nahmen ihre Helme ab und entblößten ihre breiten, fettnasigen, bärtigen und rohen Gesichter, in deren Augen dennoch eine verschwiegene Intelligenz und ein geheimnisvolles Leuchten flackerte.

Einige kamen gleich auf Aziles zu. »Das Feuer, wie hast du das gemacht?«, fragte einer.

»Besitzt dein Feuer besondere Eigenschaften?«

»Wie wäre es, wenn du die Öfen dieses Hortes damit anfachst?«

Der Steppen-Elf freute sich über die Aufmerksamkeit und beantwortete die Fragen geduldig, eine nach der anderen. Mit Erleichterung stellte Gunlaug fest, dass er die Situation entschärfen konnte und die Zwerge ihren eigenen Geschäften nachgingen. Als Aziles ehrlich berichtete, sich einige Andenken mitnehmen zu wollen, weil er glaubte, der Hort wäre verwaist, fragten sie ihn, welches er sich ausgesucht hatte. Die Klinge steckte er sich dankbar in den Mantel und sogleich suchte er etwas, das er ihnen als Gegenleistung anbieten wollte. Es sollte ein fein gearbeiteter Kamm sein, dessen Spange einen Widder und eine Raubkatze im Kampf zeigte. Währenddessen besprach Ithulde sich mit Tiuz fernab von ihnen.

Gunlaug wandte sich an Hartried: »Wir lösen das friedlich. Ich schaffe das. Nur bin ich auf deine Mitarbeit angewiesen.«

Hartried winkte ab. »Ich glaube an dich. Verlange von mir aber nichts Unmögliches. Und bedenke: Die Zwerge haben gute Ohren.«

Da schauten Ithulde und Tiuz zu ihnen rüber, als hätten sie diese

Bemerkung gehört.

»Aber Spitzfindigkeiten und Tricks sind ja nicht deine Sache«, fuhr Hartried fort. »Denke gut darüber nach, das Schicksal unseres Königreiches könnte davon abhängen.«

»Nur kein Druck«, sagte Gunlaug und setzte sich zu Boden. »Lass mich einen Moment ausruhen und nachdenken.«

Die Ruhe war ihnen gegönnt. Auch die Zwerge hatten einen langen Marsch hinter sich. Nach der Schlacht waren sie zuerst über Land, dann durch das Höhlenreich gereist und wollten Tiuz zu seinem Hort geleiten. Hier wollten sie nach dem Rechten sehen, einige Dinge einsammeln und dann weiterreisen.

Ithulde war eine gute Gastgeberin. Sie und ihre beiden Männer, Waltnar und Hrodnitz, richteten den gerade noch als Kampfplatz verunstalteten Raum für eine Versammlung her, während Ithulde einige der Zwerge aufforderte, ihnen eine Erfrischung an Bier und Trockenfleisch anzubieten. Hartried, Gunlaug und Aziles teilten als gute Gäste ein paar ihrer Vorräte mit den Zwergen. Sie holten Bänke und ein Podest wurde herangeschafft, auf das Ithulde sich stellte und mit den Hammer auf dem Boden schlug. Damit war es an der Zeit.

»Zunächst wollen wir wissen, warum Ihr überhaupt in diesem Hort seid«, begann Ithulde. »Ob es mit dieser Angelegenheit im Zusammenhang steht oder nicht, wird sich dann entscheiden.«

»Lasst mich erzählen«, sagte Gunlaug, erhob sich von der Bank, auf der sein Bruder und Aziles Platz genommen hatten, und erzählte wahrheitsgemäß, was vorgefallen war.

»Nun begreift Ihr hoffentlich«, fuhr er nach dem Bericht fort, »in welcher Lage sich unser Königreich und die Merowa befinden. Mit üblen Dämonen haben wir es zu tun und möglicherweise mit einer Hungersnot.«

»Schwere Zeiten, in der Tat«, sagte Ithulde. »Doch haben sie nichts mit dem Verbrechen vergangener Jahre zu tun.«

»Und dennoch teilen wir uns ein Schicksal«, erwiderte Gunlaug. »Das Schicksal der Zwerge von Merow ist mit dem der Merowa verbunden. Harte Strafen gegen den König könnten dem Königreich schaden und sich damit auf Eure Familie und die Zwerge unterhalb des Landes auswirken.«

Gemurmel unter den Zwergen. Gunlaug konnte nicht deuten, ob es zustimmend oder ablehnend war.

»Das mag sein«, antwortete Ithulde. »Doch wir werden erst noch zum Urteil kommen. Ob wir dessen Vollstreckung hinauszögern oder abmildern, das werden wir dann entscheiden. Zunächst gilt es festzuhalten, dass Hartried widerrechtlich den Ring an sich gerissen und dass er Derthul getötet hatte.«

Nun sprach Hartried mit verschränkten Armen: »Derthul habe ich sehr wohl getötet, doch es geschah, weil ich mich selbst verteidigt hatte. Den Ring wollte ich zunächst nicht hergeben, aber dann hatte Tiuz ihn mir zugestanden.«

Wieder Gemurmel unter den Zwergen, diesmal lauter und aufgeregter. Hartrieds Geständnis wurde als solches nicht aufgefasst, was Gunlaug ihnen nicht verübeln konnte.

»Hartried handelte in Selbstverteidigung«, sagte Gunlaug. »Und er war bereit, um den Ring zu verhandeln. Der plötzliche Angriff von Derthul hat diese Verhandlung unterbrochen.«

Da rief Tiuz: »Der Ring war niemals sein Eigentum! Er hätte darum nicht handeln dürfen!«

»Die Umstände haben ihn gezwungen«, erwiderte Gunlaug.

Da schlug Ithulde mit dem Hammer auf den Boden. »Die Umstände rechtfertigen seine Tat nicht. Sie erklären sie, doch ändern sie nichts an den Tatsachen: Der Ring war nicht sein Eigentum, sondern nur geborgt, und er hatte Derthul getötet. Nicht aus Tötungsabsicht, das steht fest und wird auch von keinem hier angezweifelt. Eine Tötung solcher Art wird bei uns durch ein Wergeld wiedergutmacht.«

»Das kann ich bezahlen«, sagte Hartried.

Gunlaug warf ein: »Vielleicht zwingt uns die Hungersnot dazu, das Geld für Vorräte aufzuwenden. Wenn nötig, bitten wir um einen Aufschub.«

»Das lässt sich verhandeln.«

»Was?!«, erboste sich Tiuz. »So einfach soll er davonkommen?«

»Das Wergeld wird nicht klein ausfallen«, bestimmte Ithulde, »es wird dem Verbrechen entsprechen. Die Größe von Hartrieds Schatzkammer oder des Merow-Reiches wird dabei keine Rolle spielen.«

Gunlaug atmete innerlich auf. Das wäre geschafft, damit konnte Frieden zwischen den beiden Familien und im Reich einkehren. Und Geld sollten sie genügend haben, selbst mit der Hungersnot. Gerne rechnete Gunlaug es Ithulde an, dass sie das Wergeld nicht erhöhte, weil Hartried König war, um sich und ihre Familie zu bereichern.

»Kommen wir zu dem Ring«, sagte Ithulde.

Richtig, dachte sich Gunlaug, jetzt kommt der schwere Teil.

»Ihr kennt meine Meinung«, sagte Hartried dazu.

»Wir können für den Verlust aufkommen«, warf Gunlaug schnell ein. »Wir haben viele Waffen, von Zwergenhand geschmiedet, welche wir dafür eintauschen könnten. Zudem will ich anmerken, dass Tiuz sich mit seinem Unterlassen ebenfalls strafbar gemacht hat.«

»Das ist eine andere Angelegenheit«, sagte Ithulde. »Was Tiuz seinem Bruder angetan hat, wird separat in einem anderen Gericht behandelt werden. Das war ein Verstoß gegen seinen Bruder und unsere Familie. Allerdings besteht noch immer ein Anspruch auf den Ring.«

Tiuz wog ab. »Ich möchte den Ring zurückhaben. Er ist noch immer unser größtes Werk und ein Andenken an meinen Bruder.«

Hartried schnaufte verächtlich. »Als ob der es gutheißen würde, dass Ihr ihn zurückbekommt, nachdem, was Ihr getan habt.«

Die Zwerge riefen laut durcheinander. Ithulde zwang sie zur Ruhe, indem sie wieder mit dem Hammer auf den Boden schlug. »Was Derthul in der anderen Welt denkt, kann nicht Gegenstand dieser Verhandlungen sein. Doch Tiuz hat den Ring an Euch zur Verwendung gegeben. Das sollten wir in Betracht ziehen.«

Die Zwerge besprachen sich wieder untereinander.

»Ich verzichte auf das Wergeld«, sagte da Tiuz. »Wenn ich dafür den Ring wiederbekomme.«

»Wir zahlen lieber eine noch größere Summe«, warf Gunlaug ein. »Der Ring ist zu einem Grundstein von Hartrieds Königtum geworden. Ihn wegzugeben, könnte fatale Folgen für das gesamte Reich nach sich ziehen.«

»Es steht nicht in unserem Interesse, das Reich ins Chaos zu stürzen«, sagte Ithulde. »Doch sollte Hartried den Ring vererben, was dann? Dann wird sich bewahrheiten, dass es nicht sein göttliches Blut war, sondern ein magischer Gegenstand.«

»Ich soll ihn nach meinem Tod zurückgeben?«, überlegte Hartried. Er dachte ernsthaft darüber nach und schien nicht abgeneigt. »In der Tat hatte ich vor, ihn an meinen Sohn Gartmund zu vererben. Allerdings habt Ihr Recht: Wenn er dieselbe Unverwundbarkeit zeigte, wo sich das Cherus-Blut verdünnen sollte, dann wirft das nur Fragen auf. Und je länger dieser Ring in unserem Besitz bleibt, desto höher die Chance, dass sein Geheimnis entdeckt wird.«

Ithulde schaute zu Tiuz rüber. »Ich kann warten«, sagte der. »Ich will aber einen Schwur: Bis dahin soll mir nichts geschehen! Weder der König noch seine Krieger sollen mir ein Haar krümmen! Und sie sollen mich beschützen!«

»Absoluten Schutz kann ich nicht garantieren«, sagte Hartried. »Es sei denn, Ihr wollt an meinem Hof leben oder mit mir reisen. Jedoch kann ich meine Männer schwören lassen, Euch kein Leid anzutun und Euren Besitz zu achten. Und ich werde dasselbe tun.«

Dann stand Hartried plötzlich auf. »Von mir aus! Nach meinem Tod wird Tiuz den Ring der Unverwundbarkeit zurückbekommen! Und damit sollten alle Streitigkeiten zwischen unseren Familien beigelegt sein!«

Zweimal schlug Ithulde mit dem Hammer auf den Boden. Es war beschlossen.

Kapitel 21, Hedda

Zuerst warfen sie die Überreste des Scheiterhaufens, auf dem sie den Rabengeist verbrannt hatten, in den Fluss, auf dass das Wasser die verbliebenen Unreinheiten beseitigen würde. Dann schichteten sie am nächsten Tag zwei Scheiterhaufen auf: Einer war für die getöteten Bediensteten bestimmt, der andere galt allein Reumund, dem geheimen Sohn von Thula und Forkmann.

Traurig waren die Vorbereitungen, das Gefolge und die Dienerschaft wussten nicht, was aus ihnen werden sollte. Viele schlossen sich freiwillig Forkmann an. Andere wollten noch einige Tage bleiben und sich dann auf die Reise machen, wohin auch immer es sie verschlug. Nicht wenige Gefolgsmänner schworen Rodried die Treue. Der junge Fürst beschwor sie, zumindest zu warten, bis Thula verstorben war.

Solche und andere Vorbereitungen dauerten bis zur Nacht. Hedda half bei den Scheiterhaufen mit, etwas anderes gab es für sie nicht zu tun. Sie fühlte sich sehr fehl am Platz. Die Brega übergaben ihre Toten dem Wasser und Fürsten gab es unter ihnen ebenfalls nicht. Sie verstand, was vor sich ging, doch fühlte es sich wie eine andere Welt an.

Es war an Forkmann, sich an die Götter zu richten, bevor sie das Feuer anzündeten. »Heilige Flamme!«, rief er aus. »Bote der Götter, weihe dieses Holz mit deinem Feuer, entfleische diese toten Körper und nimm dich ihrer Seelen an, auf dass sie in das himmlische Götterreich einkehren! Speise und Trank wollen wir dir reichen, damit deine Reise gelingen soll.«

Daraufhin legten sie Krüge mit Met, Früchte und Trockenfleisch auf den Scheiterhaufen.

»Heiliges Feuer! Reinige sie von ihren Makeln, befreie ihre Seelen und nimm sie mit. Cherus! Sei ihnen gegenüber gütig und milde, heiße sie in deiner großen Halle willkommen! Mögen die Götter der Unterwelt, welche nicht genannt werden sollen, ihre Klauen von ihnen lassen, ihren Blick von dem gleißenden Licht abwenden und sich hinter ihren dunklen Pforten zurückziehen, denn diese Seelen haben eine andere Nachwelt verdient.«

Dann traten sie mit den brennenden Holzscheiten heran. Noch bevor Forkmann das Signal zum Anzünden geben konnte, öffnete sich hinter ihnen die Tür. Sie drehten sich um und sahen Thula, wie sie aus dem Dunkel der Halle hinaus in die vom Mond beschienene Nacht trat, wie eine Tote ihrem Grab entstieg.

Mit schwacher Stimme sprach sie: »Wartet. Es soll mich mitnehmen.«

Sofort war Forkmann zu ihr gesprungen und hielt ihr den Arm hin. Die Fürstin hielt sich kaum auf den Beinen und musste sich an ihm abstützen.

»Thula!«, rief er. »Du sollst dich doch schonen!«

»Es ist vorbei«, sagte sie, wobei sie wieder das gewohnt scharfe Krächzen zeigte. »Lieber sterbe ich auf dem Scheiterhaufen, als meine letzten Tage bettlägrig dahinzusiechen.«

Sie tätschelte seinen Arm, ein mildes Lächeln umspielte ihre alten Züge. »Das ist meine letzte Bitte.«

Forkmann ließ den Kopf hängen, kämpfte mit sich selbst. Dann hob er die Fürstin behutsam auf und trug sie in seinen breiten Armen zum Scheiterhaufen. Es war ihm deutlich anzusehen, wie sehr es ihn schmerzte, doch die Traurigkeit veredelte sein Antlitz. Es war, als ginge auch von ihm etwas auf diesem Scheiterhaufen verloren und verbrannte mitsamt ihrem Sohn und seiner Geliebten aus alten Tagen.

Als sie an Rodried vorüberzogen, neigte er den Kopf und sagte nur: »Meine Fürstin.«

Melinde trat an sie heran. Sie hielt Thulas Hand, welche die Geste mit der Freude einer Großmutter annahm, die von ihrer Enkelin begrüßt wurde.

»Die Götter lächeln dir zu«, sagte sie.

Und Thula verabschiedete sich mit: »Dein Winter soll kurz sein.«

Hedda, die sich für die alte Greisin nie erwärmen konnte, kamen die Tränen. Das Gefolge und die Dienerschaft trauerten ebenfalls offen über den letzten Gang ihrer Fürstin. Der abgebrühteste Recke konnte das Schluchzen nicht zurückhalten oder seine Miene war wie versteinert. Forkmann legte die Fürstin neben ihren Sohn. Sie faltete ihre Hände und verschloss die Augen. Alle Worte waren gesprochen.

Ihr Geliebter aus alten Tagen trat vom Scheiterhaufen und nickte den Dienern zu, den Scheiterhaufen anzuzünden. Kein Ton war von der Fürstin zu hören, nur das Knistern des Holzes.

Das Feuer hatte die ganze Nacht hindurch gebrannt. Stumm für sich betend oder leise Tränen vergießend, schauten sie dem Scheiterhaufen dabei zu, wie die Flammen das Holz verschlangen und darin die leblosen Körper der Dienerschaft, von Reumund und von Thula. Wer wollte, konnte jederzeit sein Zelt aufsuchen und sich schlafen legen.

Zumindest Hedda war erschöpft und schlief schnell ein, dennoch fühlte sie sich am nächsten Morgen kaum ausgeschlafen. Gähnend traf sie sich mit Forkmann, Melinde und Rodried.

»Es gibt hier noch einige Sachen zu regeln«, sagte Forkmann. Es lenkte ihn ab, doch die Trauer würde er noch eine Weile mit sich tragen. »Ich bleibe mit meinem Gefolge vorerst hier. Zwar mache ich mir Sorgen, dass euch auf dem Weg nach Spatzensturz etwas geschehen könnte, doch ihr habt immer noch die tapfere Hedda bei euch.«

»Ich bleibe den ganzen Winter«, sagte sie. »Und noch länger, wenn es sein muss.«

»Was wird eigentlich aus deinem Schiff?«, fragte Melinde.

Hedda winkte ab. »Das ist in guten Händen. Vielleicht hält meine Mannschaft mich für tot. Das sollte eine Überraschung werden, wenn ich zurückkehre. Aber nein, darüber braucht ihr euch keine Gedanken zu machen. Das ist meine Angelegenheit und es wird sich schon irgendwie fügen.«

»Dann reisen wir bald ab«, sagte Rodried. »Es schmerzt mich, den Hof jetzt alleine zu lassen, doch glückliche Tage werden wir hier nicht mehr erleben.«

Forkmann klopfte ihm auf die Schultern. »Belastet euch damit nicht. Ihr habt uns schon sehr geholfen. Hoffen wir nur, dass dieser Rabengeist nicht zu bald zurückkehrt. Ich fürchte, die Ereignisse werfen einen dunklen Schatten auf das Fürstentum und dieses Land. Trollhammer wird lange brauchen, um sich zu erholen.« Er seufzte. »Wie die Wölfe, die über einen Kadaver herfallen, wird sich jeder ein Stück von dem Fürstentum Trollhammer nehmen wollen.«

Sie schauten sie zum namensgebenden Hammer an der Wand rüber. Hedda hatte ihn selbst schnaufend dorthin bugsiert.

Rodried fragte sie, was alle dachten: »Den können wir doch nicht hier lassen?«

Hedda verschränkte die Arme. »Ich trage ihn nicht, vergesst es.«

Forkmann lachte. Nicht auf seine sonst so offenherzige, laute Weise. Doch es tat gut, es zu hören. »Das will wohl keiner. Ach, was soll es. Ich nehme ihn mit, wir transportieren ihn auf einem Karren. Hedda, du hättest ein Anrecht auf diese Waffe, schließlich hast du damit den Raben erschlagen.«

»Auf keinen Fall«, sagte sie. »Nehme ich das Ding mit aufs Schiff, sinkt es.«

»Gut, dann ist der Hammer mein. Soll mir keiner übelnehmen. Wenigstens dieses klobige Ding ist mir geblieben, was für ein Jammer.«

»Wir sehen uns spätestens beim nächsten Königs-Thing«, sagte Forkmann. »Wenn nicht etwas dazwischenkommen sollte. Doch ihr wisst: Auf das Fürstentum Geistwimmer könnt ihr euch verlassen! Wir stehen an eurer Seite, wann immer ihr nach Hilfe ruft!«

»Das Gleiche gilt für Spatzensturz«, sagte Rodried. Die beiden Männer gaben sich die Hand, dann umarmten sie sich kräftig.

»Und nun du«, sagte Forkmann und trat vor Hedda. »Danke für alles, was du für Spatzensturz und die Cherus-Kinder getan hast.«

»Das versteht sich«, antwortete Hedda. »Man sollte sich um das wenige Familie kümmern, das man noch hat.«

Hedda überraschte sich selbst bei diesen Worten, hatte sie doch vor allem Gunlaug und Hartried immer von sich gewiesen und wollte nichts mit ihnen zu tun haben. Und dann realisierte sie, dass Forkmann gerade seinen einzigen Sohn verloren hatte.

Der nickte nur traurig, ohne einen Funken Missgunst. Hedda ließ es zu, als auch der Fürst sie kurz umarmte. Eine ungewohnte Geste von ihm, er hatte sonst immer einen respektvollen Abstand zu ihr gehalten. Nun waren sie also verbrüderet. Es sollte Hedda nicht weiter stören.

Von Melinde verabschiedete er sich höflicher und behutsamer. Nachdem alle Floskeln ausgetauscht waren, ritten sie vom Hof und

schlossen sich ihrem Gefolge an. Die Vorbereitungen zur Abreise waren getroffen, Rodried musste nur den Befehl geben. Ungewiss dachte Hedda über Spatzensturz nach. Die Blätter verfärbten sich bereits und der nächtliche Wind trug eine Spur der kommenden Kälte mit sich. Sollte das, was in den letzten Tagen geschehen war, nur ein Vorgeschmack auf den kommenden Winter sein? Und welche Opfer würde er fordern?

Kapitel 22, Simund

Nach weiteren Wochen des langen Marsches hatten sie schließlich die ersten Städte des Goldsees erreicht. Boten waren der Mykerios-Armee vorausgeeilt und hatten die Nachricht von dem Waffenstillstand verbreitet, um dann zum Heer zurückzukehren und wiederum Meldungen von der Heimat zu bringen. Mit Jubel, Blumen, Musik und Tanz begrüßte sie die Stadt Hekathon, doch es fühlte sich gezwungen an. So sehr die Soldaten sich freuten, in ihre Heimat zurückzukehren und bekannte Gesichter, die weißen Mauern ihrer Städte und das Blau des Goldsees erblicken zu dürfen, wahre Freude wollte sich nicht einstellen.

Dafür hatten die Boten selbst gesorgt. Der Shaura-Kult griff weiter um sich, auch wenn die Goldsee-Städte sich zu organisieren vermochten und mittlerweile einen organisierten Widerstand leisteten. Sie besprachen die Angelegenheit in der hohen, von Marmorsäulen getragenen Versammlungshalle von Hekathon mit dessen Rat. Simund und Piasus waren anwesend.

»Vor Pythagor konnten wir sie nach Norden treiben«, sagte einer der Weisen, wie sie hier genannt wurden. »Und im Süden haben sie sich bisher nicht bis vor die Tore von Gamython getraut.«

»Und die Städte innerhalb dieses Bereiches?«, fragte Daedlus.

»Eingenommen. Einige zerstört bis auf die Grundfesten.«

Ein Aufschrei ging durch die Generäle, auch wenn sie davon bereits gehört hatten.

»Welche?«, fragte Daedlus, der einen kühlen Kopf bewahrte.

Der Weise sah ihn mit hochgezogener Augenbraue an. »Vielleicht freut es Euch, von Tyons Zerstörung zu hören.«

Simund erhob gemeinsam mit Tyons aktuellem Anführer die Stimme: »Tyon ist zerstört?«

Sie teilten sich das Entsetzen und die Überraschung. Es war derselbe Adelige, mit dem Simund nach dem Sieg über Paraxus die Kapitulation ausgehandelt hatte. Ihm hatte er versprochen, die Akleion und ihre Verbündeten würden die Stadt und ihre Bewohner verschonen.

Wohl daher traf es Simund besonders hart. Er hatte etwas

versprochen, hoch und heilig. Doch nur weil er Paraxus verschont hatte, war Tyon nun dem Erdboden gleich.

»Das ist kein Grund zur Freude«, antwortete Daedlus scharf. »Tyon war einst unsere Feindin gewesen, doch niemals hätte ich ihr dieses Schicksal gewünscht. Zudem wir, allen voran Simund hier, die Stadt letztes Jahr noch von ihrem Tyrannen befreit hatten. Mit der Stadt selbst und ihren Bewohnern verbinden wir keine Feindschaft.«

»Und dieser Tyrann hat sich nun an Tyon gerächt«, sagte der Weise. »Es heißt, er habe alle Adligen für ihren Verrat hinrichten und anschließend als Untote wiederauferstehen lassen, nur um ihre leblosen Körper zu zerstückeln, die Glieder mit Steinen zu beschweren und auf diese Weise in den Goldsee zu werfen, damit sie auf ewig als Krüppel den Rest aller Tage verbringen werden.«

Ein erneuter Aufschrei, wobei nur Simund sich vorstellen konnte, wie es sein musste, so zugerichtet im Reich der Toten sein Dasein zu fristen.

»Nur einen haben sie zurückgeschickt«, sagte der Weise. »Damit er uns davon berichten konnte. Holt ihn herein!«

Hinter dem Podium erschien eine in weiße Gewänder gehüllte Gestalt. Sie schlurfte von zwei mit Speeren bewaffneten Wachen begleitet hinein und stellte sich dort auf, wo der Weise gerade noch die Versammlung geführt hatte. Mit langsamen, bedachten Bewegungen entblößte sie ihr gespenstisch blasses Gesicht und leere, seelenlose Augen.

»Seid begrüßt, Wanderer aus dem Norden«, sprach die Gestalt mit einer erdigen, tiefen Stimme. »Mein Name ist Parmenios und ich war einer der führenden Adligen von Tyon.«

»Parmenios!«, rief der Adlige aus Tyon. »Alter Freund! Was ist nur mit dir geschehen?«

Langsam streifte sein Blick über die Versammelten hin zu dem, der ihn gerade angesprochen hatte. »Zwar wandle ich zwischen euch Lebenden, doch bin ich nur dem Anschein nach Teil eurer Welt. Paraxus hat mich gestraft und mich gezwungen, weiter diesen Körper zu bewohnen, der eigentlich nicht mehr wandeln dürfte. Hemanther selbst, der ehrenwerte Nekromant, unterrichtet ihn und überlässt ihm dafür seine Macht und seinen Stab. Doch, so wie es Shaura will, ist ein Stab nicht genug.«

Sein Blick wanderte weiter, während sie alle den Atem anhielten. Parmenios selbst sprach ein langgezogenes, gespenstisches »Aaah«, während eine weiße Wolke vor seinem Mund aufstieg und er Piasus fixierte.

»Dort ist er, nicht wahr? Ich kann ihn fühlen, wie ich Hemanther und seinen Stab gefühlt hatte. In ihnen steckt die Kraft von Shaura und damit die Fähigkeit, über die Toten und die Tore in die Unterwelt zu gebieten.«

Piasus hatte tatsächlich den Stab mitgenommen, eingewickelt in ein Tuch. Er stand auf, entfernte den Stoff und hielt ihn hochgehoben über den Kopf. Parmenios streckte danach die Arme aus, seine Augen wurden glasig und entrückt. Ihr Verhalten sorgte für Verwirrung zwischen den Generälen und Weisen.

»Dieses unscheinbare Ding?«, wunderte sich einer.

»Es ist nur ein knorriger Stab.«

»Vielleicht ist das seine Tarnung.«

»Vielleicht spinnt dieser Parmenios nur.«

»Genug!«, rief Daedlus. »Was will Paraxus?«

»Den Stab«, sagte Parmenios. »Dann, so soll ich Euch berichten, werter Erster von Akleion, gibt er Eure Familie frei.«

»Sie leben?«, fragte Daedlus.

Simund ging ein Herz auf. Kadeira lebe! Wenn auch in Gefangenschaft dieses Bösewichts. Er wollte sich nicht ausmalen, welche Grausamkeiten sie täglich durchleben und mit ansehen musste. Er schwor sich erneut, bestärkt durch diese Nachricht, Kadeira und ihre Familie aus den Fängen von Paraxus zu befreien.

Nun erhob er das erste Mal das Wort in der Versammlung. »Was, wenn wir Euch ohne den Stab zurückschicken?«

»Das spielt keine Rolle«, sagte Parmenios. »Er hat erwartet, ihn persönlich überreicht zu bekommen.«

»Gut, dann werde ich hier verkünden, dass Paraxus den Stab nicht bekommen soll. Und dennoch werden wir Daedlus' Familie und alle anderen, die er gefangenhält, befreien!«

Piasus flüsterte in seine Richtung: »Hältst du das für klug ...«

»Wie?«, fragte Daedlus und einige Generäle stimmten zu.

»Das werden wir herausfinden, wenn wir dort sind. Doch ich schwöre, auf Cherus und seiner Keule, ich werde einen Weg finden

oder dabei umkommen.«

Da verstummten die Generäle. Daedlus nickte, als wäre damit die Sache abgemacht. Ihre Blicke folgten ihm, als er seinen Platz verließ, durch ihre Reihen schritt und dabei die Keule vom Gürtel nahm.

Vor Parmenios hielt Simund an. »Und ich hoffe, meine Keule wird Euch Erlösung bringen und Euch aus Shauras Fängen befreien.«

»Alles ist besser als das hier«, sagte Parmenios.

»Ich weiß«, antwortete Simund.

Er ging einen Schritt zurück, holte mit der Keule aus und zertrümmerte mit einem Schwung den Schädel des untoten Boten.

Jeder wollte so schnell wie möglich weiterziehen und den Untoten und ihren Nekromantenmeistern die Stirn bieten. Allerdings brauchten sie auch Rast und sie mussten ihre Vorräte aufstocken. Die Armee würde bis zum nächsten Morgengrauen lagern, dann zog sie weiter.

Daedlus, die Generäle, Adligen sowie Simund und Piasus wurden eingeladen, ihre Anwesenheit in Hekathon zu feiern, auch wenn es nicht viel zu feiern gab. Zwar konnten sie keine Entscheidung im Norden erzwingen, doch brachten sie zumindest keine Niederlage mit sich. Und so verbrachten sie die Nacht endlich wieder in einer Stadt, in den wohligen warmen Räumlichkeiten einer Mykerios-Villa und zusammen mit hohen Herren, wie Simund es von Daedlus' Veranstaltungen gewohnt war.

Es gab viel zu erzählen. Die Mykerios waren begierig, mehr über die Völker des Nordens zu hören, und Simund selbst war der beste Gesprächspartner dafür. Er war schnell von vielen interessierten hohen Herren umringt und konnte sich kaum der vielen Fragen erwehren. Letztes Jahr hatte er die Aufmerksamkeit genossen, diesmal war er sich ihrer schnell überdrüssig. Dabei waren die Fragen nicht boshaft, er verspürte sogar einen gewissen Respekt ihm gegenüber.

Schließlich kam das Gespräch auf die Schlacht. Diesmal erzählte Simund wesentlich lebhafter. »... Und wäre es nicht für meinen Freund Rodried gewesen, wäre es für mich ganz anders ausgegangen. Der junge Fürst von Spatzensturz erschien plötzlich mitten unter den Kämpfenden und überraschte Hartried mit der Hilfe seines magischen

Rings; mit ungeheurer Lautstärke stieß er einen gewaltigen Ruf aus, der über das gesamte Schlachtfeld hallte und Hartried kurzzeitig betäubte.«

Da staunten sie nicht schlecht. Geschichten über die magischen Waffen, Ringe und Rüstungen der Zwerge interessierten sie besonders. »Und damit hatten wir ihn zunächst zurückgeschlagen. Auch mir war es nicht vergönnt, Hartried wirklich zu besiegen. Eine zweite Chance gab es nicht. Während des Angriffs der Orks gaben wir uns schließlich die Hand.«

»Dem Feind die Hand geben?«, wunderte sich ein Weiser. »Edelmütig oder töricht, doch das liegt oftmals nahe beieinander.«

Simund zuckte mit den Schultern. »Es war eine furchtbare Schlacht gegen die Orks, ein Ende schien nicht in Sicht. Die mächtige Hedda und ich, wir hatten uns selbst bis in ihre Reihen vorgekämpft und waren plötzlich umzingelt. Ein Berg an erschlagenen Orks hatte sich unter uns angehäuft, doch es kamen immer mehr.«

Da schob sich Piasus vor ihn. »Ich werde danach noch etwas von einer Riesenschlange erzählen müssen, die unseren Ersten angegriffen hatte.«

»Ich bin hier«, sagte Daedlus, der sich zu ihm umdrehte und dafür das Gespräch mit einem anderen Weisen unterbrochen hatte. Der Dank waren ein paar Lacher. »Doch mehr kann ich nicht hinzufügen, da ich einen guten Teil dieses Kampfes gegen die Riesenschlange bewusstlos verbracht habe.«

Er fasste Piasus an die Schultern und beide lächelten wie zwei Kriegsveteranen, die viel Blut gemeinsam vergossen hatten. Sie nahmen einen langen Schluck Wein aus ihren Bechern. »Aber lass mich nicht zu schwächlich in deinen Ausführungen erscheinen.«

Er bekam mehr Lacher und wandte sich wieder seinem vorigen Gesprächspartner zu.

Simund fuhr fort: »... Diesmal war Hartried unsere Rettung. Während die Orks die Fläche fluteten und uns bedrängten, griff er sie mit seinen Reitern von der Seite an. Das brachte ihr Heer in eine solche Unordnung, dass sie zurück zum Gebirge flohen. Auf dem Höhepunkt der Schlacht bot Hartried mir ein vorzeitiges Bündnis und die Beilegung unserer Streitigkeiten an.« Er ließ eine Pause verstreichen. »Es schien mir das Richtige in der Situation gewesen zu

sein.«

Manche der Weisen nickten, andere tuschelten untereinander. Was sie wohl dachten? Wie dumm und naiv er doch gewesen war?

Derselbe Weise sprach dann aus, was andere wohl gedacht hatten: »Das war ein Trick gewesen. Ein sehr kluger Einfall von Hartried, in der Tat. Er sah sich in die Ecke gedrängt, doch damit hat er sein Gesicht gewahrt, eine Niederlage hinausgezögert und gleichzeitig seine eigene Herrschaft gefestigt, indem er als Retter auftritt.« Er schüttelte den Kopf. »Und indem er Euch die Hand zum Bündnis bot, habt Ihr ihm zugestimmt und es besiegelt. Es spricht für Euch, Eure Feindschaft so einfach beizulegen, doch in diesem Fall seid Ihr in eine Falle getappt.«

Da wusste Simund nichts zu erwidern. Er wollte aufbegehren und an etwas Gutem in Hartried glauben, doch musste er dem Weisen gleichzeitig zustimmen.

Piasus kam ihm zu Hilfe: »Simund hat das Richtige getan und da sind wir uns alle einig! Denkt doch nur, was passiert wäre, wenn er nicht darauf eingegangen wäre! Ganz Merow hätte sich noch immer mit einer Ork-Plage herumschlagen müssen, während das Land sich in einem Krieg selbst zerfleischt. Das wäre niemals gutgegangen! Außerdem konnten wir einen Waffenstillstand schließen und zum Goldsee zurückkehren, wo unsere Städte gerade von Untoten angegriffen werden, wie Ihr bestimmt schon mitbekommen habt.«

»Als ob Simund das gewusst hätte«, entgegnete der Weise. »Auf lange Sicht war das schlicht nicht klug gewesen.«

Und die beiden fingen einen Streit an, der zwar sachlich blieb, ohne Beleidigungen oder Verwünschungen. Es war dennoch ein Streit, der bald die ganze Versammlung mit einbezog und dem bisschen Festlichkeit, die sie hier hatten, die letzte Freude nahm.

Simund nahm daran nicht mehr teil. Er gab sich dem Wein hin und hing seinen eigenen, düsteren Gedanken nach. Hatte er wieder falsch gehandelt? Wieder eine falsche Mildtätigkeit und Naivität gegenüber einem Feind an den Tag gelegt? Seine Meinung zu Hartried hatte sich nach diesem Vorfall tatsächlich gebessert, auch wenn er die früheren Gräueltaten nicht vergessen hatte. Doch dies ließ ihn in einem neuen Licht erscheinen. Als gewieften Taktiker und verschlagenen Ränkespieler, so hatte er ihn noch nicht gesehen.

Kapitel 23, Simund

Was hatte Simund angerichtet? Das war der alles bestimmende, eine Gedanke, der ihm immer und immer wieder durch den Kopf ging, während sie den Ruinen von Tyon näherkamen. Die hohen Mauern der Stadt waren nur noch Geröll, die vielen Gebäude, Statuen, der umtriebige Hafen und die Schiffe waren verschwunden. Eine menschenleere Ruine.

Simund war vorausgeritten, als er gehört hatte, dass sie bald in Tyon ankommen würden. Piasus war ihm sofort gefolgt, dahinter Daedlus und weitere wichtige Persönlichkeiten des Bundes. Am liebsten hätte er sich alleine dem Anblick gestellt.

An dem Geröllhaufen, der einst die Stadtmauer gewesen sein musste, stieg er vom Pferd und führte es am Zaumzeug über die Überreste des einst stolzen Tyons. Das Fortkommen gestaltete sich schwierig; was immer hier gewütet hatte, es hatte ganze Arbeit geleistet. Etwas hatte sie zu einer Trümmerlandschaft reduziert.

»Das gibt es doch nicht!«, hörte Simund hinter sich.

Die vielen Hufe stoppten. Nacheinander stiegen sie ab und gaben ihre eigenen Kommentare dazu ab, ein jeder erstaunter und erboster als der andere.

Piasus kam geschwind neben Simund gesprungen und sprach zu ihm leise: »Sei lieber vorsichtig! Ich weiß, es trifft dich schwer, doch könnten hier auch Gefahren lauern! Selbst am helllichten Tage sollte man an einem solchen Ort auf der Hut sein!«

»Als ob du mich verstehst«, erwiderte Simund brüsk. Es tat ihm augenblicklich leid, weswegen er fortfuhr: »Entschuldige, aber ich glaube, ich brauche einen Augenblick allein. Ich muss über einiges nachdenken.«

Daedlus stand hinter ihnen, er hatte das Gespräch mitbekommen. Nach einem verständnisvollen Nicken ging er zu den anderen Generälen rüber und lenkte ihre Aufmerksamkeit auf etwas.

»Nun gut«, sagte Piasus. »Aber bleibe in Sichtweite. Ich traue diesem Ort wirklich nicht.« Dabei schaute er sich verschwörerisch um und hielt den in ein Tuch eingewickelten Stab des Nekromanten

fester am Körper.

Was nur konnte eine solche Zerstörung angerichtet haben? Um sich abzulenken, suchte Simund nach Anzeichen, nach Spuren, nach Waffen oder Werkzeugen, nach irgendetwas, das Hinweise auf das gab, was eine solche Zerstörung verursachen konnte. Doch sie standen vor einem Rätsel. Auch Daedlus und die Generäle fachsimpelten über das Ausmaß und die Ursache der vollständigen Vernichtung der Stadt. Gelegentlich drangen ein paar Gesprächsfetzen zu ihm herüber. Irgendetwas musste es schließlich gewesen sein. All diese Gebäude, Villen, Tempel, Ämter und Hallen stürzten nicht von sich aus zusammen. Selbst das Pflaster der Straßen hatte es komplett zerrissen, die Steine lagen überall verstreut.

Doch irgendwann sah Simund ein, dass sie die Antwort nur von Hemanther und Paraxus bekommen würden.

Paraxus ... Simund konnte ihm gar nicht zürnen, und das erzürnte ihn am meisten. Das hier war sein Fehler, sein Versäumnis. Er hatte wie Cherus sein wollen und war deswegen gnädig gewesen. Doch Paraxus war kein Mensch, der eine solche Behandlung jemals verdient hätte. Simunds gar allzu menschliches Auge war nicht imstande gewesen, das zu erkennen, und seine Menschenkenntnis erst recht nicht. Simund war sich sicher, sein göttlicher Vater hätte mit seinem Götterverstand und Göttersinn den Paraxus innewohnenden Mangel an Charakter und Tugenden erkannt und ihm keine zweite Chance gestattet. Er hätte ihn während des Duells einfach erschlagen und damit ein weiteres Unheil abgewendet.

Und wenn nicht? War Cherus' Lust nach Frauen, die zu all diesen Bastarden geführt hatte, nicht auch ein menschlicher Makel? Vielleicht sollte Simund sich damit trösten, dass sein Gottvater in dieser Situation nicht anders gehandelt hätte.

Simund setzte sich auf einen Trümmerhaufen und nahm die Keule von seinem Gürtel. Er war die Suche nach Hinweisen zu Tyons Zerstörung leid und wollte einfach nur nachdenken. Mit dem Blick auf die Waffe hatte er schnell den Entschluss gefasst, Paraxus diesmal zu töten. Eine schwierige Entscheidung war es nicht gewesen, doch er musste sie sich noch einmal in Gedanken rufen. Es sich selbst schwören. Kein Zögern, kein Erbarmen. Für niemanden aus dieser

Nekromanten-Brut. Selbst ihre Unterstützer würden keine Rücksicht erfahren. Wie weit würde Simund gehen? Sicherlich gab es auch jene, welche den Nekromanten nur halfen, weil sie keine andere Wahl hatten. Sollte er in diesem Fall keine Milde walten lassen?

Er nahm die Keule in die Hand und hob sie in die Luft. Eines sollte er sich schwören: Wenn er in dem kommenden Konflikt zweifeln sollte, ob er Gewalt einsetzen oder eine friedvolle Lösung suchen sollte, dann würde er sich für Ersteres entscheiden. Das war bestimmt das Gegenteil von dem, was Cherus getan hätte. Doch das war sein eigener Entschluss, geboren aus seinen eigenen Erfahrungen und getroffen in Anbetracht seiner eigenen Umstände. Nicht immer konnte er das Andenken an seinen göttlichen Vater darüber entscheiden lassen, was er zu tun und was zu denken hatte. Es war ein blutiger Pfad, das wusste er nur zu gut. Doch wenn das sein Pfad sein sollte, dann würde er ihn wenigstens entschlossen gehen.

Genug gegrübelt, genug im Stillen gewichtige Entscheidungen getroffen. Simund erhob sich. Seine Laune hatte sich nicht gebessert, doch er fühlte erneute, grimme Kraft in sich. Er ging zu den Generälen rüber, die ihn erwartungsvoll anblickten. Der Abend hatte sich mittlerweile über die Ruinenstadt gesenkt, die niedrige Sonne tauchte das Geröll in ein warmes Rot und lange Schatten erschwerten eine weitere Spurensuche. Außerhalb der Überreste der Stadt hatte das Heer gelagert, Zelte waren aufgeschlagen und die Soldaten hielten vor den Steinen Wache.

»Etwas entdeckt?«, fragte Simund, als wäre es eine Nebensächlichkeit. »Wo ist Piasus? Hat er sich versteckt?«

Die Generäle schauten ihn an, als hätte er einen schlechten Witz gemacht. Daedlus sprach für sie: »Wir hatten wohl genügend Zeit zum Nachdenken? Mir scheint, deine Stimmung hat sich gebessert, was ich in Anbetracht dieses Anblicks nicht ganz nachvollziehen kann ...«

Zustimmendes Gemurmel der Generäle.

Simund schüttelte den Kopf. »Ich bin jetzt nur umso mehr darauf versessen, diese Nekromanten angemessen zu bestrafen. Aber wo ist denn Piasus?«

»Der ist seinen eigenen Erkundungen nachgegangen. Wir könnten ihn suchen gehen. Ohnehin wird es bald Nacht, da sollten

wir wieder in den Zelten sein.«

Simund wunderte sich. Hatte Piasus nicht selber gesagt, man müsse hier besonders vorsichtig sein? Wieso sollte er dann einfach so verschwinden?

»Ich suche ihn«, sagte Simund.

»Seid vorsichtig!«, erwiderten die Generäle.

Simund drehte sich zu ihnen herum. »Natürlich, ich habe noch etwas zu erledigen.«

Simund hätte ihn schnell finden müssen. Schließlich gab es keine verwinkelten Gassen mehr, keine Häuser und hohen Villen, hinter denen sich Piasus verstecken konnte. Doch die Sonne senkte sich tiefer, während Simund die Trümmerlandschaft durchsuchte. Tyon war eine große Stadt gewesen, er musste ein weites Areal durchkämmen. Er hatte vergessen, Daedlus zu fragen, wann Piasus sich aus dem Staub gemacht hatte. Das hätte ihm dabei geholfen einzuschätzen, wie weit er gekommen sein könnte.

Mittlerweile musste Simund ernsthaft darüber nachdenken, ob er die Nacht tatsächlich in den Ruinen von Tyon verbringen wollte. Er rief nach Piasus, doch niemand antwortete.

Schließlich hörte er etwas, das seine Aufmerksamkeit weckte: das Geräusch von Stein, welcher über andere Steine rollte und sie umwarf. Nicht ungewöhnlich in einer solchen Landschaft aus Ruinen, Pflaster und Ziegel. Eine andere Spur hatte er aber nicht. Simund ging in die Richtung.

Hier erhob sich ein Trümmerhaufen über die anderen. Ein umgestürztes Gebäude musste es gewesen sein, vielleicht sogar eine Villa. Das Geräusch drang von dahinter. Schon bald sah Simund, wie ein Stein durch die Luft flog, während er das Gebäude umrundete.

»Piasus?«, fragte er. Vorsichtshalber hatte er die Hand an den Griff seiner Keule gelegt.

Im spärlichen Licht der tiefen Abendsonne sah er eine Gestalt vor dem Haufen knien. Sie schrak hoch und drehte sich zu ihm um.

»Ah, du bist es!«, sagte Piasus.

Er konnte einen Hauch von Nervosität in seiner Stimme nicht verbergen. Außerdem schien er etwas hinter dem Rücken zu verstecken.

Simund trat näher. »Was hast du da?«

»Was ich hier habe?«, fragte Piasus und holte den Stab des Nekromanten hervor. Es war nicht in das Tuch gewickelt. »Ach, ich hatte nur Angst, jemand käme, um ihn zu stehlen. Hatte dich nicht sofort an deiner Stimme erkannt.«

»Aha«, machte Simund. »Aber was hast du hier getan? Wir hatten uns schon Sorgen um dich gemacht. Es wird bald dunkel, wir sollten wirklich von hier verschwinden.«

Simund stand nun direkt neben ihm und konnte den Haufen genauer unter Augenschein nehmen. Dort entdeckte er eine Leiche, welche unter den Steinen begraben lag. Das Fleisch war verwest, teilweise bis auf die Knochen abgenagt. Rote und blaue Kleidung hing in Fetzen. Dem Gesicht nach zu urteilen – was jedenfalls davon übrig war – handelte es sich um eine Frau.

»Darum geht es also. Ich hatte mich schon gewundert, warum ich bisher keine Toten gefunden habe. Die ganze Stadt scheint so, als wären alle Tyoner abgewandert, bevor es passiert war. Doch hier haben wir eine Leiche ... Sie stinkt gewaltig.« Simund rümpfte die Nase. »Lag sie einfach so zwischen den Trümmern? Oder hast du sie freigeräumt?«

Piasus wirkte verlegen. Sonst so schlagfertig, rang er sichtlich nach Worten. »Vielleicht hat sie ja etwas Wertvolles am Körper. Schmuck! Genau, Schmuck! Das ist mir schon peinlich, ich will nicht, dass die Leute mich für einen Plünderer halten.«

Simund wunderte sich erneut. »Du? Ein Plünderer? Wer weiß, die Gier nach Gold und Reichtum kann uns alle befallen. Aber du solltest ihr wirklich ihren Frieden lassen. Da du sie nun beinahe herausgeschaufelt hast, können wir ihr vielleicht ein anständiges Begräbnis geben. Am besten eine Feuerbestattung. Ich weiß nicht, ob ihr Mykerios ...«

Er brach seinen Redefluss ab, ein dunkler Verdacht stellte sich bei ihm ein. Sein Blick fiel auf den Stab des Nekromanten.

»Wieso hast du den Stab enthüllt?«, fragte Simund.

Sofort griff Piasus nach dem Tuch und wickelte den Stab wieder ein. »Es ist einfach heruntergerutscht. Ich war zu sehr damit beschäftigt, die Trümmer zu beseitigen, und habe nicht weiter darauf geachtet.«

»Du hältst den Stab in der Hand. Du hieltest ihn bereits, als ich dich fand.« Simund nahm seine Keule vom Gürtel. »Piasus, was wolltest du wirklich tun? Antworte mir!«

Piasus zuckte zusammen. Er wollte zu einer Antwort ansetzen, doch dann brach etwas in ihm. Er ließ die Schultern hängen, legte den Stab neben sich auf den Boden und hockte sich auf die Steine.

»Es ist irgendwie über mich gekommen. Dabei kann ich nicht sagen, wozu eigentlich. Ich weiß ja nicht einmal, wie genau man den Stab einsetzt! Doch irgendwie wollte ich etwas tun. Vielleicht ihren Geist heraufbeschwören, um Antworten zu erhalten. Das wäre doch nützlich gewesen!«

»Piasus!«, donnerte Simund. »Genau so bekommst Shaura dich in ihre Fänge! Denke nicht daran, ihn verwenden zu wollen! Auch nicht für etwas Gutes!«

»Ja, natürlich ... Ich habe nicht darüber nachgedacht. Nur fühlte ich mich so hilflos, als ich die Zerstörung hier sah. Tyon war unser Feind, doch das galt Paraxus, nicht den Bewohnern dieser Stadt. Und außerdem hätte es uns helfen können, unseren Feind und seine Fähigkeiten besser einschätzen zu können.«

»Niemals!«, rief Simund aus. »Verwende diesen Stab niemals, egal wofür! Das werde ich nicht zulassen! Die Seelen der Verstorbenen gehören an ihren angestammten Platz. Sie aus ihren Toten-Gefilden herauszureißen, das ist gegen die Ordnung der Welt!«

Piasus ließ den Kopf hängen. »Verstanden, du hast ja recht.«

Damit sprach er nicht weiter. Simund sah ihn mit vor Zorn pochendem Herzen an. Dann erinnerte er sich wieder an das, was er sich vorhin noch geschworen hatte: Müsste er nicht jetzt, gemäß seinem eigenen Entschluss, ihn hier an Ort und Stelle niederschlagen? Gehörte Piasus nicht schon ihr? Oder lief er nur Gefahr? Zeugen gäbe es keine. Simund könnte einfach behaupten, er hätte ihn nicht gefunden. Dann galt er fortan als vermisst.

Die Keule fühlte sich plötzlich sehr verheißungsvoll an. Sie lag gut in der Hand und sein Kopf war genau im richtigen Winkel, um die Waffe auf den Schädel donnern zu lassen. Es war ganz leicht, Piasus würde sich nicht wehren ...

Was dachte Simund da nur? Er hing die Keule wieder an den Gürtel und nahm den Stab auf. »Du hütest ihn besser nicht mehr. Das

soll jemand anders übernehmen.«

Piasus schaute zu ihm hoch, die Worte überraschten ihn. Hatte er mitbekommen, welchen inneren Streit Simund gerade ausgefochten hatte? Simund sollte sich schämen, nur daran gedacht zu haben, seinen treuen Freund erschlagen zu wollen.

»Das wäre das Beste«, sagte Piasus und reichte ihm das Tuch. Er stand auf, klatschte sich den Staub von den Händen und schaute zur Toten runter. »Ich kann sie aber so nicht liegen lassen. Etwas sollten wir doch noch für sie tun.«

Simund verhüllte den Stab. »Heute Nacht wohl nicht mehr. Wir können sie aber mit Steinen bedecken, damit die Krähen sie in Ruhe lassen, und die Stelle irgendwie markieren. Morgen kommen wir dann wieder und geben ihr ein richtiges Begräbnis.«

Piasus nickte und machte sich sogleich daran, sie erneut mit Steinen zuzudecken. »Von mir aus eine Feuerbestattung, wie es bei euch Merowa üblich ist. Das sollte das Vernünftigste im Moment sein.«

Kapitel 24, Gunlaug

Es war bereits Mittag, als sie die Unterwelt verließen und sich auf den Weg zum Fürstentum Wolfsmarter machten: dem Sitz von Hartrieds und Hedwinnas Familie. Die sollten sich bereits dort befinden, wenn sie kein Unglück ereilt hatte. Gunlaug wollte eigentlich nicht darüber nachdenken.

Sobald sie den früheren Streit beigelegt hatten, waren die Zwerge sehr freundlich geworden. Sie geleiteten Hartried, Gunlaug und Aziles durch das Höhlenreich und wiesen ihnen den Ausgang. Ithulde kam sogar mit nach draußen, in das für die Zwerge so grelle Licht, und verabschiedete sich mit der Höflichkeit und dem Respekt, welche einem König gebühren. Der verabschiedete und bedankte sich ebenfalls höflich.

Endlich waren sie wieder an der frischen Luft, endlich spürten sie wieder Sonne auf der Haut und fühlten den Wind. Vor allem Aziles freute es. Der sprang sogleich auf einen nahen Felsen und beschaute mit einem breiten Lächeln das umliegende Bergland.

»Und?«, fragte Hartried nur.

»Es ist schön hier«, sagte Aziles. Noch bevor Hartried zu einer Antwort ansetzen konnte, fuhr er fort: »Und ich sehe keine Wölfe oder etwas Dämonisches. Sie sind wohl zusammen mit der Nacht verschwunden.«

»Sehr gut, aber bleibt dennoch wachsam. Wer weiß, was sich sonst noch zwischen den Felsen verbirgt.«

»Oder im Wald«, sagte Gunlaug, der den Drachenwirbel bis hin zum Wald von Merow hinabblickte. »Ich wette, sie halten sich dort versteckt.«

Hartried fokussierte den Blick in die Ferne, dann wandte er sich vom Wald ab. »Sehr richtig. Wir dürfen nicht ruhen, bis wir Sartur und seinen Dämonen nicht das Handwerk gelegt haben.«

Damit ging er voraus und sie folgten ihm, den Berg hinunter.

»Eines frage ich mich schon eine ganze Weile«, sagte Gunlaug. Er nahm noch einmal tief Luft und erfreute sich an der Kühle des Gebirges. »Du hattest doch, damals auf dem Turm Eulenwacht, in Sartur hineinblicken können. Und du hattest gesagt, er spräche die

Wahrheit, was seine Absichten anbelangt. Und dass er wirklich dieses Land beschützen will. Passt das überhaupt noch zu seinem Verhalten?«

»Das habe ich tatsächlich in ihm gesehen. Er will – oder wollte damals – das Land gegen die Orks verteidigen. Vielleicht ist mir etwas entgangen.«

»Was ist mit den Menschen von Merow?«, fragte Gunlaug.
»Hattest du gesehen, was er mit den Menschen vorhat?«

»Daran kann ich mich nicht erinnern.«

»Und die Fürsten? Erschienet du und deine Familie in seinem Geist?«

Hartried zögerte mit der Antwort. Diesmal leiser, sagte er: »Daran kann ich mich nicht erinnern. Worauf willst du hinaus?«

»Er rettet dieses Land auf seine Weise. Das muss nicht bedeuten, dass er sich um die Menschen, Fürsten und den König schert. Vielleicht beinhaltet seine Art, das Land zu retten, diese auszulöschen.«

»Es gefällt mir nicht, was du sagst, aber daran könnte etwas dran sein.« Hartried hielt an und lehnte sich an einen Felsen. Er sah in diesem Moment müde aus, verstaubt, die Kleidung versenkt, zerschlissen und die Augen in dunkle Ringe gehüllt. »Das ändert nichts an dem, was ich vorhin gesagt habe. Wenn wir dieses Land retten wollen, dann müssen wir Sartur stoppen.«

Es war ein langer Marsch, den sie hungrig, müde, aber dennoch zügig zurücklegten, um noch vor dem Einbruch der Dunkelheit den Fürstenhof von Wolfsmarter zu erreichen. Selbst Aziles hatte mittlerweile seinen üblichen Elan verloren und sprang nur gelegentlich auf einen nahen Felsen, um die Umgebung im Auge zu behalten.

Schließlich erspähten sie fern die hohe Halle des Fürstentums, umgeben von den breiten Palisaden, wie sie die Baumwipfel auf dem Hügel überragten. Die Bäume warfen längere Schatten, es wurde merklich kühler: Die Nacht drohte ihnen, in den Rücken zu fallen.

Ohne dass Hartried ein Wort sagen musste, beschleunigten sie ihren Marsch. Die Ereignisse der letzten Nacht hatten sie nicht vergessen. Der Schrecken der vergangenen Konfrontation war ihnen

noch immer allzu gegenwärtig und hinter jedem Schatten, jedem Gebüsch und jedem Baum lauerte eine Bedrohung, die ihr Innerstes in Alarmbereitschaft versetzte. So jedenfalls fühlte sich Gunlaug und er glaubte nicht, dass es den beiden anders erging. Hartrieds Miene war eisern, doch er kannte seinen Halbbruder lange genug, um zu wissen, wie angespannt er war. Und Aziles hatte mittlerweile das Singen sein lassen. Seine Hand ruhte auf dem Köcher mit dem Bogen und den Pfeilen, während er stetig die Umgebung im Auge behielt.

Die Sonne senkte sich und der Fürstenhof kam näher. Erleichterung machte sich bei ihnen breit. Sie legten einen Schritt zu, das Ziel so nahe. In der Ferne sahen sie, wie das Tor der Palisade sich öffnete. Sie hatten ihre Ankunft bemerkt, Reiter kamen heraus und preschten den Hügel herunter.

Hartried gebot Gunlaug und Aziles mit einer knappen Bewegung, anzuhalten. Sie warteten auf die Reiter, unter denen sie bald ihr Gefolge erkannten. Dasselbe Gefolge, welches sie noch ins Gebirge begleitet hatte.

»Mein König!«, rief einer von ihnen. Ein Dutzend Reiter hielt vor ihnen an. »Ihr seid wohlauf, Cherus sei Dank!«

Hartried kam gleich zur Sache. »Wie viele von euch haben es zurückgeschafft?«

»Gut die Hälfte«, sagte derselbe Gefolgsmann.

Drei von ihnen stiegen von den Pferden ab. Sie reichten ihnen die Zügel.

»Die Hälfte?«, sagte Hartried und schwang sich auf das Pferd. »Es war eine furchtbare Nacht für uns alle. Beten wir, dass der Rest zurückfindet ... oder ein glorreiches Ende.«

»Ich fürchte, das ist noch nicht alles.«

Gunlaug war kurz davor, ebenfalls auf sein Pferd zu steigen, doch er hielt inne. Die schlechten Nachrichten wollten nicht abreißen.

»Am besten seht Ihr selbst.«

Unverzüglich ritten sie hinauf zum Hof. Am Tor warteten bereits Hedwinna und Fryda. Sie hielten ihre Tränen nicht zurück, als sie Hartried umarmten, der gerade erst vom Pferd gestiegen war.

Der König küsste beide auf die Stirn. »Mir geht es gut. Sie können mir nichts anhaben.«

»Es sind Dämonen«, sagte Hedwinna. »Wer weiß, was für unheimliche Kräfte sie haben. Ich hatte solche Angst.« Dann ließ sie von ihm ab und schaute zu Gunlaug und Aziles rüber. »Ich bin froh, dass ihr beiden wohlauf seid.«

Gunlaug stieg ebenfalls ab. »Es war eine lange Nacht«, sagte er. »Und wir haben uns viel zu erzählen.«

»Nicht jetzt.« Mit sanfter Gewalt drückte Hartried Frau und Tochter von sich und schaute zu den Gefolgsmännern. »Was ist hier vorgefallen?«

Sie deuteten hinter das Hauptgebäude. Mittlerweile war der Hofstaat hinausgetreten, die Fläche hatte sich mit allerlei Gefolgsmännern, Dienern, Adligen und anderem Hofgesinde gefüllt. Sie beteten zu Cherus und priesen Hartrieds Namen, als er energisch an ihnen vorbeischnitt. Auch sie waren erleichtert, ihren König wohlbehalten zu sehen.

Hinter dem Gebäude befand sich das Lagerhaus, mehrere Krieger bewachten es. Der Gefolgsmann eilte voraus und wies hinein. Hartried trat als Erster ein, anschließend Gunlaug und Aziles, dann kamen Hedwinna und Fryda und weitere Gefolgsmänner.

Sie fanden das Lagerhaus beinahe leer vor. Im spärlichen Mondlicht, welches durch wenige Öffnungen in der Decke drang, sahen sie überall Säcke verstreut, doch nicht prall gefüllt, sondern übersät mit Löchern. Vom Getreide fanden sich nur wenige verbliebene Körner auf dem Boden, kaum genügend, um ein einziges Laib Brot zu backen.

Hartried wirbelte herum. »Wer ist dafür verantwortlich?!« Er schaute sein Gefolge an, als wäre der Schuldige zwischen ihren Reihen zu finden. »Hat keiner eine Erklärung dafür?«

Hedwinna trat an ihn heran und legte ihm ihre Hand auf die Schulter. »Es ist geschehen, bevor wir hier angekommen sind. Den Löchern in den Säcken nach zu urteilen, waren es Mäuse.«

»Mäuse?!«, entfuhr es Hartried. »Mäuse, die sich durch das gesamte Lagerhaus gefressen haben?! Welche Mäuseplage könnte so etwas angerichtet haben? Das Heer an Mäusen will ich sehen! Die müssen doch hier irgendwo sein.«

»Wir haben keine Mäuse gefunden«, sagte Hedwinna. »Doch gibt es keine andere Erklärung dafür. Es finden sich auch Bissspuren am

Holz.« Die Königin deutete auf die Wand am Ende des Lagerhauses. »Und in der Palisade. Es ist, als hätten sie sich heimlich durchgebissen.«

»Es würde trotzdem viel Zeit brauchen, das hier alles leerzufressen«, warf Gunlaug ein. »Jemand hätte eine Mäuseplage dieses Ausmaßes bemerkt.«

Aziles hatte indessen begonnen, über den Boden zu kriechen und nach Spuren zu suchen. Dann stand er auf. »Bekomme ich eine Lampe?«

»Sei vorsichtig«, sagte Gunlaug.

Aziles bekam von den Wachen eine Lampe mit Tierfett gereicht. Dann schloss er die Augen, atmete tief aus und sogleich nahm das Feuer an Intensität zu. Das Gefolge staunte, während Hartried weiterhin die Angelegenheit mit seiner Frau diskutierte.

Das Licht reichte bis zur Decke, die Flammen griffen nach oben hin aus. Auf einmal quiekte und zischte es, als wie ein Schwall kleine Tiere von den Balken fielen. Ein Hagel aus Fell stürzte auf sie herab. Hedwinna kreischte auf und sprang aus dem Lagerhaus, Hartried und Gunlaug zogen ihre Klingen und bei den Gefolgsleuten lagen die Reaktionen zwischen Abscheu und Kampfbereitschaft. Die Mäuse ergossen sich zu ihren Füßen, strömten über den Boden und suchten in allen erdenklichen Ecken das Weite.

»Wusste ich es doch!«, freute sich Aziles. »Gewieft Viecher, doch ich habe euch gehört!«

»Hättest du uns nicht vorwarnen können?«, fragte Gunlaug.

Hartried trat eine Maus, es fiepte laut und gequält. »Toll, jetzt wissen wir wenigstens, wo sie sind. Sehen sie besonders fett und satt aus? Oder wie soll uns das helfen?«

Dann geschah etwas mit den Mäusen. Sie kamen aus den Ecken hervor, flitzten um ihre Füße herum und sammelten sich in der Mitte des Lagerhauses. Das Fiepen bekam einen anderen Ton, es hörte sich plötzlich aufgeregter, aber weniger überrascht und eher aggressiv an. Oder bildete sich Gunlaug das nur ein? Türmten sie sich da zu einem Haufen auf, der wuchs und wuchs und eine eigene Form anzunehmen schien?

Aziles stellte die Lampe behutsam auf den Boden und zog sein Schwert. »Manchmal bereue selbst ich meine Taten«, sagte er.

Kapitel 25, Gunlaug

Das Knäuel aus Fell, scharfen Krallen und spitzen Beißern formte sich zu einer Kreatur von der Größe eines Pferdes. Der Körper besaß kein festes Äußeres, sondern war ständig in Bewegung: eine zitterige, aufgewühlte Masse, ähnlich einer Riesenmaus. Als es sich fortbewegte, war es ein Fließen mehr als ein Voranschreiten, und als es ein Gebrüll anstimmte, erklang es aus tausend kleinen, hohen Tierkehlen.

Panik ergriff sie. Sie strömten aus dem Gebäude, Hartried schob seine Gattin vor sich her, Gunlaug stolperte gegen einen Gefolgsmann und Aziles war nicht mehr zu sehen.

»Schließt nicht die Tür!«, rief Hartried. »Da ist noch jemand im Lager!«

Sie hörten Schreie von drinnen. Gunlaug wandte den Blick hinein und sah, wie der Dämon – um etwas anderes konnte es sich nicht gehandelt haben – über einen der Gefolgsmänner hinwegrollte. Der Leib aus vielen Leibern sprang auf ihn drauf, erschauerte, als ob jede einzelne Maus einen Bissen abbekommen wollte, und bewegte sich dann fort in eine dunkle Ecke des Lagerhauses außerhalb ihres Blickes. Übrig blieb ein Leichnam, abgenagt bis auf die Knochen.

»Es kann mir nichts anhaben«, sagte Hartried und trat mit gezogenem Schwert hinein. »Es hat mir nur einen Schrecken versetzt. Um mich müsst ihr euch nicht fürchten.«

Ehrerbietig schauten sie zu ihrem König. Sie wussten, er konnte es mit dem Dämon aufnehmen, wie er es schon einmal getan hatte.

»Pass auf dich auf!«, sagte Hedwinna.

Hartried drehte sich zu ihnen um. »Bringt meine Frau und meine Tochter in Sicherheit. Ins Haus mit euch! Und verbarrikadiert alle Eingänge!«

Die Gefolgsmänner machten sich sogleich daran, Hedwinna und Fryda fortzuschaffen. Gunlaug überlegte, ob er sich ihnen anschließen sollte. Nicht aus Feigheit, sondern weil er sich um sie sorgte. Nein, hier war sein Platz, und er sollte seinen Bruder beim Kampf gegen dieses Ding unterstützen.

Gunlaug befand sich bereits in der Tür, das Schwert in der Hand.

Die Klinge zitterte, so sehr er sich auch Mühe gab, seine Angst niederzuringen. Doch wie sollten sie gegen eine solche Kreatur kämpfen? Konnte ein Stich eines Schwertes überhaupt etwas ausrichten?

Hartried war eingetreten und suchte das Lagerhaus ab. Es war mittlerweile finstre Nacht und kaum Licht drang hinein. Nur im Gebälk brannte ein Feuer. Aziles hatte es irgendwie dort hochgeschafft und ließ das Licht der Lampe hell lodern.

»Gunlaug«, sagte Hartried fast flüsternd. »Bewache den Ausgang. Und Aziles, hilf mir bei der Suche.«

Das war Gunlaug recht. Sollte das Wesen nur versuchen, aus dem Lagerhaus zu fliehen. Er würde ... etwas tun.

»Ihr«, sprach Gunlaug die verbliebenen Gefolgsleute an. »Verteilt euch um das Lagerhaus! Und gebt Bescheid, wenn ihr etwas seht!«

Sie nickten. Stumm machten sie sich auf, das Gebäude zu umstellen. Damit verschaffte sich Gunlaug wenigstens das gute Gefühl, etwas beigetragen zu haben.

Zurück im Lagerhaus: Aziles kroch auf dem Gebälk herum, das Feuer bewegte sich mit ihm. So durchsuchten sie die voneinander mit einem niedrigen Zaun abgetrennten Bereiche.

»Gunlaug!«, hörte er einen der Gefolgsleute.

Sofort drehte sich auch Hartried zu ihm.

»Was ist?«, fragte er.

»Mehr Mäuse!«

Hartried nickte. So verließ er seinen Posten, ging um das Lagerhaus herum und sah die verdutzten Gefolgsleute, wie sie der Mäuseplage nicht Herr wurden. Unzählige kleine Fellbestien tauchten aus verschiedenen Löchern der Palisade auf und strömten auf den Platz. Sie stachen mit ihren Klingen nach ihnen, hieben mit Beilen auf den Boden, doch bekamen sie dafür lediglich den ein oder anderen Biss ab.

Nun strömten die Mäuse auch um Gunlaug herum. Er konnte nur hilflos dabei zusehen.

Ein ganz schlechtes Gefühl machte sich bei ihm breit. »Hartried!«, rief er. »Raus da!«

Dann strömte eine Flut an Mäusen aus dem Lagerhaus auf ihn zu. Gefolgt von vielen fiependen, gequälten Mäuselauten, als einige von

ihnen brennend und rauchend aus dem Eingang sprangen. Aziles war hinter ihnen her, warf die berstende Öllampe auf den Boden und vollführte eine tänzerische Bewegung, auf dass die Flammen aufsprangen und flach über den Boden zogen. Das Feuer griff nach weiteren Mäusen, doch ihre Zahl nahm nicht ab.

Hartried war ihm dicht auf den Fersen, das Schwert zum Schlag erhoben. Worauf sollte er einstechen? Der Mäusedämon musste sich auf die vielen kleinen Nager aufgeteilt haben.

Die Zahl der Mäuse war nun nicht mehr überschaubar. Und sie schienen ein Ziel zu haben: das Fürstenhaus.

»Verbarrikadiert das Haus!«, rief Hartried. »Sie dürfen nicht hinein!«

Die Gefolgsleute liefen durch die Mäusemenge, stampften auf die Biester, traten sie weg, bis einer stolperte. Sogleich nutzten die Mäuse die Gelegenheit und fielen über ihn her. Der Gefolgsmann war begraben unter einer Flut aus Fell und Zähnen, schrie und strampelte mit den Armen und Beinen.

Es kostete Gunlaug einiges an Überwindung, doch er bahnte sich seinen Weg durch die Flut. Er fühlte es an seinen Beinen krabbeln und beißen und hörte ihre aufgeregten, quietschenden Laute. Schließlich war er bei dem Gefolgsmann angekommen. Für einen Moment stand er hilflos da und wusste nicht, was er gegen die Nager unternehmen sollte. Dann begann er einfach, sich einen nach dem anderen zu greifen und sie fortzuwerfen. Der Gefolgsmann schrie noch immer, so manche Mäusezähne hatten sich an ihm festgebissen. Doch nach einigen Augenblicken, in denen Gunlaug mit dem Ekel rang und er mehr und mehr kleine Pfoten an den Beinen, am Rücken und selbst den Schultern spürte, bekam er ihn endlich frei.

Als der Gefolgsmann schließlich aufgestanden war – er blutete aus unzähligen Wunden – und panisch das Weite suchte, fand Gunlaug die Zeit, sich um seinen eigenen Befall zu kümmern. Er drehte sich um die eigene Achse, wedelte mit den Armen und riss sie von seinem Rücken und den Beinen.

»Halt still!«, rief Aziles und half ihm dabei, die Nager loszuwerden.

Mittlerweile war die Flut an ihnen vorbeigezogen.

»Danke«, sagte Gunlaug außer Atem. Er schaute zum Fürstenhaus

herüber. »Aber es ist noch nicht vorbei.«

Hartried war bereits vor dem Fürstenhaus angekommen und stellte sich dem Dämon entgegen. Die Mäuse formierten sich erneut, ballten sich zusammen und bildeten einen immer größer werdenden Leib. Der König wollte das nicht geschehen lassen und stach mit seinem Schwert hinein. Die Klinge verschwand wirkungslos in der wuselnden Masse aus Fellkörpern. Dann warf sich die Masse auf ihn wie eine Welle über das Schiff auf hoher See.

Gunlaug und weitere Gefolgsleute stießen einen erschrockenen Schrei aus. Auch wenn Gunlaug es eigentlich besser wusste, fürchtete er sich dennoch. Er und Aziles rannten zu dem Mäuse-Dämon.

Da sprang Hartried aus dem Mäuseball heraus; die Kleidung noch zerfetzter als zuvor und mit wutverzerrtem Gesicht, dennoch blieb seine Haut unversehrt.

»Das bringt nichts«, sagte der König zu ihnen. Dann rief er über den Hof: »Es darf nicht ins Gebäude! Beschützt die Königin!«

Hatte es das Wesen darauf abgesehen? Noch gewann es an Größe, als die verbliebenen Mäuse zu ihm strömten. Es türmte sich auf, Arme und Beine formten sich, etwas Schädelartiges wuchs ihm heraus, gerichtet auf den Eingang des Fürstenhauses.

Dann drehte es sich um und fixierte die Menschen mit leeren, dunklen Höhlen, dort, wo eigentlich die Augen sein sollten. In diesem Blick lagen eine Bosheit und Intelligenz, die Gunlaug erschauern ließ.

Das Maul öffnete sich, statt auf Zähne blickte Gunlaug auf ein Meer aus kleineren Mäulern; ein schrilles Kreischen aus unzähligen Kehlen ließ ihn zurückweichen; und mit einem behändigen Satz, der aus einer flüssigen Bewegung aus vielen tausenden, kleineren Bewegungen bestand, hatte der Dämon ihn umgeworfen.

Gunlaug landete mit dem Rücken auf dem Boden, ein gleißender Schmerz schoss ihm durch den Nacken. Etwas wie eine Pfote drückte seinen Brustkorb nieder. Gunlaug konnte durch die Kleidung hindurch spüren, wie sich die Pfote ständig in Bewegung befand und die Krallen sich in sein Fleisch gruben. Mit der anderen Pfote schlug es zur Seite aus, Gunlaug konnte nicht erkennen, nach wem, doch ein gellender Schrei war zu hören.

Sein Schwert! Seine Hand hatte sich trotz des Angriffs an sein

Schwert gekrallt. Mit einer kreisenden Bewegung drang die Klinge durch den Vorderarm des Dämons. Er hörte fiepende Laute, Blut spritzte auf und Mäuse sprangen heraus, doch der Vorderarm formte sich sofort wieder zu einer beinahe festen Masse.

War es unverwundbar? Oder mussten sie nur genügend Mäuse töten? Irgendwann mussten ihm doch die Körper ausgehen.

Von allen Seiten hörte er Schritte, Kampfschreie und das Geräusch von getroffenen Körpern. Gunlaug war nicht allein, alle verfügbaren Krieger in Hartrieds Diensten und wer auch immer eine Waffe halten konnte, hieb auf das Monstrum ein. Dank ihres Einsatzes schöpfte er Mut und gewann genügend Kraft, den Schwung mit dem Schwert wieder und wieder auszuführen. Währenddessen fauchte der Dämon aus allen kleinen Kehlen, schlug mit seinen Krallen um sich und biss nach jemandem, der sich als Aziles herausstellen sollte: Der Steppen-Elf sprang um den Kopf herum, verpasste ihm einen Treffer mit seiner gebogenen Klinge und stoppte neben Gunlaug.

Dann kam Hartried. Der König mit dem unverwundbaren Körper warf sich schlicht gegen den Dämon, rammte ihm seine Schulter gegen den Kopf und drängte ihn somit zurück. Für einen Moment waren die Pfote und das Vorderbein voneinander getrennt – was Gunlaug gerade noch festgehalten hatte, zerstob nun in viele kleine Mäuse, die in alle Richtungen davonliefen. Gunlaug rollte sich zur Seite und stand ächzend auf. Sein Brustkorb blutete aus vielen kleinen Wunden und sein Rücken schmerzte, doch er war nicht ernsthaft verletzt.

»Bist du wohlauf?«, fragte Aziles und schaute zum Dämon hinüber, der sich in alle Richtungen zu verteidigen versuchte.

»Ich werde dem Ding in meinen Alpträumen begegnen, aber sonst geht es mir gut«, sagte er und machte eine grimmige Miene. »So kann das nicht weitergehen. Wir brauchen einen Plan.«

»Ich könnte es verbrennen«, sagte Aziles. »Doch ich brauche eine ausreichend große Feuerquelle.«

»Das Feuer in der Halle ...« Gunlaug hatte einen Einfall. »Es muss noch brennen.«

Er breitete die Arme aus und rief mit lauter Stimme: »Öffnet die Tür! Öffnet die Tür zum Fürstenhaus!«

Hartried nahm von dem Dämon Abstand und sah ihn böse an: »Bist du wahnsinnig?! Meine Frau, Tochter und Enkelin sind da drinnen!«

»Vertraue mir!«

Aziles brauchte keine weiteren Worte. Er klopfte ihm auf die Schulter und huschte zum Eingang. Das sah auch Hartried, der langsam zu begreifen begann. Noch zauderte er, schaute wieder zum Dämon, dem kein Treffer eine Wunde schlagen konnte, und wieder zurück zu Gunlaug.

»Macht die Tür auf!«, befahl er. »Beschützt meine Gattin und alle, die sich dort drinnen befinden! Bringt sie in Sicherheit, aber macht die Tür auf!«

Es dauerte einen Moment, dann ging die zweiflügelige Tür auf. Die Erfolgsmänner nahmen Abstand und der Dämon hielt inne. Es schien unschlüssig darüber zu sein, was es tun sollte. Besaß es etwa die Intelligenz eines Menschen? Hatte es ihre Worte verstanden?

Dann richtete es sich auf, stieß einen markerschütternden, schrillen Schrei aus und zerfloss wieder in viele kleine Mausschwärme. Ihr Ziel war klar: ins Gebäude hinein, aus welchem Grund auch immer.

Dort flackerten die Feuerstellen der großen Halle. Aziles war ganz in seinem Element. Er stand zwischen den Feuern, deren Schein an Intensität gewann, deren Flammen immer höher lechzten und nach allen Seiten ausgriffen.

Der Mäuseschwarm stoppte plötzlich, als Aziles ganz in den Flammen verschwand. Dann stoben sie nach vorne, wie von einem plötzlichen, starken Wind ergriffen. Doch es war Aziles, der über die Feuer hinweglief und die Flammen hinter ihm her. Panisch kreischten die Mäuse auf, flohen in alle Richtungen; nur ins Gebäude wollten sie nicht, wo ein Meer aus Flammen herausschoss, sich über den Boden ergoss und Aziles über sie sprang. Dort, wo er landete, senkten sich auch die Flammen wie eine Woge Wasser. Das Feuer zeigte kein Erbarmen und verschlang, was es in die brennenden Finger bekommen konnte, bis nur noch eine kleine Schar von den Mäusen übrigblieb.

Es roch nach angesengtem Fell, als Aziles' Werk endlich getan war. Der Steppen-Elf stand inmitten von braunen, verkohlten

Mäuseleibern, und atmete tief aus. Mit seinem Atemzug gewannen die Flammen erneut kurz an Größe, dann senkte er den Brustkorb und er nahm eine entspannte Haltung an, womit sich auch das Feuer beruhigte. Es war vorbei, nur ein unheimliches Glimmen blieb in seinen Augen.

Sie staunten. Für einen Moment herrschte Ruhe auf dem Platz, mit Ausnahme von wenigen Mäusen, die vor Schmerzen und Qualen leise ihre letzten Fieplaute ausstießen.

»Erinnere mich daran«, sagte Hartried zu Gunlaug, »die Saumya nur außerhalb der Hallen zu empfangen.«

Das hatte Aziles gehört. Er grinste breit und zufrieden. »Dann bringen wir welche mit, die den Wind beherrschen.«

Erst dann jubelten die Gefolgsmänner, Bediensteten, Adligen und wer sonst noch dem Schauspiel beigewohnt hatte, auf. Sie riefen Cherus', Hartrieds, Gunlaugs und selbst Aziles' Namen, kamen zu ihnen gerannt und hoben die Waffen zum Himmel.

»Ich muss nach Hedwinna sehen«, sagte Hartried. »Und den anderen. Preist ihn nur, solange ihr wollt. Heute haben wir gesiegt.«

Hartried lächelte ihm selbstsicher zu, doch bei Gunlaug wollte sich keine Freude einstellen. Es hatte lediglich gezeigt, wie verwundbar sie doch waren. Wie unvorbereitet.

Kapitel 26, Gunlaug

Hedwinna, Fryda, Gartmund und die kleine Skedwinna waren wohlauf. Man hatte sie rechtzeitig in den hinteren Bereich des Fürstenhauses gebracht, hinter verbarrikadierte Türen und mit einigen Wachen an ihrer Seite. Hartried war erleichtert, sie unbeschadet zu sehen. Hedwinnas erster Impuls war es jedoch, dem König endlich neue Kleider zu geben. Sein Aufzug war mittlerweile komplett zerfetzt von all den Kämpfen. Auch Gunlaug und Aziles bekamen neue Kleider von der Dienerschaft.

Als Aziles seinen Schuppenmantel los war und in einem Hemd, einer Hose und dem Mantel der Merowa auftauchte, sorgte das sogleich für viel Aufsehen. Auch, weil er der Held des Abends war. Jeder, der sich an dem Kampf beteiligt hatte, bekam seinen Anteil am Ruhm, doch es war Aziles' Beherrschung des Feuers, welche den Dämon vernichtet hatte.

Sie alle waren müde und erschöpft. Die Brühe wurde angerichtet, nicht das königliche Mahl, doch Hartried verlangte etwas Einfaches und Nahrhaftes. Dazu gab es Bier, das Gunlaug nur umso schläfriger machte.

Aziles hingegen war noch immer voller Energie. Er hatte eine Gruppe von Männern und Frauen um sich. Auch der kleine Gartmund und weitere Jungen aus adligem Geschlecht saßen ihm zu Füßen, während der Steppen-Elf erzählte.

»Es kommt ganz natürlich«, erklärte Aziles. »Es ist wie Atmen. Da gibt es eine mir innewohnende Verbindung zum Feuer, in der ich mich zwar üben muss, doch sie ist mir angeboren. So wie anderen Elfen.«

»Wird es vererbt?«, fragte einer der Zuhörer.

»Es gibt eine Tendenz innerhalb der Familie, aber garantiert ist es nicht. Ähnlich wie der Sohn das Temperament des Vaters erben kann.«

»Kann man es lernen?«, fragte Gartmund.

»Ich muss dich enttäuschen, Königssohn. Aber deine Eltern wird es bestimmt freuen, sich nicht um einen kleinen Feuerteufel sorgen zu müssen.«

Aziles erntete Gelächter. Jemand reichte ihm ein Bier und die Frauen rückten ein Stück näher. Er war mittlerweile gut angekommen.

Gunlaug saß etwas entfernt auf der Bank und aß mit wenig Antrieb. Seinem Bruder ging es ähnlich. Der König setzte sich neben ihn, sein Teller war noch immer halbvoll und Sorgenfalten bestimmten sein Gesicht.

»Wir haben heute einen Sieg errungen«, sagte Hartried. »Dennoch hat der Dämon unsere Vorräte aufgefressen. Ich befürchte, viele andere Fürsten werden ähnliche Angriffe erleben. Die Felder der Bauern sehen auch nicht besser aus.«

»Das wäre nicht die erste Hungersnot in der Geschichte dieses Landes«, sagte Gunlaug. »Es mag kein tröstender Gedanke sein, doch wir werden es überstehen. Mit viel Leid und mit vielen Opfern, doch die Menschen werden überleben.«

»Das glaube ich auch. Da gibt es noch etwas, das mich beunruhigt: Das kann doch nicht alles gewesen sein. In der Tat, es ist furchtbar und wird viel Leid nach sich ziehen. Aber ist das allein Sarturs Plan? Da muss mehr dahinterstecken. Es passt nicht zu ihm, so viel Leid zu verursachen, nur um des Leidens willen.«

»Glaubst du? Wir kennen ihn kaum. Vielleicht hat der Umgang mit diesen Wesen ihm den Verstand geraubt.«

»Möglich ...« Hartried starrte lange ins Feuer. Um die Feuerstelle herum war der Boden verkohlt und schwarz, auch die Säulen des Gebälks trugen Spuren von Aziles' Angriff.

»Wenn aber ein Plan dahintersteckt, welcher?«, fragte Gunlaug.

»Er will uns schwächen«, sagte Hartried. »Nicht nur mich, auch die anderen Fürsten. Oder könnte er ein anderes Ziel haben?« Er tippte sich mit den Fingern auf die Oberschenkel und die Müdigkeit wich ihm aus dem Gesicht.

Gunlaug kannte das zur Genüge: Sein Bruder fällt eine wichtige Entscheidung.

Er seufzte: »Wir werden ganz viel herumreisen müssen, nicht wahr?«

»Nein, nicht so viel.« Hartried legte den Teller auf die Bank ab und sprang beinahe auf. »Hört mich an! Wir werden ein Thing einberufen, noch vorzeitig! Hier geht etwas vor sich, etwas sehr

Dunkles und Gefährliches, und es ist unser aller Anliegen, dieser Sache nachzugehen. Wir müssen die anderen Fürsten anhören und uns miteinander besprechen, denn diese Sache betrifft ganz Merow!«

Zustimmendes Gemurmel, einige Männer klopfen sich auf die Brust. Hedwinna trat mit ihrer Tochter ein, Fryda mit ihrer Enkelin im Arm. Der Blick der Königin verdunkelte sich. Die beiden würden nachher noch etwas zu bereden haben. Auch das kannte Gunlaug zur Genüge.

»Ich weiß«, fuhr Hartried fort, »das Böse lauert dort in den Wäldern und Sümpfen. Ihr, mein treues Gefolge, müsst jedoch zu den Fürsten reisen und ihnen das Thing bekanntgeben. Noch im Herbst soll es stattfinden, damit wir für den Winter gewappnet sind. Ihr sollt alle für Eure Bemühungen belohnt werden!«

»Wann sollen wir aufbrechen?«, fragte einer von ihnen.

Gunlaug seufzte.

»Am besten gleich morgen in der Früh.«

Gunlaug seufzte etwas lauter.

»Nun gut, wir schauen uns erst einmal an, wie viele Verwundete wir zu beklagen haben. Dann entscheiden wir. Am nächsten Morgen.«

Sie ließen Aziles mit dem Gefolge und den Bediensteten allein, auf dass der sich in ihrer Anerkennung und Aufmerksamkeit baden durfte. Hartried, Gunlaug und Hedwinna führten mal wieder eines dieser Gespräche, das nur sie drei betraf, allein in dem Schlafzimmer des Herrscherpaares. Ein einfacher Schemel reichte dem König, der die letzten Züge seines Bieres austrank.

Hedwinna saß auf dem Bett, die Hände auf dem Schoß in Falten gelegt, während Gunlaug lieber zu stehen beliebte.

»Es ist mein Recht als König«, begann Hartried, »ein Thing außerhalb der üblichen Zeiten einzuberufen.«

»Und die Fürsten werden antworten«, sagte Hedwinna. »Nicht alle. Die meisten? Vielleicht nur einige? All jene, die dir in den letzten Krieg gefolgt waren?«

Hartried lächelte wölfisch. »Genau. Das ist die beste Gelegenheit, die Treue der Fürsten zu testen. Werden die Fürsten, die zuvor noch Simund und die Mykerios unterstützt haben, ebenfalls erscheinen?

Vielleicht fürchten sie meinen Zorn. Vielleicht befürchten sie eine Falle.«

»Das sicherlich nicht«, sagte Gunlaug. »Dein Temperament, muss ich leider sagen, lieber Bruder, geht gerne mal mit dir durch. Aber eine Falle? Das trauen dir die Fürsten nicht zu. Nicht, weil du zu feige dafür bist, sondern weil das einfach nicht deine Art ist. Wenn du jemandem Feindschaft schwörst, dann offen und geradeheraus.«

»Mit dem Überfall auf Darlaug sollte sich das geändert haben«, gestand Hartried ein. Sogleich winkte er ab. »Wir haben ihn abseits des Things konfrontiert, sind ihm nachgestellt und haben ihm aufgelauert. Natürlich, nicht hinterrücks angegriffen, sondern zur Rede gestellt.«

»In Anbetracht dessen«, warf Gunlaug ein, »wie viele Fürsten dir trotzdem in den Krieg gefolgt sind, sollte dieser Vorfall daran wenig geändert haben.«

»Dennoch«, warf Hedwinna ein. »Die Meinung einiger Fürsten könnte sich geändert haben. Andere fürchten vielleicht eine Bestrafung und wiederum andere wollen lieber bei ihren Höfen bleiben, weil es zu viele Dinge vor Ort zu regeln gibt.«

»Ich werde den Boten auftragen zu sagen, dass der letzte Krieg bei diesem Thing kein Thema sein wird. Wir werden uns nur über dieses Problem beraten. Und es geht darum, eine gemeinsame Lösung zu finden.«

»Wir werden also ein wichtiges Thema nicht ansprechen«, sagte Gunlaug. »Das Thema der Erbfolge. Nicht mehr sollen die Fürsten einen unter ihnen wählen, sondern, wer von Cherus' Blut ist, der soll der nächste König werden. Du wolltest den Fürsten Zeit geben, sich zu entscheiden.«

Hartrieds Miene versteinerte sich. »Ich schätze nicht. Und wir befinden uns noch immer in einer Krise. In einer neuen zwar, doch es wäre vermessen, jetzt eine Entscheidung zu verlangen.«

»Und Simund?«, fragte Gunlaug. »Und Melinde?«

Hartried sah ihn lange finster an. »Was ist mit ihnen?«

»Lass sie gehen«, sagte Gunlaug, der sich sehr wohl des Zorns seines Bruders bewusst war. »Solange Simund nicht König werden will, gibt es keinen Grund mehr, dieses Land in einen erneuten Krieg zu stürzen.«

Hartried stand auf. »Wissen wir, dass er nicht König werden will?«

»Ich glaube nicht daran«, sagte Gunlaug. »Mir scheint es eher so, als wäre er in diesen Konflikt gezogen worden, ohne daran ein Interesse zu haben. Ein Mittel zum Zweck der Mykerios und der dir feindlich gesinnten Fürsten.«

Hartried kam näher. Hedwinna stand auf, bereit, ihren Gatten zu beruhigen, sollte es zu einem Streit kommen. »Er hat sehr wohl noch einen Anspruch. Solange wir von ihm keinen offiziellen Verzicht erhalten, solange er dem Thron von Merowa nicht abschwört, wird er immer eine Gefahr darstellen. Selbst, wenn er nur das Werkzeug anderer Mächte ist. Und was, wenn er bei den Mykerios eine Frau findet und Kinder zeugt? Was, wenn dessen Kinder irgendeinen Anspruch geltend machen?«

Gunlaug wich nicht zurück. Er wusste, Streitgespräche wurden auch auf körperlicher Ebene ausgetragen. Nicht nur Worte und die Stimme, auch die Haltung half bei der Untermauerung des eigenen Standpunkts. »Das ist rechtens, eine offizielle Bestätigung zu verlangen. Und dann wird Frieden herrschen. Denke darüber nach. Du würdest besser dastehen, Simund wäre aus dem Spiel, die Fürsten wären beruhigt. Jene, die noch gegen dich sind, müssten dann einsehen, zu welcher Güte du fähig wärest, und die Mykerios hätten einen Kriegs Anlass weniger.«

Lange blickte Hartried prüfend in ihn hinein. Setzte er etwa die Kraft des zwergengeschmiedeten Diadems ein, welches silbrig auf seinem Haupt schimmerte, und ergründete er damit seine Absichten und mögliche Hintergedanken? Hartried hatte geschworen, sie nicht bei seinen Verwandten einzusetzen, und was er schwor, das hielt er auch.

Mit einem Male fiel die Anspannung von ihm ab, er drehte sich herum und setzte sich zusammen mit Hedwinna aufs Bett. »Du bringst gute Argumente vor, doch befürchte ich noch immer, dass es zu Problemen führen könnte. Nicht jetzt und vielleicht nicht einmal für Gartmund. Aber irgendwann.«

»Das wissen nur die Götter«, sagte Gunlaug. »Wir können nur das tun, was für uns im Hier und Jetzt richtig erscheint.«

Kapitel 27, Hedda

Die Heimat eines Brega war sein Schiff. Wenn man das überhaupt ›Heimat‹ nennen konnte. Hedda fand nicht, dass dieses Wort auf ihr Schiff wirklich zutraf. Konnte sie etwa erwarten, von ihrer Mannschaft auf dieselbe Weise begrüßt zu werden wie gerade Rodried und Melinde von ihrer Familie? Sie würden sie gewiss bejubeln und sie würden nachher viel am Strand zur Abendstunde trinken und ihren Geschichten lauschen. Doch mit den Tränen, die Rodrieds Mutter und seine Schwester vergossen, war das nicht zu vergleichen; die Fürstenwitwe Astrin war eine betagte Frau, deren einst braune Haare sich grau verfärbten, die sich eine würdevolle, stolze Haltung bewahrt hatte und deren Gesicht durch eine tiefe Traurigkeit gezeichnet war; neben ihr Rodrieds jüngere Schwester Arwinne, ihrer Mutter sehr ähnlich, nur mit der Wärme und der Kraft der Jugend gesegnet, kastanienbraunes Haar und eine gewisse Einfältigkeit, die Hedda an Rodried erinnerte. Würde Arwinne sich ebenso entwickeln, wenn sie zur Frau heranreife?

Die drei umarmten sich mitten auf dem Hof, ein rührender Anblick für alle Umstehenden. Als sie sich von Rodried gelöst hatten, war Melinde dran und erwiderte die Geste ebenso liebevoll. Dann kam Astrin auf Hedda zu; die Fürstengattin war hochgewachsen, wie ihr kräftiger Sohn, und musste den Kopf nicht nach oben neigen, um Hedda direkt anzusehen.

»Auch Ihr seid hier willkommen«, sagte Astrin. »Daran hat sich nichts geändert. Nein, wir sehen Euch nun als Teil unserer Familie an.«

Hedda war gerührt und wusste für einen Moment nicht, was sie sagen sollte. Arwinne stellte sich neben Astrin und lächelte sie verlegen an.

»Vielen Dank«, brachte Hedda schließlich hervor. »Ich werde mich erkenntlich zeigen, wenn ...«

Astrin winkte ab. »Das braucht Ihr nicht. Kommt hinein in die Halle, wir wollen etwas essen und trinken, bevor wir uns unterhalten.«

Die Fürstin hatte den Hof gut verwaltet, schätzte Hedda zumindest ein. Alles hier lief seinen geregelten Gang, es gab reichlich zu essen und zu trinken, die Halle war gut gewärmt und instand. Hedda war kurz davor gewesen, die Angelegenheit mit der Vorratsknappheit anzusprechen, während sie einen weiteren Teller Brot, Früchte und geschnittenes Fleisch überreicht bekam. Doch Astrin hatte sich sogleich an ihren Sohn gewandt, um ihm einen weiteren Wunsch von den Augen abzulesen. Dabei fragte sie nach dem Krieg, nach ihrer Rückreise, erkundigte sich nach Simund und was es mit diesen Dämonen auf sich hatte.

Rodried schlang sein Essen herunter. »So«, sagte er und stellte den Teller auf der Bank ab. »Nun sagt mir schon, was mit unseren Vorräten ist.«

»Gut gefüllt, die Ernte war reichlich«, sagte Astrin. »Du hast es selbst gesehen, als du das letzte Mal hier warst, um unsere Krieger zu sammeln. Es gab in der Zwischenzeit kein Unwetter oder etwas anderes, das unsere Ernte hätte zunichtemachen können.«

Hedda, Rodried und Melinde schauten sich verdutzt an. »Keine Heuschrecken?«, fragte der junge Fürst. »Keine Mäuse, Raben, andere Vögel, Käferplagen?«

Nun tauschten Astrin und Arwinne verwirrte Blicke, dann zu den Dienern. Sie alle schüttelten den Kopf. »Wir können gerne zum Lagerhaus gehen«, sagte die Fürstin. »Ich war noch heute dort, die Räume sind gefüllt, wir sind bereit für den Winter.«

»Wir sollten dennoch zusätzliche Wachen abstellen«, beschloss Rodried. »Vielleicht hat etwas die Wesen aufgehalten oder sie brauchen nur etwas länger bis hierhin.«

Melinde hatte wenig gegessen und brütete schon lange schweigend vor sich hin. Doch wie immer, wenn sie plötzlich zu sprechen begann, waren alle Blicke auf sie gerichtet. »Sie waren uns bisher immer voraus. Allerdings kam der Angriff im Fürstentum Trollhammer erst, nachdem wir das Wesen aufgesucht hatten. Soweit ich weiß, gibt es hier keine Dämonen oder böartigen Geister, vor denen wir uns hüten müssen. Aber ich stimme dir zu, wir sollten auf der Hut bleiben.«

Arwinne hatte sich währenddessen neben Melinde gesetzt und flüsterte ihr etwas ins Ohr. »Später«, sagte sie nur und schaute

Rodrieds Schwester mit ihren unergündlichen Augen bedeutungsvoll an. Das war wohl etwas zwischen den Mädchen, Hedda sollte ihre Neugierde zügeln.

»Ist etwas in Trollhammer vorgefallen?«, fragte Astrin. »Wie geht es Thula?«

»Sie ist tot«, antwortete Rodried. »Sie erlag ihren Verletzungen nach dem Kampf mit einem Raben-Dämon.«

Astrin fuhr erschrocken auf. »Sie kämpfte gegen einen Raben-Dämon? Was ist nur geschehen?«

»Wir haben alle gegen ihn gekämpft.« Rodried deutete auf Hedda. »Und nur ihretwegen gewonnen. Sie hatte den tödlichen Schlag mit dem legendären Trollhammer ausgeführt.«

Hedda lächelte schief. »Ohne euch alle hätte ich das auch nicht geschafft. Selbst Thula hatte bis zum letzten Moment tapfer gekämpft.«

»Nimm die Ehre an«, sagte Rodried. »Du bist eine Heldin für unser Volk. Ich werde Skalden dafür bezahlen, diesen Kampf in einer Hymne zu verewigen.« Dann lächelte er vielsagend. »Ob es dir gefällt oder nicht.«

Hedda schüttelte den Kopf. »Es ist dein Gold.«

Rodried fuhr an seine Mutter gewandt fort: »Ein Verlust ist es dennoch. Ich wette, Thula hätte noch locker einige weitere Jahre unter den Lebenden verbracht. Sie war eine mächtige Fürstin, doch hatte sie keinen Erben. Aber dazu mehr, wenn wir unter uns sind. Forkmann wird jedoch gestärkt hieraus hervorgehen. Ich werde zu den Göttern beten, dass es in seinem Fürstentum friedlicher zugeht.«

»Ich werde mit dir beten«, sagte Astrin. »Das sind wahrhaft furchtbare Nachrichten. Geschieht das im ganzen Land? Ja, wir sollten die Sicherheitsvorkehrungen erhöhen.«

»Stellt Wachen um das Lagerhaus ab«, befahl Rodried. »Und sendet Boten zu den Grenzreitern. Sie sollen jede Merkwürdigkeit in den Wäldern, jede dunkle Gestalt und jede sonderbare Kreatur unverzüglich melden. Die Gefahr ist nicht vorüber. Das könnte ein sehr ungemütlicher Winter werden.«

Sie hatten es tatsächlich zustande gebracht, einige ruhige Tage zu verleben. Kein Dämon griff sie an, die Vorräte waren sicher, das

gewohnte Leben auf dem Hof ging seinen Gang. Der Herbst zeigte sich am Laub der Blätter: Sie hielten sich nicht mehr an den Ästen und sanken stattdessen grünbraun zu Boden. Die Tage wurden kürzer, der Wind kühler und mehr Vorräte kamen dazu, als die Bauern gut gelaunt und glücklich von erfolgreichen Ernten erzählten. Die Sorgen und Nöte der anderen Fürstentümer, denen sie auf dem Weg hierher begegnet waren, schienen fern und nicht ihre zu sein.

Dennoch war Rodried nicht rastlos geblieben. Er hatte sich um die Sicherung seines Besitzes und des Lagers gekümmert, erkundigte sich nach den Sichtungungen seiner Grenzreiter und schickte Boten zum ein oder anderen Fürsten aus, um sich über ihre Lage zu informieren. Auch Forkmann bekam einen Boten gesandt, sie warteten noch auf eine Antwort.

»Vielleicht können wir helfen«, sagte er an einem Abend, als sie die Abendmahlzeit einnahmen. »Wir haben mehr als genug, um über den Winter zu kommen, und können gerne etwas abgeben. Das sind die Zeiten, in denen die Fürsten einander unterstützen müssen.«

Alle waren erfreut über seine Führung des Hofes, auch wenn Astrin noch immer einige Aufgaben übernahm (die den Haushalt betrafen und sowieso Sache der Gattin des Fürsten waren). Dabei nahm sie gerne Melinde mit sich, ihr bei den Arbeiten zu helfen, auch wenn das oftmals bedeutete, zuzuhören und zuzusehen. Jeder hier wusste, warum sie so viel Zeit an Astrins Seite verbrachte: Sie sollte lernen, welche Aufgaben eine Fürstengattin zu erledigen hatte. Rodried hingegen musste sich zum ersten Mal mit der Verwaltung seines Hofes und den fürstlichen Pflichten auseinandersetzen. Als er damals hergekommen war, um die Truppen zusammenzurufen und zum Heer der Mykerios aufzuschließen, blieb dafür keine Zeit. Und jeder sah, dass er seine Arbeit gut tat, auch wenn er auf den einen oder anderen Rat seiner Mutter angewiesen war. Wäre Hedda seine Mutter gewesen, dann wäre sie stolz gewesen. Das war sie ohnehin, auch wenn keine verwandtschaftlichen Bande bestanden.

Für Hedda selbst blieb nicht viel zu tun. Immerzu kämpfte sie mit dem Gedanken, zur Küste zurückzukehren und ihr Schiff mitsamt Mannschaft zu suchen. Dafür war noch genügend Zeit bis zum Winter. Sie konnte Rodried bitten, ob er nicht einen Späher zur

Küste schickte. Vielleicht könnte er der Mannschaft eine Nachricht überbringen.

Doch sie sträubte sich dagegen. So sehr sie das Meer vermisste: die frische, salzige Luft, das Knarzen des Holzes unter ihr, wie sich das Schiff hob und senkte, die Wellen gegen den Bug prallten, und das Geräusch des Segels, wie es sich im Wind aufblähte. Aber diese Sache war noch nicht ausgestanden. Sie fürchteten sich vor dem Winter und davor, dass das Übel, welches unweigerlich auch hierherkommen musste, nur aufgeschoben war. Denn wieso sollten sie verschont bleiben? Hielt Cherus tatsächlich seine schützende Hand über sie? Daran konnte sie nicht glauben.

Ihren dunklen Gedanken nachhängend und auch etwas gelangweilt, saß sie auf den Palisaden und blickte auf das umliegende Ackerland. Da sah sie einen Reiter sich dem Fürstenhof nähern. Es interessierte sie, wer das denn sein könnte, denn er trug nicht den üblichen grünen Mantel vom Fürstentum Spatensturz. Sie ging zum Tor hin, wo die Wachen den Reiter aufhielten.

Er stieg gerade vom Pferd ab, da trat sie hinzu. »Wer seid Ihr?«, fragte sie geradeheraus.

Der Reiter schaute sie nachdenklich an, als ob er sich zu erinnern versuchte, ob er sie kannte. Auch Hedda kam der Mann irgendwie bekannt vor. Da war etwas Vertrautes an ihm, dann aber auch wieder etwas, das sie stutzig machte. Er hatte einen verschlagenen Ausdruck, müde und dunkle Augen sowie eine große Narbe auf der Wange, wie sie nur eine Klinge, ein Beil oder eine Speerspitze verursachen konnte. Zudem trug er einen Wanderstab mit sich, aus festem Holz gearbeitet. Er wirkte alt, älter als die tatsächliche Zahl seiner Jahre, so als wüsste er viel und als hätte er viel durchgemacht. Das war kein normaler Bote.

Eine der Wachen antwortete für ihn. »Ein Bote vom Fürstentum Krähenwut.«

»Krähenwut?«, fragte sie. »Da müsst ihr mir helfen. Ich bin nicht von hier.«

»Ihr müsst Hedda sein«, sagte der Bote und lächelte. »Wie schön, Euch endlich mal zu treffen. Ich bin Sartur, einer Eurer Verwandten.«

Hedda trat einen Schritt zurück. »Was sucht Ihr hier? Nein, lasst ihn nicht herein!«

Sofort hielten die Wachen ihm die Speerspitzen hin. Hedda rief erneut lauter, sie sollten ihn nicht hereinlassen, und mehr Krieger des Fürstenhofs traten zum Tor.

»Oh, ich denke schon, dass ich eintreten werde«, sagte Sartur. Seine Stimme schwoll an. »Wieso setzen wir uns nicht in die Halle?« Sie drang in Heddas Kopf, nahm an Volumen, Eindringlichkeit, Überzeugung zu. »Ich will nur reden.«

Kapitel 28, Hedda

Und plötzlich saß Sartur ihnen gegenüber auf der Bank. Hedda wusste nicht, wieso sie das zugelassen hatte und wie er das gemacht hatte, aber es war geschehen. Sie hatte ihn hereingebeten, die Wachen hatten ihm Platz gemacht und auch Rodried sowie Melinde waren sofort bereit gewesen, ihm zuzuhören.

Da war er also, dieser Sartur. Der verstoßene Sohn von Cherus, der seine unheimlichen Kräfte als Jugendlicher nicht zu zügeln vermochte und mit ihnen Schlimmes angestellt hatte. Deswegen hatte Cherus ihn aus Wut mit dieser Wunde im Gesicht gezeichnet und ihn anschließend des Landes verwiesen. Doch jetzt hatte er es sich auf der Bank gemütlich gemacht und trank aus einem Becher sein Met. So viel Gastfreundschaftlichkeit gehörte sich.

»Vielen Dank«, sagte Sartur schließlich. »Die Reiterei macht einen durstig.«

Er stellte den Becher auf der Bank ab. Sogleich war Arwinne zur Stelle. Sie nahm den Becher und wollte damit zur Küche, um ihn wieder aufzufüllen. Dann lief sie eilig zu ihrer Mutter, die im Eingang zum hinteren Bereich des Fürstenhauses stand und misstrauisch das Gespräch beobachtete.

Sartur drehte sich zu ihr um. Er bekam die bohrenden Blicke durchaus mit.

»Keine Sorge«, fuhr Sartur fort. »Ich gedenke nicht, lange zu bleiben. Tatsächlich will ich sogleich weiterziehen. Noch viele andere Fürsten sollen von dem Thing erfahren, das Fürst Wardrun einberuft.«

»Wer soll denn kommen?«, fragte Rodried. Ihm war die Anspannung deutlich anzusehen. Er hatte die Arme verschränkt, saß jedoch so aufrecht und steif wie eine junge Eiche.

»Das ist nicht meine Aufgabe, Euch mitzuteilen«, antwortete Sartur. »Doch darf ich Euch sagen, dass dieses Thing vor allem Fürsten betrifft, die dem König Hartried nicht wohlgesonnen sind. Ihr könnt es als eine Art frühzeitiges Gegen-Thing ansehen. Es ist auch zu Eurem Vorteil, glaubt mir. Beim nächsten Vollmond soll es stattfinden. Ihr habt noch genügend Zeit, hier alles für Eure

Abwesenheit vorzubereiten.«

Dabei lächelte Sartur vieldeutig. Hedda erschauerte. In dem Moment glaubte sie alle schrecklichen Geschichten, die sich die Merowa über den verstoßenen Sohn des Cherus erzählten.

»Und worum soll es bei diesem Thing gehen?«, fragte Rodried weiter.

»Um das, was mit diesem Land geschieht. Die verwüsteten Felder, die Dämonen, die des Nachts die Fürstentümer angreifen ...«

»Seid daran nicht Ihr schuld?«, fragte Rodried unverblümt. »Ihr sollt Euch doch mit all diesen Dämonen verbündet haben.«

Sartur reagierte gelassen. »Diese Anschuldigungen schon wieder. Dieselben Wesen sind der Armee der Orks in den Rücken gefallen und haben somit unseren Sieg garantiert. Fragt Simund und Hartried. Zumindest einen von ihnen hatte ich hier erwartet. Es wäre schade, wenn er nicht zum Thing kommen könnte.«

Hedda war überrascht, plötzlich Melinde sprechen zu hören: »Simund hat gerade andere Verpflichtungen«, sagte sie.

Das Mädchen war nicht schüchtern, das wusste Hedda. Doch nun sprach sie mit einer Bestimmtheit und Schärfe, die Hedda von ihr nicht gewohnt war. Dabei sah sie Sartur mit ihren grauen, unergründlichen Augen fest an. »Ich kann seine Sache vertreten, wenn es sein muss. Wenn Ihr etwas besprechen wollt, das Hartried, den Thron von Merowa und Cherus' Geschlecht betrifft, dann besprecht Ihr das mit mir. Doch kann ich nicht für ihn entscheiden. Da müsst Ihr ihn schon selbst aufsuchen.«

»Melinde, jüngste Tochter des Cherus«, sagte Sartur. »Nicht viel wissen die Menschen über Euch zu erzählen, und das macht Euch so faszinierend. Und unberechenbar.«

Sein Ausdruck verfinsterte sich, sein Lächeln wandelte sich in eine Grimasse. Für einen Moment starteten sie sich beide an. Ein Kräfteressen, eine Zurschaustellung des eigenen Willens. Was hatte das Mädchen ihm entgegensetzen? Was meinte Sartur nur damit, als er sie als unberechenbar bezeichnete?

Hedda hielt es nicht mehr aus. »Können wir zur Sache kommen? Es geht also um dieses Thing. Wardrun ruft uns dazu auf. Gut. Wieso sollten wir kommen? Wir können die Lage im Land mit allen anderen Fürsten auf dem Königs-Thing besprechen. Derzeit herrscht Frieden

mit Hartried und so sehr ich ihn verachte, weiß ich doch, dass er ihn einhalten wird.«

»Sehr richtig«, pflichtete Rodried ihr bei. »Und wir sind sehr wohl in der Lage, uns mit den anderen Fürsten in der Nähe zu verständigen und einander zu unterstützen. Ein Thing kann nicht schaden, doch was würde Wardrun von uns wollen? Sagt nicht, er will eine Allianz gegen Hartried schmieden.« Rodried schüttelte den Kopf. »Ein Teil von mir sehnt sich nach Vergeltung für das, was er meinem Vater angetan hat. Doch jetzt ist nicht die Zeit für einen neuen Krieg.«

Sartur nahm seinen Stab in die eine Hand und breitete die Arme aus. »Merkt Ihr es nicht? Dieses Land befindet sich bereits im Krieg. Diesmal kämpfen keine Fürsten gegen Fürsten, oder die Merowa gegen die Mykerios, oder die Menschen gegen die Orks. Diesmal kämpft ihr gegen das Land selbst. Gegen die Kräfte in den Wäldern, die Wesen aus den Sümpfen, die Kreaturen aus den Tälern und Gebirgen!«

Sartur ließ eine Pause verstreichen. Sie wirkte. Zumindest auf Hedda. Die Halle war auf einmal dunkler, von außen drangen Geräusche hinein, die vom Wald und seinen Tieren stammten. Die Decke knarzte. Bewegte sich da etwas im Gebälk? Ein Schauer lief ihr über den Rücken, ein kalter Wind drang hinein und die Feuer der Feuerstelle zwischen ihnen und Sartur flackerten unet. Dann fiel ihr Blick auf den Cherus-Sohn, seine Grimasse, die Hände, wie sie den Stab fester fassten, und die Gestalt, wie sie an Größe zuzunehmen schien, in die Höhe wuchs und ihr Sichtfeld ausfüllte.

Hedda sprang auf, trat von der Bank weg und ging im Fürstenhaus hin und her. Was war nur in sie gefahren? Kann sie ihren Sinnen überhaupt noch trauen?

»Was meint ihr?«, fragte Rodried. Er sprach leise, als hätte er Angst, die Aufmerksamkeit von etwas Bösem auf sich zu ziehen.

»Rodried, lass dich nicht einschüchtern«, befahl ihm Melinde. Sie legte ihm ihre Hand auf den Oberschenkel und Rodried ergriff sie. Sein Ausdruck hellte sich auf und gewann die alte Stärke zurück.

»Sagt schon«, befahl er.

Sarturs Blick ruhte eine Weile auf Melinde, bis er Hedda kurz abschätzig ansah. Sie fühlte sich, als hätte sie gerade eine Prüfung

nicht bestanden.

»Wie geht es Euren Vorräten, wenn ich fragen darf?«

Nun sprang auch Rodried auf, doch nicht aus Angst, sondern als Drohung. »Was wollt Ihr damit sagen?«, grollte er, die Faust erhoben.

Melinde zog ihn sanft herunter, doch die Faust blieb geballt.

»Ich habe davon gehört, was mit den Feldern und den Vorräten vieler Fürsten geschehen war. Tragisch«, sagte Sartur gespielt traurig. »Doch wer an Wardruns Thing teilnimmt, der kommt vielleicht gut durch den Winter. All jene, die der Fürst von Krähenwut für einen möglichen Verbündeten hält, sind bislang für die vollen Speicher und die guten Ernten dankbar. Doch sollten sie sich nicht entschließen, zu erscheinen ...«

»Das ist Erpressung«, sagte Rodried. »Nicht nur erpresst Ihr uns, sondern auch all unsere Schutzbefohlenen. Wieso sollte ich mich so jemandem anschließen wollen?«

»Weil es zu Eurem eigenen Besten ist«, erwiderte Sartur und stand auf. »Glaubt mir, Ihr solltet Euch anhören, was Wardrun zu sagen hat. Der Fürst schwört, Euch wird nichts geschehen, auch wenn Ihr sein Angebot am Ende ausschlagt.«

»Und schwört Ihr?«, fragte Melinde.

Sartur lächelte traurig. »Mein Wort findet bei den Göttern kein Gehör. Und wenn man nicht auf die Götter schwört, dann hat es keine Bedeutung.«

Sartur hatte ihre Antwort nicht abgewartet. Er hatte sie am Ende des Gesprächs verlassen und war daraufhin aus ihrem Fürstentum verschwunden, sagten die Grenzreiter. Sie verbrachten die nächsten Tage damit, sich auf den kommenden Winter vorzubereiten und zu diskutieren, ob sie an dem Thing teilnehmen sollten.

»Ich hielt Wardrun immer für einen Verbündeten«, sagte Rodried an einem der Abende, an denen sie sich besprachen. »Auch wenn er sich im Krieg nicht auf unsere Seite geschlagen hatte. Zumindest hatte er Hartried nicht unterstützt. Aber mit diesem Sartur eine Sache machen ...« Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, was ich davon halten soll.«

Melinde, welche sonst ein eher stilles Mädchen war, nahm lebhaft an der Diskussion teil. »Sartur hat vielen Menschen großes

Leid gebracht. Er hat die Hungertoten zu verantworten. Wir können uns nicht mit ihm verbünden! Und Wardrun zieht seinen Vorteil daraus, indem er sich die Notlage der Fürsten zunutze macht.«

»Aber ist er Hartried nicht feindlich gesinnt?«, fragte Hedda.
»Wenn ich mich recht erinnere, ist er der Sohn von Doderried, dem ersten gewählten König von Merow und Nachfolger von Cherus. Hartrieds Familie hatte seine ebenso bekämpft wie deine, und als Kind musste er schwören, keinen Anspruch auf die Herrschaft über das Land zu erheben. Vielleicht wollte er mit Sarturs Hilfe alle Hartried freundlich gestimmten Fürsten schwächen, um ihn zu stürzen.«

»Thula wurde ebenfalls angegriffen«, erwiderte Rodried. »Und sie war kein Freund des Königs.«

Hedda wusste nicht weiter, sie gab sich geschlagen. »Ihr wisst besser darüber Bescheid, wie all diese Fürsten zueinander stehen.«

Und da musste Rodried für eine Weile nachdenken. »Ich werde mit Mutter sprechen müssen.«

Nach einigen Tagen hatte Rodried den Entschluss gefasst, es auf einen Versuch ankommen zu lassen. Er glaubte nicht an eine Falle. Hedda sollte ihn begleiten, zusammen mit einem kleinen Gefolge. Noch traute er der Ruhe des Waldes und den vollen Speichern nicht, er wollte den Hof nicht vollständig unbewacht lassen.

Als Melinde das hörte, hatte sie sofort darauf bestanden, mitzukommen.

»Aber Astrin braucht dich«, warf Rodried ein.

»Sie braucht mich nicht und das weißt du.«

Rodried trat auf der Stelle. »Es könnte gefährlich werden!«

»Es war die letzten Jahre gefährlich. Zudem Hedda wird mich Hedda beschützen.«

Rodried schaute hilfeschend zu ihr. »Hedda kann nicht überall sein!«

»Ich weiß, dass ich dort sein muss«, sagte sie entschlossen.

»Hast du es gesehen?«, fragte Rodried.

»Nein, ich weiß es nur.«

Und damit gab es keine Diskussion mehr.

Kapitel 29, Simund

Simund kannte sie bereits, die untoten Horden, ihre gespenstischen Gestalten, das Geräusch der klappernden Gebeine und ihren kalten Griff. Doch für die Soldaten Mykerios' waren diese Feinde neu und erschreckend. Schlimmer noch, dort auf der Straße und dem Feld versammelten sich möglicherweise verstorbene Verwandte, Freunde und geliebte Menschen, die während ihrer Abwesenheit den Tod gefunden hatten. Und nun mussten sie ein zweites Mal sterben, durch ihre eigene Hand.

Von Tyon war es nicht weit gewesen bis nach Akleion. Sie kamen nur an einigen leeren, verlassenem Gehöften und kleineren Ansiedlungen von Häusern und Bauernhöfen vorbei. Alle wie leergefegt, ohne Spuren von Leben. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis sie endlich mit den Untoten und den Nekromanten zusammenstießen. Sie hatten nicht erwartet, dass es so bald geschehen würde.

Da standen sie, inmitten von Barrikaden. Simple Holzgerüste, die sie auf der Straße und den Feldern drumherum bis zur Küste aufgebaut hatten. Sie hatten den direktesten und schnellsten Weg von Tyon nach Akleion blockiert. Die Generäle, einschließlich Simund, schauten auf die Barrikaden und diskutierten, was der Sinn dieser Blockade war und wie sie damit umgehen sollten.

»Sie wollen Zeit gewinnen«, sagte einer der Generäle. »Die Nekromanten marschieren gerade aus Akleion ab und diese Blockade dient nur dazu, unseren Anmarsch zu verlangsamen. Das ist jedenfalls meine Theorie. Seht nur: Sie sind viele, aber wir sind in der Überzahl. Wenn wir wollten, dann könnten wir um sie herum marschieren. Eine Chance auf Sieg gibt es für sie nicht. Deswegen müssen wir darüber nachdenken, welchen strategischen Nutzen das hier für die Nekromanten hat.«

»Also sollten wir sofort angreifen«, sagte ein anderer General. »Ich stimme dieser Einschätzung zu.«

Blicke ruhten auf Daedlus und auf Simund. Von dem einen erwarteten sie eine Einschätzung, von dem Merowa seine Erfahrung im Umgang mit den Untoten. Schließlich war er einst selbst aus dem

Totenreich geflohen und hatte einen Nekromanten erschlagen. Die Geschichte hatte sich schon lange herumgesprochen.

Eines war Simund bisher unbekannt gewesen: der Gestank der verwesenden, wandelnden Leichen. Die Untoten in der Unterwelt waren Skelette gewesen, morsche und modrige Knochen. Unter den Untoten hier waren viele kürzlich Verstorbene, mit fauligem Fleisch auf den Knochen. Der Wind wehte den Geruch zu ihnen rüber und vermischte ihn mit der frischen Seeluft.

»Ich sehe jedenfalls keinen Grund, lange zu zögern«, sagte Daedlus schließlich. Er klang entschlossen, doch Simund konnte deutlich die Zweifel in seinen Augen lesen, als er den Kopf zur Barrikade wandte. »Je länger die Menschen in der Gewalt dieser Monster sind, desto schlimmer wird es. Wir sollten nur vorsichtig sein. Vielleicht lauert dort noch etwas.«

»Eine Falle?«, fragte einer der Generäle. »Ihre Barrikade hält kaum einem Windstoß stand, und dann sollen sie zu einer Falle fähig sein? Was sagt denn unser Held aus dem Norden dazu?«

Was konnte er zur Diskussion beitragen? Eigentlich wusste er so viel nicht über die wandelnden Untoten oder die Nekromanten. Doch etwas musste er schließlich sagen. »Ohne Nekromanten sind die Untoten macht- und willenlos. Jedenfalls war das so, als ich gegen sie gekämpft hatte. Und als Cherus gegen die Armee der Untoten kämpfte, da griff er die Nekromanten gezielt an und beendete ihr Dasein. Damit war es auch mit der Armee zu Ende. Die Untoten fielen in sich zusammen, ohne einen Willen, der sie antreibt.«

»Also ist ein Nekromant hier?«, fragte der General.

Simund zuckte mit den Schultern. »Dieser Hemanther könnte all das hier orchestriert haben. Ob er sie auch befehligt und ob er überhaupt hier ist, da weiß ich so viel wie wir alle hier.« Da kam Simund ein Gedanke. »Sollte er hier sein, dann ist das eine einmalige Gelegenheit. Wir könnten ihn außerhalb der Mauern Akleions finden und ausschalten. Ein großes Problem weniger, wenn wir nicht gar das Problem an sich gelöst hätten. Sollte er nicht hier sein, dann dürften wir kein komplexes Verhalten von den Untoten erwarten. Vielleicht sollen sie nur die Barrikade bewachen. Und wenn wir drumherumgehen, dann folgen sie uns nicht.«

Darüber dachten die Generäle eine Weile nach.

»Wenn wir die Barrikade umgehen«, sagte schließlich einer, »dann verlieren wir wertvolle Zeit. Das Gelände außerhalb der Straße und um die Barrikade herum ist unwegsam, die Wagen kommen nur schwer voran.«

Da warf Daedlus ein: »Die Barrikaden müssen wir ebenfalls entfernen, damit die Armee ungehindert durchmarschieren kann. Einschließlich der Wagen. Damit wären wir eine Weile beschäftigt und wir müssten Tote in Kauf nehmen. So unbeholfen diese Untoten auch sind, Verluste lassen sich nicht ausschließen.«

»Ich will keine Untoten im Rücken haben«, sagte einer der Generäle und schaute mit Abscheu zur Barrikade rüber. »Außerdem sind das die Verbliebenen unserer Soldaten. Vor allem die Männer aus Akleion wollen ihre Eltern, Großeltern, Geschwister und Freunde lieber anständig bestatten, als sie hier diese Straße bewachen zu sehen.«

»Ich fürchte, die Begräbnisse müssen warten«, erwiderte Daedlus.

Simund hob die Hand, um auf sich aufmerksam zu machen. »Die Untoten werden nicht so schnell sein, dass sie uns in den Rücken fallen können. Jedenfalls nicht während des Marsches.«

»Mir gefällt das trotzdem nicht«, sagte derselbe General.

Daedlus atmete hörbar aus. »In dieser Sache gibt es keine leichte Entscheidung. Wir können aber etwas machen, um unseren Marsch an ihnen vorbei zu beschleunigen: Wir lassen die Wagen hier. Wir nehmen nur das mit, was wir für die Strecke benötigen. Den Rest können wir später wieder einsammeln. Ach, sollen es sich die Räuber und Flüchtlinge holen. Nichts ist im Moment wichtiger, als Akleion zurückzuerobern und die Nekromanten sowie Paraxus zur Strecke zu bringen.«

Dieser Vorschlag traf nicht auf viel Zuspruch, doch nach und nach sahen es die Generäle ein. Es war die vernünftigste Vorgehensweise. Sie gaben den Befehl an die Kommandeure der Truppen weiter, zu denen auch Piasus zählte. Simund sagte es ihm persönlich.

»Mein Zelt«, sagte der. »Ich habe es aus eigener Tasche bezahlt. Und die Ausstattung. Die Stühle, Hocker, der Tisch und die Teppiche.«

Er war tatsächlich niedergeschlagen.

Die Nachricht sorgte für Unbehagen bei den Soldaten. Simunds Aufgabe war es, ihnen Mut zu machen, indem er das Verhalten der Untoten zusammen mit einigen Spähern prüfte. Zu Pferde begaben sie sich bis nah an die Palisaden heran und beobachteten ihre Reaktion. Außerdem begutachteten sie die Qualität der hölzernen Absperrung und die Ausrüstung sowie den Zustand der nach Verwesung und Erde riechenden Truppen.

Die Absperrung war dürftig und amateurhaft errichtet. Es wäre nicht schwierig für ihre Armee, hier durchzubrechen, wenn auch mit Verlusten. Die Truppen selbst, wenn man sie überhaupt so nennen wollte, waren ein bunter Haufen. Viele von ihnen waren offensichtlich einfache Bürger gewesen, die sich ihnen mit ihren blanken Körpern, Händen und Zähnen entgegenstellen würden. Eine nicht geringe Zahl war jedoch bewaffnet, mit Kurzschwertern, Speeren und Schilden. Einige wenige waren gerüstet. Ihre Formation war lose, sie wirkten eher wie aufgestellt und darauf wartend, abgeholt zu werden.

Noch wichtiger: Sie blieben ruhig. Keiner von ihnen regte sich, als Simund, Barysus und die anderen Späher nahe herangeritten kamen. Er hatte bereits seine Keule gezogen und war bereit, zuzuschlagen. Doch zumindest für diesen Moment war das nicht notwendig. Stattdessen starrten sie schlicht ins Leere, mit offenen Mündern, glasigen Augen und schlaff herabhängenden Armen.

Was sie jedoch hier, aus direkter Nähe und auf dem Pferderücken bemerkten, war ihre Masse: Hinter der Barrikade erstreckten sich ihre untoten Horden bis weit die Straße entlang.

»Was schließen wir daraus?«, fragte Barysus. Der Reiter, den Simund kennengelernt hatte, als er zum Anführer der Späher ernannt wurde, rümpfte die Nase und wandte den Kopf ab. »Sie stinken, sind aber nicht gefährlich. Wir haben uns zu viele Sorgen gemacht.«

»Der Nekromant könnte sich zwischen ihnen verstecken«, sagte Simund. Er hatte noch immer die Befehlsgewalt, also wies er die Reiter an, die Barrikade auf und ab zu reiten. Mit wachsamen Augen suchte er zwischen ihren Reihen nach einer Gestalt, die lebhafter war als sie. Und einen mächtigen Stab besaß.

Doch sie fanden niemanden, während sich die Untoten weiterhin ruhig verhielten.

»Damit ist es beschlossene Sache«, sagte Barysus und die Reiter stimmten ihm zu. »Die Generäle werden schon mitbekommen haben, dass sich hier nichts tut. Kehren wir zurück.«

Simund hatte darauf nichts zu erwidern. Sie ritten zurück, woraufhin die Generäle die Befehle zum Abmarsch gaben.

Die Generäle versicherten den Soldaten, dass sie bald in Tyon ankommen würden, und dass sie keine Angst zu haben brauchten. So begannen sie den zügigen, doch organisierten Marsch um die Barrikade herum. Sie verließen die Straße und betraten den nahen Wald. Die linke Flanke ihres Zuges zog dabei an den Untoten vorbei, die Waffen bereits gezogen und sie dabei genau im Auge behaltend. Piasus gehörte zu den Kommandanten, die sich um die Verteidigung ihrer linken Flanke kümmerten. Für den Fall, dass die Untoten doch noch angreifen sollten. Simunds Aufgabe war es, mit seinen Spähern die rechte Flanke abzusichern und mögliche Angriffe aus dem Wald zu melden.

»Eines musste man Paraxus lassen«, sagte Barysus, der an Simunds Seite ritt, »er war ein starker Kämpfer und ein guter Feldherr. So verachtenswert er als Person auch war, das Kriegshandwerk verstand er.«

»Worauf willst du hinaus?«

Barysus deutete mit der ausgestreckten Hand in den Wald. »Ich bin zwar kein General, doch wäre ich besorgt um unsere Flanke.«

Er hatte recht. Ein ungutes Gefühl machte sich in ihm breit. Der Wald war hier nicht so dunkel und dicht wie in seiner Heimat Merow, doch nun sahen die Schatten der Bäume für ihn finsterner aus, die Büsche verbargen allerhand Gefahren und unergründlich schienen seine Weiten. Sein geübtes Späher-Auge hielt beständig Ausschau und drang konzentriert durch den herbstlichen Forst.

»Simund?«, fragte Barysus. »Stimmt etwas nicht?«

»Wir reiten voraus«, sagte Simund und winkte ein paar Späher zu sich.

Gemeinsam ritten sie weiter in den Wald hinein. Hinter sich hörten sie die Schritte der Soldaten, die bronzenen Helme und Panzer

schimmerten in der untergehenden Sonne von fern zu ihnen. Der Abend brach heran, Nebel stieg herauf.

»Ist das normal?«, fragte Simund an Barysus gewandt. »Nebel zu Herbstanfang?«

Barysus schaute ihn für einen Moment unschlüssig an, doch bemächtigte sich etwas hinter Simund seiner Aufmerksamkeit. Er drehte sich um und erkannte in der Ferne eine Bewegung. Gleich mehrere Körper drangen durch die Büsche.

Simund befahl leise: »Halt!«, und der Befehl wurde von einem Späher zum anderen weitergetragen. Er zog seine Keule, den Schild behielt er noch am Sattel.

»Was sollen wir tun?«, fragte Barysus.

»Ich will wenigstens sehen, womit wir es zu tun haben«, antwortete Simund. »Sonst schlagen wir noch Alarm wegen ein paar Strauchdieben oder Wölfen. Haltet euch bereit. Wir reiten schleunigst zurück, sobald ich den Befehl gebe.«

Das Rascheln der Büsche und die Bewegungen kamen näher. Gestalten huschten von einem Baum zum anderen. Der Nebel wurde immer dichter und machte es ihm unmöglich, die Laurer zu erkennen. Es waren eindeutig zu viele für vereinzelt streunende Tiere. Vielleicht ein Wolfsrudel? Nein, Simund glaubte, menschliche Umrise zu erkennen.

Seine Instinkte schrien auf und es schienen immer mehr zu werden. Es kümmerte ihn nicht mehr, den Feind identifizieren zu können, es war eindeutig ein Angriff. Als er den Befehl geben wollte, hörten sie plötzlich die Kommandanten und Generäle durcheinander rufen und schreien. Der Marsch war unterbrochen, Unruhe ergriff die Armee.

»Wir werden angegriffen?«, fragte Barysus und drehte sich um.

Auch Simund hatte sich umgedreht und zur Armee geschaut. Nur einen kurzen Augenblick, einen Wimpernschlag später, bereute er es schon. Plötzlich schrie eines ihrer Pferde auf, dann sein Reiter. Etwas zog ihn in die Büsche hinab.

»Rückzug!«, rief Simund.

War es schon zu spät?

Kapitel 30, Simund

In den Kämpfen in der Unterwelt hatte Simund nie solch geübte und geschickte Skelette gesehen. Geschwind brachen sie durch die Büsche und griffen mit kurzen Speeren und kleinen Rundschilden die Reiter an. Dabei stießen sie gezielt mit ungeahnter Schnelligkeit zu. Die Pferde schreckten vor dem Anblick zurück, die Reiter bekamen sie kaum unter Kontrolle. Bei einem brach das Pferd durch und galoppierte in die Richtung, aus der die Skelette kamen. Als es im dichter werdenden Nebel verschwand, hörten sie nur noch das panische Wiehern des Tieres und die Hilfeschreie des Spähers, dann war es mit ihm vorbei. Andere Reiter hatten mehr Glück, ihre Pferde brachen in die andere Richtung aus, zurück zur Armee.

Simund hoffte, sie würden schnell genug Hilfe herbeischaffen können. Auch sein Pferd war schwer zu kontrollieren, es wieherte, bockte, trat nach allen Seiten aus und ließ sich weder dorthin noch dahin lenken. Schnell hatte er seinen Schild um den Arm geschnallt und wehrte damit einen Speerstoß ab. Die Spitze traf wirkungslos auf die von Zwergenhand geschaffene Trutzwaffe. Simund lenkte sein Pferd mit dem Druck seiner Oberschenkel, um mit der Keule nach dem Skelett zu schlagen, doch es blieb störrisch.

So hatte er einen Augenblick, die Kreatur genauer in Augenschein zu nehmen: Das Skelett trug ein silbrig schimmerndes und fein gearbeitetes Kettenhemd. Die bronzene Speerspitze verfügte ebenfalls über ein eigentümliches Funkeln, das Simund nur zu bekannt vorkam. Er hatte es bei von Zwergen geschmiedeten Waffen gesehen. Der Bronzehelm mit Nasenschutz und Wangenklappen sah ebenfalls fest und sicher aus. Darunter drang eine unheimliche Bosheit aus der Schwärze seiner leeren Augenhöhlen, umrandet von einem kahlen, hautlosen Schädel. Blanke Knochenarme hieben gekonnt nach ihm; Simund spürte die Kraft deutlich durch den Schild, im Arm und in der Schulter. Sein Pferd indessen tänzelte herum und stieß ein weiteres, verängstigtes Wiehern aus, welches sich in die Kriegssymphonie aus Schreckensrufen, Kampfplärm und dem Geräusch von Metall, wie es Metall und Holz traf, mischte.

Ein anderes Skelett kam auf ihn zu: Lautlos, ohne Kampfschrei

oder angestregtes Ächzen, stieß es seinen Speer nach Simunds Oberschenkel. Der allerdings parierte den Angriff mit seiner Keule. Die Speerspitze riss eine Wunde am Hals des Pferdes, wodurch es noch schwieriger zu kontrollieren war.

Simund lehnte sich weit herunter, um dem Skelett einen Treffer auf den Schädel zu verpassen. Cherus' Keule, die er einst Schildbrecher genannt hatte, traf mit Wucht und gezielt. Sie vermochte dem Helm dennoch keine Beule zu schlagen. Bei einem normalen Menschen hätte der Treffer ihn zumindest benommen gemacht oder das Bewusstsein geraubt. Beim Skelett war nur ein lautes Knacken die Folge. Es wich einen Moment zurück und griff ihn daraufhin erneut an.

War seine göttliche Waffe tatsächlich machtlos gegen die Schmiedekunst der Zwerge? Die so einfach aussehende Keule schlug sonst mit so viel durchbrechender Kraft zu.

Während er einen weiteren Speerstoß mit der Keule parierte, spürte er, wie spitzes Metall seinen Oberschenkel traf und tief eindrang. Das andere Skelett hatte die Gelegenheit genutzt und an seinem Schild vorbei einen Treffer gelandet. Mit zusammengebissenen Zähnen drehte sich Simund zu ihm herum. In dem Moment tat es ihm sein Pferd gleich: Der massige Körper stieß gegen das Skelett und warf es zu Boden. Als hätte heiliger Zorn das Tier ergriffen, gab es dem Skelett keine Gelegenheit, sich aufzurichten. Stattdessen bäumte es sich auf und schmetterte ihm seine Hufe auf die fleischlose Brust. Simund hätte es beinahe vom Pferderücken geworfen, doch seine als Grenzreiter geschulten Instinkte halfen ihm, fest im Sattel sitzenzubleiben.

Das von Zwergenhand geschmiedete Kettenhemd hielt, doch nicht das, was sich darunter befand: Die Knochen knackten, barsten und brachen unter dem Gewicht, als das Pferd wie ein Berserker darauf trampelte. Simund versuchte gar nicht mehr, es unter Kontrolle zu halten, verrichtete es doch ein besseres Werk als er.

Der andere Untote ließ sich davon nicht beirren, noch betrauerte er das Schicksal seines knochigen Kameraden. Er griff wieder Simund an, der den Speer mit der Cherus-Keule abwehrte.

Bis ein Pferderumpf das Skelett rammte und es unter sich begrub. Der Reiter drehte einen Kreis und ritt mehrmals um Simund herum,

dann hielt er neben ihm.

»Das wäre nicht das erste Mal«, sagte Barysus mit einem Lächeln, »dass ich den Sohn eines Gottes gerettet hatte.«

»Ich werde es dir vergelten«, sagte Simund.

Er bekam eine Verschnaufpause. Auch sein Reittier hatte sein Werk vollendet und die Knochen zu einem gebrochenen Haufen zertrampelt. Simund blickte sich um und sah einige herrenlose oder zu Boden liegende Pferde, Späher, die am Leben waren, doch nicht recht wussten, was gerade geschehen war, und einen Trupp von schwerbewaffneten Fußsoldaten, die hinter ihnen zur Hilfe eilten.

»Wir haben es geschafft und sind gerade so davongekommen.« Barysus' Lächeln erstarb. »Das würden viele in dieser Situation denken. Ich allerdings nicht. Folge mir.«

Er drehte sein Pferd herum und wollte zu den Soldaten reiten.

»Nicht ohne die anderen Späher!«, rief Simund ihm hinterher. Er hob seine Keule in die Luft. »Sammelt euch bei mir!«

Reiter und jene ohne Pferd eilten zu ihm, Verwundete und Unversehrte, solche mit einem kampfbereiten Ausdruck und solche, denen der Schrecken ins Gesicht geschrieben stand. Währenddessen wollte Simund nach einem weiteren Angriff Ausschau halten, doch der immer dichter werdende Nebel versperrte ihm die Sicht. Er glaubte, ein Rascheln in den Büschen zu hören, das entfernt aus dem Wald zu ihm drang. Zogen sie sich tatsächlich zurück? Simund wollte es nicht glauben.

Der Nebel lichtete sich vor ihm, eine Gestalt tauchte darin auf. Ein Reiter, breit gebaut, mit einem massigen Körperbau, mit einem ebenso breiten Schild und einem kurzen Speer. Oder war es ein Stab? Er trug einen gehörnten Helm, der Simund bekannt vorkam.

»Paraxus«, sagte er zu sich selbst.

Es war ein Helm, wie ihn Paraxus getragen hatte. Auch die Statur passte zu dem einstigen Tyrannen von Tyon.

Die Späher um ihn herum wiederholten den Namen. Sie fragten Simund etwas, doch ihre Worte drangen nicht mehr zu ihm. All sein Sinnen war nun auf Paraxus gerichtet, auf diesen Schemen im Nebel, der ihm zu sehr glich. Seine Keule fühlte sich plötzlich richtig an in seiner Hand, er verspürte Lust, damit einen Schädel einzuschlagen. Und damit etwas zu vollenden, was er vor langer Zeit hätte vollenden

sollen. Sein Pferd war wieder unter seiner Kontrolle oder ritt es gar von allein? Schon war es in Bewegung und trabte auf die Gestalt im Nebel zu, dann wurde aus dem Trab ein Galopp. Simund hielt die Zügel nicht, stattdessen machte er sich mit Schild und Keule bereit, einen alles entscheidenden Angriff auszuführen. Alle Vernunft war wie weggeblasen; der Simund, der sich gerade noch um die anderen Späher gesorgt hatte, den gab es nicht mehr. Stattdessen war ein anderer Simund an seine Stelle getreten, der nach Kampf und Blut aus war, nach einer Entscheidung und nach dem Gefühl, etwas unter dem eigenen Hieb brechen zu fühlen. Sein Sichtfeld verengte sich auf die Gestalt, die Rufe hinter ihm wirkten wie aus einer anderen Welt, die Welt um ihn herum existierte schon nicht mehr. Sein Blut kochte und sein Geist verfluchte seinen Namen mit jedem Herzschlag.

Simund konnte das selbstgefällige Grinsen unter dem Helm erkennen. Die Fratze gehörte Paraxus, da war er sich sicher. Er holte mit der Keule aus und schwang sie in der Luft, während sein Pferd auf ihn zustürmte. Paraxus hob den Stab, schützte sich mit dem breiten Schild und wartete auf den Aufprall.

Wenn das der Stab eines Nekromanten war, dann konnte Simund hier und jetzt alles beenden. Paraxus erschlagen, den Stab an sich reißen und die Untotenplage in den Goldsee-Städten stoppen. Sein ganzer Wille brannte darauf, diese Tat zu vollbringen.

Damit war Simund in die Falle getappt. Speere drangen von allen Seiten auf sein Pferd ein und fügten ihm furchtbare Wunden zu. Es stieß ein gepeinigtes Wiehern aus, torkelte für einen Moment und stürzte dann mit dem Kopf vornüber zu Boden.

Simund ließ sich fallen, rollte sich ab und sprang auf die Füße. Sogleich sah er sich von mehr Skelett-Kriegern umringt, als er zählen konnte. Und dahinter Paraxus auf dem Pferd.

»Schön, dich wiederzusehen«, sagte Paraxus. »Ich habe einiges erlebt, seit unserer letzten Begegnung. Und vieles gelernt.«

»Wir haben nur keine Zeit zum Plaudern«, sagte Simund. »Ich muss nach Akleion und was Wichtiges erledigen.«

Paraxus beugte sich auf dem Pferd vor. »Ah, deine Geliebte retten? Kadeira, nicht wahr?«

Eine Wallung an Zorn stieg in Simund auf, ihren Namen aus seinem Munde zu hören. »Wenn du ihr etwas angetan hast, dann

werde ich dich zerschmettern. So sehr, dass von dir nichts mehr übrig bleibt, um es den Göttern zu schicken.«

»Keine Sorge«, sagte Paraxus. »Ich weiß meine Geiseln gut zu behandeln. Lebend sind sie nützlicher. Bis dahin, lass uns etwas Spaß haben.«

Der einstige Tyrann von Tyon hob den Stab und die Skelette gingen zum Angriff über.

Simund parierte einen Stoß zu seiner Linken mit dem Schild und sprang sofort in dieselbe Richtung. Seinen Keulenhieb wehrte das Skelett mit seinem eigenen Schild ab, doch der Treffer erfolgte mit solcher Wucht, dass Unterarm- und Oberarmknochen sich trennten und nur noch ein Stummel übrigblieb. Simund setzte augenblicklich mit einem von unten geführten Hieb auf den Kiefer nach, wo der Helm ihn nicht schützte, und sandte Teile des Schädels in verschiedene Richtungen.

Simund agierte nur noch auf der Basis von Instinkten. Diese rieten ihm, sich umzudrehen und den Schild nahe am Körper zu halten. Eine Speerspitze prallte wirkungslos daran ab, zwei weitere Angriffe gingen neben ihn ins Leere. Er schlug die Speere mit seiner Keule beiseite, machte einen Satz nach vorne, rammte sie mit dem Schild um und kam auf der anderen Seite zum Vorschein. Damit war er Paraxus näher. Sein eigentliches Ziel hatte er nicht vergessen und er würde sich nicht von diesen leblosen Knochen aufhalten lassen.

Paraxus saß seelenruhig auf seinem Pferd. Ein Wink mit seinem Stab genügte und weitere Skelett-Krieger formierten sich um ihn herum. Sie bildeten einen Speerwall, anstatt Simund direkt anzugreifen.

»Du bist verwundet«, sagte der Tyrann.

»Das sehe ich nachher«, antwortete Simund. Noch spürte er keinen Schmerz.

Etwas hinter ihm bemächtigte sich Paraxus' Aufmerksamkeit. »Sieht so aus, als sollte ich verschwinden. Wir begegnen uns wieder.«

Damit drehte er sein Pferd herum und die Skelett-Krieger deckten seinen Rückzug.

Simund hörte Rufe und schwere Schritte hinter ihm; die Verstärkung war eingetroffen. Er hätte es dabei belassen können, doch die Wut hatte nicht aufgehört, in Simund zu kochen.

Er setzte den Skelett-Kriegern nach, die mehr auf ihren Rückzug bedacht waren, als ihn direkt zu bekämpfen. Seine eigene Verteidigung vernachlässigend, hieb und schlug Simund in alle Richtungen. Er vernahm nur noch das Knacken und Brechen von Knochen unter seinen gewaltigen Schlägen. Zwergengeschmiedete Panzerungen hin oder her, die Wucht drang hinter die Ketten und zertrümmerte Jochbein, Rippen, Hälse, Arme und Beine.

Fern hörte er Paraxus lachen. Die Gestalt drohte, im Nebel des Waldes zu verschwinden. Simund ließ seine Keule fallen, griff nach einem Speer und zielte. Er machte einen Satz nach vorne und die Waffe flog. Ein gut gezielter Wurf, der Speer traf Paraxus in den Rücken.

Der Tyrann lachte noch immer. Weder ein Schmerzensschrei war von ihm zu hören, noch wankte er getroffen auf seinem Pferd. Simund sah nur, wie er im Nebel verschwand und mit ihm die letzten Skelett-Krieger.

Inmitten von Knochentrümmern und den Überresten seiner Gegner ging Simund auf die Knie. Erst dort merkte er den Treffer in der Schulter, wie ihm das Blut über den Rücken lief und die Kleidung daran klebte. Er war erschöpft und enttäuscht über sich und darüber, wie die erste Begegnung seit Paraxus' Verbannung abgelaufen war. Als wäre all das geplant gewesen und als hätte es nie etwas gegeben, was Simund hätte tun können.

»Simund!«, hörte er hinter sich eine wohlbekannte Stimme. Es war Piasus, der mit seinen Truppen angekommen war.

Kapitel 31, Simund

Simund war nicht nur oberhalb der Schulter verletzt, er hatte an verschiedenen Stellen des Körpers, vor allem an den Oberschenkeln, kleinere Stiche und Schnitzer abbekommen. Die Rüstung aus Leinen schützte vor allem seinen Oberkörper und sie war von guter Qualität, konnte allerdings den Durchstoß der zwergengeschmiedeten Speere nur abmildern, nicht aufhalten. Dennoch waren es oberflächliche Verletzungen, die sich Simund gerade zusammenflicken ließ. Nachdem Paraxus verschwunden war, hatte der Angriff der Untoten plötzlich aufgehört, was die Soldaten von Mykerios nicht aufgehalten hatte, gut die Hälfte von ihnen niederzustrecken, nachdem der erste Schock überwunden war. Simund ließ sich noch vor Ort die Wunde oberhalb der Schulter zusammennähen, während die Armee sich zum Weitermarsch bereitmachte.

»Gerade noch gutgegangen«, sagte Piasus und untersuchte den Kampfplatz. Die Soldaten, mit denen er zur Hilfe geeilt war, bewachten währenddessen den Wald. Langsam hatte sich der Nebel zurückgezogen, als wäre er mit Paraxus gekommen. Er nahm einen der Speere auf und untersuchte die Spitze. »Barutz!«, rief er und wartete auf den Zwerg. Dann sprach er weiter mit Simund. »Du warst viel zu leichtsinnig. Tut mir leid, mein Lieber, aber der alte Piasus muss dich maßregeln. Das war nicht klug. Wir wollen doch nicht, dass Paraxus' Pläne aufgehen, oder?«

Simund bewegte den Arm. Die Wunde schmerzte, doch hinderte sie ihn nicht, die Waffe zu führen oder zu reiten. »Es gab eine Chance und ich ergriff sie. Im Nachhinein ist man immer schlauer.«

Piasus schüttelte den Kopf.

Sie hörten Barutz heranstampfen. Der Zwerg beeilte sich und war außer Atem, als er mit der Armbrust im Anschlag erschien und erst einmal über das staunte, was Simund hier angerichtet hatte. Die Sonne war bereits untergegangen, in der Dämmerung leuchteten seine Augen schwach grau.

»Die kenne ich!«, rief Barutz aus und nahm sofort einen der Speere auf, um das Metall genauer zu untersuchen. Dann ließ er die Waffe fallen und befasste einen der Ringpanzer. »Solche hatte Tiuz

hergestellt. Ich sah sie in seiner Werkstatt.«

Piasus grinste dreckig. »Und dabei hatte Simund der Stadt Tyon versprochen, es gäbe keine Plünderungen.«

Simund hatte keine Lust, darauf einzugehen.

»Es waren keine Plünderungen«, antwortete Barutz für ihn. »Er hatte danach gefragt und die Hälfte gehörte ihm. Den Rest durften die Tyoner behalten. Ich schätze, Paraxus hatte seine einstige Waffenkammer geplündert, um seine Untoten auszustatten.«

»Was spielt es für eine Rolle?«, fragte Simund und schwang die Keule in der Luft. »Man besiegt sie auf dieselbe Weise wie sonst.«

»Nun, es ist dennoch schwieriger«, antwortete Barutz und blickte hinter sich zur Armee. »Können wir weiter? Ich will die Nacht nicht im Wald verbringen und die Armee beginnt bald mit dem Marsch. Wir sollten das hier aber mitnehmen.«

»Kannst du für mich ein Kettenhemd aussuchen?«, fragte ihn Simund. »Eines, das noch nicht zu sehr lädiert ist. Und es vielleicht reparieren? Ich will es tragen.«

Barutz nickte. »Dann habe ich wenigstens etwas zu tun. Aus irgendeinem Grund muss ich ja mitgekommen sein.«

Was war Barutz' Grund gewesen, sie zu begleiten? Simund hatte nach dem Angriff allerhand zum Nachdenken: Wieso hatten sich die Untoten plötzlich auf sie gestürzt? War das auch Teil von Paraxus' Plan gewesen? Und was hatte der Tyrann damit bewerkstelligen wollen? Wollte er Simund tatsächlich in eine Falle locken und anschließend umbringen oder war das nur ein Test? Wie ging es Kadeira und der Familie von Daedlus?

Als sie später das Lager aufschlugen, war Simund zum Zelt des Heerführers und Ersten von Akleion gegangen und hatte ihm von dem Vorfall berichtet, noch eher er nach ihm schicken konnte. Dabei erzählte er ihm auch, was Paraxus ihm bezüglich seiner Tochter gesagt hatte. Daedlus versank in ein nachdenkliches, finsternes Schweigen, dankte anschließend Simund und bat ihn, in Zukunft vorsichtiger zu sein. Etwas in ihm war es satt, das zu hören; beim nächsten Zusammentreffen war Paraxus tot, das schwor er sich.

Mit zwei Bechern Wein in den Händen suchte Simund Barutz' Zelt. Er fand ihn davor, wie er auf dem blanken Boden saß, während

vor ihm ein schwaches Feuer glomm. Seine grauen Augen funkelten nun intensiver. Es war kein punktuell, helles Leuchten wie ein Stern am Himmel, sondern ein fahles, mattes Leuchten wie durch einen Schleier. Eine Hand führte die Nietzange, die andere hielt die kleine Kette in der Hand, welche das feinmaschige Netz des Kettenhemdes bildete. Dabei kniff Barutz ein Auge zusammen und arbeitete mit äußerster Konzentration.

Simund wollte ihn nicht stören, er setzte sich einfach daneben. Es war an Barutz, das Wort an ihn zu wenden.

»Ich schätze, einer davon ist für mich?«

Er legte die Zange beiseite und nahm den Krug an. Gemeinsam tranken sie einen Schluck.

»Ich sollte noch heute Abend fertig werden«, sagte der Zwerg schließlich und griff wieder zur Zange. »Dieses Hemd hier hat kaum was abbekommen, der Schlag auf den Schädel hatte genügt. Doch eine einzelne Kette reicht aus, ein schwaches Glied, und die Klinge findet ihren Weg zum Herz oder zur Lunge. Wenn einem das Schicksal nicht hold ist, dann kann man nichts machen. Aber man muss es nicht herausfordern.«

»Wir Merowa sehen das nicht anders.« Er musste an Melinde denken und wie sehr sie mit dem Schicksal verwoben war. »Ich habe von dir gefordert, das Kettenhemd zu reparieren. Dabei hätte ich dich bitten müssen. Du bist nicht mein Diener. So lass uns zumindest etwas trinken.«

Barutz stieß mit ihm an. »Kein Problem. Und ich habe nicht gelogen, dass ich lieber etwas zu tun habe. Den ganzen Tag im Wagen sitzen und sich vor der Sonne verstecken und abends sich nur volllaufen zu lassen, bis die Nacht einen holt – na, ich muss ehrlich sagen, ich bin froh, wenn wir endlich angekommen sind! Auch wenn das mehr Untote bedeutet. Aber das Marschieren ist nichts für mich. So ein paar Heldentaten erleben, das aber, das gefällt mir. Trotz der Gefahren und all dem.«

»Bist du deswegen mit uns gekommen?«, fragte Simund. »Wir hatten auf dem Marsch nicht viel miteinander geredet. Das fällt mir erst jetzt ein, als wir fast vor Akleion stehen. Wieso bist du mit uns gekommen?«

Barutz hörte mit der Arbeit auf und blickte ins Leere. Das

Leuchten seiner Augen wirkte noch fahler, als ob sich ein dichter Schleier davorlegen würde. Zange und Ringe ruhten in seinen Händen, nur der Mund sprach einige Worte in seiner eigenen, Simund gänzlich unverständlichen zwergischen Sprache. Mit wem hielt er ein Zwiegespräch?

Dann fuhren seine Hände mit der Arbeit fort und das Leuchten gewann wieder an Intensität. »Lass mich dir einiges sagen: Ich kann das Marschieren, Reiten und Wagenfahren nicht leiden; ich mag die Sonne nicht und ebenso nicht den Wind, vor allem, wenn es richtig bläst; Schnee und Regen sind noch schlimmer; ich habe mich an steinerne Häuser gewöhnt, doch es ist immer noch schwierig, mich mit meinen Zwergensinnen in ihnen zu orientieren; ich bin es leid, von Menschen umgeben zu sein, die so viel größer sind als ich; eure Stimmen sind laut und eure Manieren lassen zuweilen zu wünschen übrig; und überall ist Tod und Krieg, aber zugegebenermaßen sind das Krisenzeiten; und wenn ich darüber nachdenke, fällt mir bestimmt noch viel mehr ein, über das es sich zu beschweren lohnt. Aber es gibt doch vieles, das ich mag.«

Er nahm einen langen Schluck, Simund tat es ihm gleich.

»Den Wein, zum Beispiel. Auch wenn mir das Bier und der Met der Merowa besser gefallen haben. Eure Speisen und Tränke im Allgemeinen, so etwas bekommen wir in unseren Zwergenbauten nicht häufig und mein Meister«, dabei beugte er sich verschwörerisch vor, als fürchtete er, jemand würde ihr Gespräch belauschen, »der Sonderling trank nur klares Wasser.«

Barutz kicherte, Simund stimmte mit ein und sie tranken ihre Becher leer. »Und ich kann euch gut leiden, dich, Piasus, Hedda, Melinde und Rodried. Wäre schön, wenn sie hier wären. Zumindest müssen sie dort, wo sie jetzt gerade sind, sich nicht mein sentimentales Gebrabbel anhören.«

»Es stört mich nicht«, sagte Simund.

»Das hoffe ich doch! Und behalte das besser für dich. Ich verlange nicht, dass du irgendetwas schwörst. Das ist bei euch Menschen sowieso so eine Sache ... Nein, ich werde nicht wieder anfangen!«

»Das kann aber noch nicht alles sein. Du stürzt dich doch nicht ins Abenteuer, nur weil du uns liebgewonnen hast?«

»Oh nein!« Plötzlich war das Funkeln in seinen Augen greller und

konzentrierter. Nur für einen kurzen Moment, als wallte etwas in Barutz auf. »Es ist das Abenteuer an sich! Die Möglichkeit, an etwas Großem teilzuhaben, das eigene Leben aufs Spiel zu setzen und doch siegreich davonzukommen! Um an Narben, Erfahrungen, Reichtümern, Feinden und Freunden reicher zu sein! Ob du es glaubst oder nicht, wir Zwerge haben auch unsere Erzählungen über solche Helden, aber es gibt nicht viele Gelegenheiten, selber zu einem zu werden.«

»Willst du mir ein paar davon erzählen?«, fragte Simund aufrichtig interessiert.

Barutz winkte ab. »Ein anderes Mal. Ich muss mich hierauf konzentrieren.«

»Ich werde auf jeden Fall dafür sorgen, dass dein Name zusammen mit den unseren genannt wird, sollten sich die Menschen jemals von uns Geschichten erzählen.«

Simund verbrachte den Rest der Nacht schweigend neben seinem zwergischen Freund, bis er in sein Zelt zurückkehrte.

Kapitel 32, Hedda

Die Vorbereitungen zur Abreise verliefen schleppend. Niemand war besonders erfreut darüber, das Fürstentum wieder verlassen zu müssen. Vor allem nicht in Anbetracht der Gefahr, in der sich das Land und seine Menschen befanden. Dabei spielte es keine Rolle, dass Sartur ihnen versichert hatte, ihnen würde nichts geschehen, solange sie das Angebot annähmen. Jeder fürchtete sich im Wald. Die Jäger gingen nur so selten wie möglich auf die Jagd, die Pilze wuchsen ungepflückt auf dem moosigen Boden, die Bauern gingen nur hinaus, um sich um den Acker und das Vieh zu kümmern. Und ein jeder berichtete von eigenartigen Sichtungen, von sich bewegenden Schatten, von Tieren, die sich anders verhielten als gewohnt. Und von einem schleichenden Geist, der nachts um den Fürstenhof streifte. Die Wachen wollten ihn gesehen haben; er erschien in Astrins Träumen, sagte sie, und Melinde traute sich nicht aus dem Haus, wenn es dunkel war.

Hedda konnte sich das nicht mehr anhören. Sie hatte auf hoher See Ungeheuer gejagt. War hinabgetaucht, um eine Seeschlange zu erschlagen. Eines Tages gab sie bekannt, zusammen mit den Wachen auf den Palisaden und am Tor zu stehen. Das gab ihnen Mut und Zuversicht. Hedda genoss die kühle Herbstluft und die Ruhe der Nacht, doch hatte sie dabei viel Zeit, ihren Gedanken und Sorgen nachzuhängen. Das Wehen des Windes, wie es die Kronen der Bäume bewegte und Blätter zum Rascheln brachte, erinnerte sie an das Fließen des Meeres, die sich aufbäumenden und herabstürzenden Wellen. Sie verspürte nur mehr Heimweh, die doch kein Heim kannte, denn die Brega waren ein fahrendes, ständig in Bewegung befindliches Volk. Ihre angestammte Welt war die hohe See, das ewige Blau unter und über einem, mit den Füßen auf dem feuchten Deck und dem Salzwasser auf der Zunge.

»Nächstes Jahr«, sagte sie sich. »Nur noch einen Winter.«

War dann tatsächlich alles vorbei? Nie würde sie Melinde und Simund verlassen, wenn die Gefahr nicht gebannt war. Aber Simund war bereits in den Süden gereist und musste nun seine eigenen Kämpfe austragen. Wie er sich wohl schlug? Lebte er überhaupt

noch? So düster waren ihre Gedanken, sie zog sogar den Tod ihres jüngsten Halbbruders in Betracht. Es gab schließlich keine Garantie und wer konnte schon sagen, was die Götter und das Schicksal mit ihm für ein Spiel trieben.

»Die Götter wollen nur spielen.« Das hatte Cherus einst gesagt, bevor er seinen Götternamen annahm und in den Himmel aufstieg. Noch bevor er sich wieder nach Merow begeben hatte, um die Mutter von Simund und Melinde zu heiraten und die beiden jüngsten seiner Kinder zu zeugen. Eine der wenigen Erinnerungen, die sie noch an ihn hatte.

Er hatte diese Worte tatsächlich gesagt, während er mit ihr spielte. Selbst die Götter wollten nur spielen. Spielen ist so natürlich, so menschlich. Ein Zeitvertreib, dem sich jeder gerne hingab. Aber für die Götter, die keinen Tod fürchteten, für sie war alles Spiel. Was sonst sollten sie tun? Gab es für sie eine andere, noch größere Macht, die sie fürchten mussten?

Leider oder den Göttern sei Dank: Ein Dämon zeigte sich in der Nacht nicht, um sie von ihren Gedanken abzulenken.

Astrin hatte Tränen in den Augen, als sie sich von ihrem Sohn und von Melinde verabschiedete. Keine Frage, die Fürstenwitwe hatte das Mädchen liebgewonnen. Oder schon immer wie eine zweite Tochter geliebt? Hedda hatte nicht genügend Zeit hier verbracht, um das einschätzen zu können.

Und so ritten sie abermals los, an einem frühen, windigen Herbstmorgen, alle in ein bedrücktes, nachdenkliches Schweigen versunken.

Die Ähren standen hoch und golden, eine satte und reichhaltige Ernte stand bevor. Es verdeutlichte ihnen, welches Glück sie doch hatten und wie gut behütet dieses Land war. Die Bauern traten heran, grüßten ihren jungen Fürsten und fragten ihn, wohin es schon wieder ging.

»Viel zu tun«, sagte Rodried. »Doch seid unbesorgt! Dieses Land ist sicher!«

Er klang zuversichtlich und aufrichtig. Hedda fragte sich, ob er es gut geschauspielert hatte oder es tatsächlich glaubte. Früher wäre sie von Leichtgläubigkeit ausgegangen, aber er war an den Aufgaben des

Fürsten gewachsen. Und zu diesen Aufgaben gehörte es, den Untergebenen Mut zuzusprechen – selbst wenn man nicht daran glauben mochte. Auf ihrem Schiff war das nicht anders gewesen. Melinde ritt mit auf seinem Pferd und winkte. Eine kleine Schar von Getreuen begleitete sie auf ihren Pferden. Nicht zu viel, um den Fürstenhof schutzlos zurückzulassen und zum Kampf waren sie sowieso nicht ausgezogen. Aber doch genügend, um nicht schwach und angreifbar zu erscheinen. Sie wussten schließlich immer noch nicht, was sie von der Einladung halten sollten.

Acht Tage sollte die Reise dauern. Sie ritten zügig, der Weg galt als relativ sicher. Am Nachmittag griffen sie ein paar Grenzreiter auf, kundige Spurenleser, die sich in diesem Gebiet bestens auskannten. Als sie beim Haus von einem der Grenzreiter ankamen, hatten sich die anderen wie vereinbart bereits versammelt.

Rodried inspizierte sie kurz vom Pferd aus. »Etwas zu melden?«, fragte er sie knapp.

Der älteste und erfahrenste der Grenzreiter sprach für die Gruppe. »Wir hörten die Gerüchte über den Geist, der sich in diesen Wäldern aufhalten soll, doch obwohl wir auch in der Nacht aktiv waren, haben wir nichts Derartiges gesehen.«

Er hatte eine Glatze, tiefe, dunkle Augen und ein schroffes, sonnengegerbtes Gesicht, das viele Winter gesehen haben musste. Dennoch zeichnete sich ein ordentlicher Bauch unter dem Mantel ab.

Als er lächelte, zeigte er ein fast zahnloses Gebiss. »Es ist eine Ehre, zum ersten Mal mit Euch zu reisen, Fürst von Spatzensturz.«

Rodried nickte nur bedächtig und sagte dann zu Melinde und Hedda neben sich. »Dieser Geist treibt die Leute ganz schön um.«

Die Grenzreiter waren sogleich bereit zum Aufbruch. Wer noch nicht im Sattel saß, schwang sich auf die Pferde, ließ den grünen Mantel wehen und folgte dann dem jungen Fürsten in den Wald.

Abgesehen von der Mittagspause ritten sie ohne Unterbrechungen. Beschwerden war nicht Heddas Art, doch sie war froh, am Abend endlich vom Sattel zu steigen und beim Aufbau des Lagers zu helfen. An das Reiten würde sie sich nie wirklich gewöhnen, obwohl sie zur Hälfte eine Merowa war.

Einige der Grenzreiter waren neugierig auf eben jene Abstammung. Sie näherten sich schüchtern, während Hedda am

Lagerfeuer saß, zusammen mit den Getreuen. Melinde und Rodried standen einige Manneslängen entfernt und besprachen sich.

»Ihr seid Hedda, eine Tochter des Cherus?«, fragte einer der Grenzreiter vorsichtig. Die Getreuen machten ihm Platz, die anderen Grenzreiter standen dahinter.

»Eine davon«, antwortete sie. »Die andere ist dahinten.«

»Melinde ist ein häufiger Gast beim Fürst«, antwortete derselbe Grenzreiter. »Verzeiht unsere Neugierde, doch man erzählt sich viele Geschichten über Euch.«

Hedda lehnte sich zurück. »Sie erzählen sich andere Dinge als auf dem Meer, wo die Brega auf ihren Schiffen reisen. Dort zählt Cherus' Name nicht so viel und wir huldigen anderen Göttern.«

»Man sagt, Ihr habt die Kraft von zehn Männern!«

»Wollt Ihr es herausfinden?«, fragte sie und lächelte herausfordernd.

Der alte Grenzreiter, der Rodried begrüßt hatte, stieß ihn an. »Du wirst doch keine Angst haben, oder?«

Sie lachten. Selbst im Dunkeln und im Schein des Feuers konnte sie erkennen, wie rot er im Gesicht wurde. »Das würde ich niemals!«

Gejohle brach aus, als sie beide um das Feuer herumgingen. Auf dem nackten Grasboden setzten sie ihre Ellenbogen auf, die Hände fassten einander und dann begann das Armdrücken. Hedda ließ ihn zappeln, sie brauchte ihre Muskeln gar nicht erst anzustrengen. Sollte er sich verausgaben. Sein Gesicht wurde noch roter, doch diesmal vor Anstrengung. Sie lachten noch lauter, als er die zweite Hand dazunahm und sich Heddas Arm trotzdem keinen Deut bewegte. Dann hatte auch sie davon genug und warf ihn mit einem Ruck herum.

Seine Grenzreiter-Freunde bauten ihn wieder auf, klopfen ihm auf die Schultern und jubelten ihrem Wettstreit zu. Sie hatte die Stimmung gelockert, auch das gehörte zu den Aufgaben eines Anführers. Der Grenzreiter hielt sich den Arm, als wäre er taub, und für einen kurzen Moment hatte Hedda befürchtet, sie wäre etwas zu grob mit ihm umgegangen. Doch dann bewegte er ihn ganz normal, nur das Handgelenk schmerzte ihm.

»Und das können wir gerne zehnmal machen«, sagte Hedda. »Oder was war die Zahl? Wie viele Männer soll ich stark sein?«

»Wir verneigen uns«, sagte der Grenzreiter und führte die Bewegung tatsächlich aus. »Ich bin jedenfalls überzeugt.«

Die Grenzreiter und Getreuen unterhielten sich, priesen Heddas Stärke und die Göttlichkeit von Cherus, bis Melinde plötzlich vor ihnen stand und die Hand ausstreckte.

»Kann ich helfen?«, fragte der Grenzreiter.

»Das Schwert«, verlangte Melinde. »Ich brauche es.«

Zögerlich nahm er den Gürtel von der Hüfte und reichte ihn ihr rüber.

Hedda war bereits neben sie gesprungen und hielt sie davon ab, es zu ziehen.

»Was hast du vor?«, fragte sie. »Du verletzt dich noch.«

»Das Feuer«, antwortete Melinde. »Es spricht zu mir.«

Kapitel 33, Hedda

Wenn Melinde in den Eingeweiden der Tiere las, dann benutzte sie Messer und oder ihre eigenen Finger, um darin zu wühlen und die Worte der Götter zu empfangen. Diesmal stocherte sie mit der Schwerts Spitze zwischen Scheiten, während sie die Bewegungen des Rußes beobachtete. Sie folgte den Flocken gebannt, bis sie in der Dunkelheit der Nacht verschwanden. Plötzliche Funken ließen sie aufatmen und sobald ein Scheit in kleinere Stücke zerbrach, legte sie die Stirn kraus.

Melinde war dem Feuer so nah, Hedda hätte sie am liebsten davon weggezerrt. Doch keiner wagte sie anzufassen, abgesehen von Rodried, dessen große Hände wie Pranken auf den schmalen Schultern des Mädchens ruhten. Er starrte ebenso ins Feuer wie sie, als teilte er ihre Gabe.

Die Grenzreiter und das Gefolge hatten sich um das Lagerfeuer versammelt und warteten gespannt auf ihre Antwort. Ihre seherische Gabe musste ihnen allen bekannt gewesen sein, denn keiner fragte, was sie gerade tat.

Bis es einer der Grenzreiter nicht mehr aushielt: »Was seht Ihr?«

Melinde starrte weiterhin ins brennende Holz. »Das heilige Feuer spricht zu mir. Es leidet in einer tiefen, hungrigen Dunkelheit. Doch es ist nicht an uns, es zu retten.«

Da blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich verwundert anzuschauen.

»DAS heilige Feuer?«, fragte Rodried. »Das vor dir ist nicht gerade heilig.«

»Kläre mich auf«, verlangte Hedda.

Rodried nahm die Hände von ihr. »Im Fürstentum Bärenschlucht gibt es ein heiliges Feuer, das von den Priestern dort als Gott verehrt wird. Sie glauben, jedes Feuer ist heilig. Das ist aber ... heiliger? Ich weiß nicht. Man erzog mich im Sinne des Cherus.«

»Und nun leidet es?«, fragte Hedda. »Und wieso spricht es zu Melinde, wenn wir ihm gar nicht helfen sollen?«

Melinde stach mit dem Schwert tief in das Holz, das Feuer knisterte. Sie wandte es herum, als wäre es das Gedärm eines Tieres,

und musterte die Stelle.

»Wir werden ihm helfen, doch ganz woanders. Unsere Entscheidung, an dem Thing teilzunehmen, war richtig. Das Feuer hat mir etwas gezeigt und ich soll es als sein Bote weiterleiten.«

Sie stand auf und gab das Schwert seinem Besitzer zurück, der es ehrerbietig entgegennahm. Dabei wandte sie sich an Hedda und Rodried.

»Sartur ist nicht unser Feind, doch für Worte allein wird er nicht empfänglich sein. Ich muss es ihm irgendwie zeigen.«

»Wie?«, fragte Rodried. Er runzelte die Stirn und beugte sich zu ihr vor. »Was ist mit deinen Augen?«

Nun sah es auch Hedda: Das sonst so schwache Grau war einem Leuchten gewichen. Goldrot flackerte es in Melindes Augen, als brenne das Feuer selbst in ihrem Schädel.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte Hedda. »Siehst du uns?«

»Natürlich.« Melinde wischte sich mit der flachen Hand vor das Gesicht. »Auf die gewohnt undeutliche Weise. Bislang haben es die Götter nicht für wichtig gehalten, mir mein gesundes Augenlicht zurückzugeben, das ich als Kind hatte.«

Sie lächelte traurig.

»Das Feuer hat mir Bilder gesendet, die ich klar und deutlich in meinem Geist abrufen kann. Sonst verfliegen die Eindrücke aus den Visionen mit der Zeit, wie wenn man sich an einen Traum erinnert. Und es bleiben nur undeutliche Erinnerungen.« Sie starrte an ihnen vorbei in die Dunkelheit. »Doch diese Vision bleibt, sollte ich sie nicht an Sartur weitergeben. Es ist wie eine Nachricht, nur in Bildern, Eindrücken, Geräuschen und Gerüchen statt Papier oder Pergament.«

»Was für Bilder?«, fragte Rodried.

»Bilder von Vergangenen. Nicht Dinge, die geschehen werden, sondern geschehen sind. Sie betreffen Sartur und er muss sie sehen, um die Wahrheit zu erkennen.«

»Willst du das erklären?«

»Wie könnte ich?«, sagte Melinde und schlang die Arme um ihren Körper, als wäre es ihr unangenehm. »Die Eindrücke sind durcheinander. Ich sehe einen Wolf, eine tragische Liebe, einen wütenden Vater ... Für ihn sollte es Sinn ergeben, hoffe ich.«

Rodried verschränkte die Arme. »Also musst du nur an ihn heran

und dann die Nachricht weiterleiten? Wird sich einrichten lassen.«

»Er wird sich wehren«, sagte Melinde. »Er wird es nicht sehen wollen. Niemand hört gerne, dass er eine Lüge lebt. Und er wird sich nicht mit den Waffen in der Hand oder bloßen Fäusten wehren, sondern mit der Macht seiner Stimme. Wir sollten vorsichtig sein.«

»Vielleicht ergibt sich eine Gelegenheit«, sagte Hedda und deutete dann auf Melindes Augen. »Kannst du das schwächer flackern lassen? Es könnte verdächtig wirken.«

Melinde sah sie schief an. »Es ist keine Kerze, die man einfach so auspusten und dann wieder entfachen kann.«

Hedda zuckte mit den Achseln. »Dann bleib ihm fern, schätze ich. Bis zum letzten Moment zumindest.« Sie kratzte sich den Kopf. »Ich will eigentlich gar nicht wissen, was genau da vorgefallen ist. Aber wenn es uns dabei hilft, das Ganze hier hinter uns zu bringen, dann sollten wir uns vielleicht einen Schlachtplan überlegen. Ich weiß, wie es ist, von einer unsichtbaren Macht gefangengenommen zu werden. Es ist sicherlich keine schöne Erfahrung.«

»Das Feuer hat mir noch etwas gesagt«, fuhr Melinde fort. »Er kann möglicherweise gegen mich nichts ausrichten.« Erneut wischte sie sich über die Augen.

Melinde konnte ihnen nicht erklären, wie genau sie das heilige Feuer aus den Fängen des Feindes befreien sollte. Oder auf welche Weise sie immun gegen die Macht von Sarturs Stimme war. Doch das brachte sie nicht dazu, an der Vision zu zweifeln.

Woher nahm das Mädchen nur diese Zuversicht? Hedda war den Wankelmut des Meeres gewohnt, wo das Wetter von einem Moment auf den anderen umschlagen konnte. Als Brega war sie auf dem Meer zu Hause, doch fühlte sie sich auf ihm nicht sicher. Wellen, Stürme, Regen und Seeungeheuer – die Gefahr war allgegenwärtig. Die Vorstellung, dass eine Seherin in den Eingeweiden eines Fisches lesen und genau vorhersagen könnte, wie das Wetter am nächsten Tag werden würde, war ihr fremd.

Dennoch, Hedda hatte es mittlerweile oft genug miterlebt. Auf Melindes Visionen konnte man sich verlassen, auch wenn sie nicht genau so eintreten mochten, wie die Götter es ihr zeigten. Bisher war es aber nie sie selbst gewesen, die durch ihre Visionen in Gefahr

geriet. Doch nun sollte sie Sartur gegenübertreten.

Hedda wandte sich in dem Pelz, der ihre dürftige Schlafstätte war. Das Lagerfeuer glomm schwach, bald würde es Sonnenaufgang sein. Sie hatte kaum ein Auge zugetan. Hin und wieder war sie in den Schlaf gesunken und hatte schlecht geträumt. Dann war sie aufgewacht, mit schwammigen Bildern im Gedächtnis. Auf dem Meer hatte sie besser geschlafen. Ihr fehlte das Wiegen der Wellen und die frische Seeluft, die über das Schiff wehte. Hier verdunkelten die Äste und Blätter der Bäume den Nachthimmel. Die Blätter raschelten. War es der Wind oder ein Tier? Irgendwo rief ein Kauz nach ihr. Hedda wünschte sich einen Speer, den sie nach ihm werfen konnte.

War sie eine schlechte Halbschwester? Den Großteil ihres Lebens hatte sie auf dem Meer verbracht, fernab von alldem. Dort konnte sie die Streitereien zwischen den Cherus-Kindern vergessen und so tun, als ginge sie es nichts an. Was machte sie sich jetzt Gedanken darüber, was aus den Geschwistern wird? Sie konnte auch in Zukunft nicht über sie wachen, wenn sie ihr altes Leben auf dem Meer wiederhaben wollte.

Das Meer schien ihr jetzt so fern. Sie schloss die Augen und stellte sich vor, wie das Schiff sich hob und senkte. Das sollte ihr beim Einschlafen helfen, hatte jedoch nur den gegenteiligen Effekt. Wie konnte Hedda nur nach all den Kämpfen und Strapazen, nach all den Mühen zurück aufs Meer und sich nicht um die beiden sorgen? Sie konnte nicht nur mehr so tun, als wäre all das kein Teil von ihr.

Wenn Hedda sowieso nicht mehr schlafen konnte, dann wollte sie sich wenigstens schwören, das alles zu Ende zu bringen. Auf dass Simund und Melinde in Frieden leben konnten.

Kapitel 34, Simund

Der schreckliche Anblick von Tyon, niedergemacht zu einem Schutthaufen, lastete auf jedermanns Gemüt, als sie sich Akleion näherten. Was wäre, wenn Paraxus und der Nekromant eine Taktik der verbrannten Erde verfolgten? Erleichterung machte sich allerdings breit, als die Späher meldeten, dass die Mauern stolz erhoben standen, so wie sie die Stadt einst verlassen hatten. Die Späher meldeten ebenfalls Soldaten auf den Mauern. Die Stadt war bewacht und die Banner von Akleion wehten nicht über den Zinnen, das geflügelte Pferd flatterte nicht über dem Torhaus und dessen Türen blieben verschlossen. Auf die Frage, ob sie die Wachen genauer beschreiben könnten, hatten sie keine Antwort. Sie hatten sich nicht näher herangewagt, denn in der Nähe der Stadt fühlten sie sich, als würde eine schlechte, krankmachende Luft von ihr ausgehen, und es roch nach Fäulnis und Unheil. Außerdem fürchteten sie einen weiteren Überfall und kehrten lieber schnell zurück, um Meldung zu machen.

Die Armee war in ein bedächtiges Schweigen gehüllt, als sie den Toren näherkamen. Vielen von ihnen musste es so gehen wie Simund: auf der einen Seite froh, endlich am Ziel angekommen zu sein, auf der anderen Seite voll von Sorge, welches Grauen und welche Herausforderungen auf sie warten würden. Simund fürchtete sich um eines am meisten: War Kadeira sicher? Er selbst würde sich in jede Gefahr begeben und den Preis für seine Naivität zahlen, Paraxus verschont zu haben. Doch dafür sollten andere nicht leiden müssen. Nicht Kadeira, nicht die Töchter von Daedlus und nicht all die anderen unschuldigen Menschen von Akleion. Unter der Scham brodelte in ihm ein ungeheurer Zorn, der einerseits ihn selbst betraf, andererseits auch Paraxus und diese gesamte Brut der Nekromanten. Ob Cherus ebenfalls so gefühlt hatte? Oder war sein Zorn ein ganz anderer, ein heiliger Zorn, der sich aus der bloßen Existenz dieser Nekromanten speiste? Simund konnte es nicht lassen und verglich sich wieder mit seinem göttlichen Vater.

So wie die Späher berichteten, war es auch: Die Mauern von Akleion

erhoben sich vor ihnen, von einem Uferende bis zum anderen, während sie die Stadt in einem Halbkreis umrundeten. Schiffe sahen sie nur wenige im Hafen liegen, als hätten die das Weite gesucht, die schnell genug losrudern konnten. Das Tor zur Hauptstraße stand verschlossen und je näher sie den Mauern kamen, desto deutlich sichtbarer waren die Wachen. Nur ließ die untergehende Herbstsonne ihre bronzenen Panzer, Helme und Armschienen nicht aufblitzen. Sie hatten die Rüstungen entweder abgelegt oder trugen Mäntel darüber.

Die Generäle ritten mit einer kleinen Abteilung voran und Simund folgte ihnen. Auf dem Torhaus sammelten sich die Wachen. Sie sahen sie miteinander sprechen und diskutieren. Wiederholt gingen einige hinunter und traten wieder hinauf. Ihr Kommen hatte etwas ausgelöst.

Daedlus richtete das Wort an sie: »Wir sind hier, um in unsere Stadt einzukehren. Wer auch immer sich gerade Herr von Akleion nennt, er möge herauskommen und sich uns stellen.«

Eine der Wachen rief zu ihnen hinunter: »Gleich wird jemand kommen, um mit Euch zu sprechen. Doch erwartet nicht, dass sich diese Tore für Euch öffnen werden. Das ist nicht mehr die Stadt der Akleioner.«

Daedlus wandte sich von dem Tor ab und sprach zu seinem Gefolge: »Die Späher sollen das Gelände erkunden und das Heer bereitmachen, die Stadt zu umstellen.« Als sie davongeritten waren, um die Befehle zu erteilen, sagte er zu Simund: »Und du bleibst besser hier. Ich habe das Gefühl, dass du noch eine Rolle bei alldem spielen wirst.«

Simund spürte die erwartungsvollen Blicke auf sich wie eine ungeheure Last, doch wusste er sehr wohl, wie recht er hatte. »Ich werde alles dafür geben, die Stadt von ihnen zu befreien. Darauf habt ihr das Wort eines Merowa.«

Das Heer setzte sich in Bewegung, die Kommandeure bellten Befehle. Die Generäle und Simund warteten ruhig und ohne ein Wort miteinander zu sprechen auf das Erscheinen ihres Verhandlungspartners. Und dann war es so weit: Simund erkannte Paraxus sogleich an dem Helm mit den Hörnern, an seiner breiten Gestalt und an dem genüsslich-sadistischen Lächeln, als er auf sie

herabblickte.

Er beugte sich über die Zinnen des Torhauses und rief zu ihnen: »Wie sich das Blatt gewendet hat! Lange träumte ich von der Eroberung der Stadt. Nun hat es das Schicksal auf sehr merkwürdige Weise und über verschlungene Pfade eingerichtet! Ich habe nun Akleion in der Hand und so viel mehr! Was habt ihr zu bieten?«

»Eine Armee«, sagte Daedlus und einige der Generäle lachten siegessicher. »Und so sehr es mich schmerzt, sie gegen die eigene Stadt zu führen, sind wir dennoch bereit, uns Akleion mit Gewalt zurückzuholen. Was sollte mich, gewählter Erster, davon abhalten, meine eigene Stadt zu betreten?«

»Das hier«, sagte Paraxus und sprach mit jemandem hinter ihm. Vier weibliche Gestalten brachten seine Männer vor die Zinnen. Sie erkannten Daedlus' Frau und seine drei Töchter.

Die vier wirkten gefasst und bei guter Gesundheit. Die beiden jüngsten Töchter freuten sich sogar, ihren Vater zu sehen, und riefen laut seinen Namen vom Torhaus herunter. Hernesta, seine Ehefrau, hatte es die Sprache verschlagen und ebenso schwieg Kadeira. Trafen sich ihre Blicke? Selbst auf dieser Entfernung verlor er sich in ihren dunklen, unergründlichen Augen.

Daedlus ritt weiter nach vorne. »Welches Spiel treibst du, du Elendiger!«

»Oh, wie du mich beschimpfst«, erwiderte Paraxus. »Dabei habe ich sie gut behandelt. Sie und das Orakel, natürlich. Von den anderen Akleionern kann ich das nicht sagen.«

»Dann werde ich es kundtun und den Männern da draußen mitteilen!« Daedlus zeigte auf das Heer hinter sich. »Alles Väter, Brüder und Freunde von Menschen, die unter deiner Herrschaft leiden müssen! Dass du meine Familie schonst, wird ihren Zorn nicht mindern.«

»Ihren Zorn solltet ihr besser im Zaume halten. Sobald wir feststellen, dass ihr die Mauern erstürmt oder einen anderen Trick versucht, werden nicht nur deine Töchter und deine Frau sterben. Wir werden auch viele Bürger umbringen, mehr, als wir bereits getan haben, und somit die Ränge von Shaura füllen!«

Den Namen dieser verfluchten Göttin zu hören, löste in Simund etwas aus. Er spornte sein Pferd an und war mit einem Satz an

Daedlus' Seite. »Paraxus, wisse, ich bin jederzeit bereit, das zu beenden, was ich vor langer Zeit hätte beenden sollen! Sei es auf den Mauern von Akleion oder hier vor dem Tor, sei es in den Straßen der Stadt oder an sonst einem Ort, weder lebendig noch untot wirst du ihn verlassen. Das schwöre ich auf die Keule von Cherus, die Euch als Schildebrecher noch zu gut in Erinnerung sein sollte!«

Paraxus lächelte auf ihn herab: »Das ließe sich vielleicht einrichten. Doch Shaura und dem Meister Hemanther geht es um etwas ganz anderes.«

Er trat an Daedlus' Töchter heran. Sie wichen vor ihm zurück, doch jemand hielt sie von hinten fest. So stellte er sich hinter Minerva, der kleinsten und jüngsten Tochter, und fasste ihren Kopf mit seiner großen Hand.

»Diese hier sind nur ein Mittel zum Zweck. Wir wollen den Stab des Nekromanten. Den, den ihr damals aus der Unterwelt geborgen habt und der sich sicherlich nicht mehr hier in Akleion befindet! Vertraut mir, wir haben nach ihm gesucht und Hemanther kann seine Gegenwart spüren. Übergebt uns den Stab noch diese Nacht und wir lassen nicht nur eure Familie frei, ehemals Erster von Akleion, auch die Akleioner habt ihr wieder!«

»Und die Stadt?«, fragte Daedlus. »So lieb und teuer uns die Menschen von Akleion sind, können wir die Stadt nicht aufgeben. Sie ist unsere Heimat, unsere Geschichte, unsere Seele.«

Paraxus ließ Minervas Kopf ruckartig los und sprang vor die Zinnen. »Diese Seele ist verrottet, im Inneren verfault und zu etwas ganz anderem verkommen! Oh, wie ich wünschte, wir könnten euch die Tore öffnen und euch zeigen, was wir mit dieser Stadt angestellt haben. Ihr würdet sie nicht mehr wiedererkennen! Und wenn ihr glaubt, ihr könntet sie mit Gewalt zurückerobern, dann täuscht ihr euch! Hemanther kann diese Kraft gegen sie wirken, die auch mein einst so geliebtes Tyon dem Erdboden gleichgemacht hatte! Daedlus, das hier ist ein großzügiges Angebot! Ich bin in bester Laune! Versaut euch das nicht!«

Daedlus starrte ihn nur wütend an, Simund wusste darauf nichts zu antworten. Hinter ihm erbosten sich die Generäle.

»Und noch etwas«, fuhr Paraxus fort, »wenn ihr alle verbliebenen Akleioner retten wollt, dann will ich Simund als Geisel. Ohne

Waffen, ohne Rüstung, ohne seine Keule. Und keine Zwerge! Wenn ich einen von diesen Wichten in der Stadt erwische, dann war es das mit dem Handel! Aber dieser Piasus, der soll auch kommen und den Handel leiten!«

Wieder mal ruhten die Blicke auf ihm. Wieder spürte er den Ruf des Schicksals, das Gewicht seiner Entscheidung und die Tragweite von dem, was als Nächstes passieren könnte. Die Mädchen auf dem Torhaus schauten ihn so flehentlich an wie die Bürger von Tyon damals, als er Paraxus zum Duell herausforderte.

Es wirkte. »Einverstanden«, sagte er, ohne weiter darüber nachzudenken.

Kapitel 35, Simund

Noch diese Nacht, hatte Paraxus verlangt. Bis die Sonne zur Gänze untergegangen war, hatten sie Zeit, sich darüber zu beraten und zu entscheiden, ob sie das Angebot annehmen würden. Was geschah, wenn sie es nicht taten, das hatte er offengelassen.

Die Generäle waren geteilter Meinung. Einige von ihnen unterschätzten Simunds Meinung nach die Bedeutung des Nekromanten-Stabes. Shauras Diener brauchten ihn, um ihre unheilige Macht zu entfesseln und über die Tore zwischen dem Reich der Lebenden und dem Reich der Toten zu gebieten. Ohne ihn konnten sie nur einen kleinen Teil ihrer Kräfte entfesseln. »Paraxus hatte beim Überfall nicht umsonst einen Stab wie diesen gehalten.« Er zeigte auf den knöchernen Holzstab, der in einem Tuch gewickelt auf dem Tisch lag. »Er brauchte ihn, denn sonst könnte er die Untoten nicht befehlen. Ohne einen Stab ist ein Nekromant nichts. Sie sind die Verbindung zwischen ihrer Macht und der Macht von Shaura. Daher setzen sie alles daran, die Stäbe in ihre Gewalt zu bekommen.«

»Und für uns ist Akleion alles«, sagte einer der Generäle. »Einer wie Ihr aus dem Norden, der keine Städte kennt, versteht das einfach nicht.«

Einige Generäle pflichteten ihm bei. Daedlus strafte ihn mit einem Blick, vermochte aber selbst keine Antwort zu geben. Ihm ging es um mehr als nur die Stadt, doch das war für Simund nicht anders.

»Städte kannte ich nicht, bevor ich an den Goldsee gereist war«, fuhr Simund fort. »Doch weiß ich sehr wohl, was eine Heimat ist. Und wie wichtig es ist, jene zu beschützen, die uns lieb und teuer sind. Und ich habe in meiner kurzen Zeit, die ich bei Euch verbringen durfte, auch Akleion und seine Bewohner lieb gewonnen. Es ist mir so wichtig wie Euch allen.«

Damit hatte der General nicht gerechnet, er schaute beschämt zu Boden. Ihn zu demütigen, war nicht Simunds Absicht gewesen, sondern sie auf seine Seite zu ziehen. Und zudem hatte er nicht gelogen. Er wollte Akleion ebenso retten wie alle anderen hier.

»Ich will dem Nekromanten nicht seinen Stab aushändigen und

ich will ebenfalls die Stadt und alle noch verbliebenen Menschen darin retten. Mit einem guten Plan, viel Mut und der Hilfe der Götter können wir beides bewerkstelligen.«

»Und wie?«, fragte ein anderer General. »Wir müssen uns bald etwas einfallen lassen.«

»Ich werde Euer Schlüssel sein«, antwortete Simund und schlug sich auf die Brust. »Paraxus will mich in der Stadt haben. Das wird sein Fehler sein.«

Endlich begann auch Daedlus zu reden: »Er will sich an dir rächen. Er könnte dich quälen oder foltern.«

»Gut«, sagte Simund. »Wenn er mich sofort hinrichtet, dann kann ich nichts mehr tun. Soll er an mir seinen Spaß haben. Ich werde jede Qual erleiden und bereit sein zuzuschlagen.«

»Und wie habt Ihr Euch das vorgestellt?«, fragte derselbe General.

»Ich habe mit Barutz bereits darüber gesprochen.« Simund holte das Gerät aus seiner Tasche hervor. Das raffinierte Stück Metall leuchtete grünlich im schwachen Schein der untergehenden Sonne auf. »Das borge ich mir von ihm aus. Er hat mir auch gezeigt, wie man es richtig verwendet. Es ist klein und lässt sich leicht verbergen. Seht«, und da ließ er es in seinem Ärmel verschwinden. »Ich kann es auch in den Schuhen oder im Mantel verstecken. Solange ich mich einigermaßen bewegen kann, sollte ich es in die Finger bekommen und jedes Schloss öffnen können.«

»Das ist ein hohes Risiko«, bemerkte ein General.

»Eines, das ich bereit bin, einzugehen«, antwortete Daedlus. Er winkte jemanden am Zelteingang herein. »Piasus, ich werde einen letzten Gefallen von dir fordern müssen.«

Piasus winkte mit einem selbstsicheren Lächeln ab. Simund kannte ihn mittlerweile gut genug, um zu wissen, dass er damit seine eigenen Ängste überspielte. Es verfehlte allerdings seine Wirkung nicht, er stand aufrecht und würdig in seinem von Zwergenhand geschmiedeten Harnisch, die eine Hand auf dem Knauf seines kurzen mykerinischen Schwertes, die andere fasste Simund an der Schulter. »Ich bin bereit für das große Finale.«

Einer der Generäle schüttelte den Kopf. »Paraxus kennt ihn. Ich weiß nicht, warum er ihn unbedingt in der Stadt haben will, aber er wird seine Gründe haben.«

»Darauf bauen wir«, sagte Daedlus. »Er soll den Stab überreichen und die Übergabe der Geiseln bewachen. Vielleicht entschließt er sich, auch Piasus in eine Falle zu locken und sich an ihm zu rächen.«

Piasus ließ von Simund ab und stellte sich neben Daedlus. »Es wird meine Aufgabe sein, Paraxus' Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Entweder muss dann dieser Hemanther sich um Simund kümmern oder Simund kann selbst dieses Paraxus-Problem lösen. Wir werden sicherlich improvisieren müssen, doch haben wir auch Hilfe!«

Und zu guter Letzt trat Barutz ins Zelt. »Ja, ja. Lasst uns das hinter uns bringen.«

Daedlus deutete mit der offenen Handfläche auf den Zwerg, als würde er eine besondere Ware am Marktplatz anpreisen. »Keiner ist so gut darin, sich durch eine dunkle Stadt zu schleichen, wie unser Freund hier aus dem nördlichen Höhlenreich.«

»Ich werde Simund seine Keule bringen«, sagte er. »Es ist mir eine große Ehre! Wirklich.«

»Paraxus hat ausdrücklich gefordert, der Zwerg solle sich heraushalten«, wandte einer der Generäle ein.

»Und das aus gutem Grund!«, sprach Piasus weiter. »Zu seinem Unglück weiß ich von einigen geheimen Gängen in die Stadt hinein, die unser Freund hier nutzen kann. Schaut mich nicht so an, meine lieben Generäle! Es sollte Euch nicht verwundern, dass der so achtbare Piasus einen ganz anderen Lebenswandel hatte, bevor er Vertrauter von Daedlus' wurde! Abgesehen davon habe ich einige der Soldaten gefragt und ...«

»Es reicht«, unterbrach ihn Daedlus. »Uns läuft die Zeit davon. Das ist unser Plan, unser Vorgehen. Haben die Generäle einen besseren Vorschlag? Entscheidet schnell.«

Ungern legte Simund die Rüstung ab, ließ den Schild in seinem Zelt und band sich die Keule vom Gürtel, um sie dem Zwerg zu überreichen. So sehr er ihm auch vertraute, war es kein gutes Gefühl, sie in der Hand eines anderen zu wissen. Cherus hatte ihm diese Waffe gesandt, doch er hatte auch Frieden mit den Zwergen ausgehandelt. Also war das wohl recht.

»Das ist eine besondere Waffe«, sagte Simund. »Sie bedeutet mir

viel.«

»Ich weiß, ich weiß.« Der Zwerg machte ein verstimmtes Gesicht. »Als ob ich mir dessen nicht bewusst wäre. Also wirklich.«

»Es tut mir leid.«

»Ach, ist schon gut! Ich verstehe schon. Dinge können einem das Leben bedeuten. Wir Zwerge wissen das nur zu gut! Sie wird so schnell wie möglich zu dir zurückkehren. Ich kann es unter dem Holz spüren, die Keule lechzt nur danach.«

Barutz befühlte ihre Oberfläche, dann hielt er sich die Waffe ans Ohr. »Sie schreit deinen Namen.«

»Treib es nicht zu weit«, sagte Simund und lächelte. »Musst du nicht durch ein Loch in der Mauer kriechen?«

»Das ist meine Berufung, ja! Wir sehen uns, aber ich sehe euch, bevor ihr mich seht!«

Und damit lief er eiligen Schrittes in die Nacht hinaus.

Ein Horn erscholl, das Tor der Stadt öffnete sich. Der Reiter, der die Nachricht überbringen sollte, kehrte geschwind zu ihnen zurück. Damit war es bestätigt. Nun war ihre Zeit gekommen.

Die Generäle richteten Segenssprüche an sie und wünschten ihnen alles Glück. Daedlus blieb stumm, mit sorgenverhüllten Augen auf die Stadt blickend. Simund und Piasus zogen zusammen mit der kleinen Schar an Bewaffneten nach Akleion, während sich die Sonne im Westen senkte.

Die beiden gingen nebeneinanderher, Simund völlig unbewaffnet und Piasus mit dem Stab des Nekromanten in den Händen. Er wollte sich konzentrieren und seine Gedanken von unnötigen Überlegungen freihalten. Allerdings fiel ihm wieder Piasus ein, wie er in den Trümmern von Tyon den Stab einsetzen wollte, um einen Toten zu beleben.

»Bist du sicher, du kannst das? Den Stab überreichen?«, fragte Simund. Er sprach leise, ihr kleines Geleit brauchte das nicht zu hören.

Piasus sah ihn gespielt bedrückt an. »Natürlich kann ich das! Und wenn ich mich weigern sollte, dann sind der Nekromant und seine Handlanger doch zur Stelle, ihn mir zu entreißen. Darüber brauchst du dir wirklich keine Gedanken zu machen.«

Der Bote kam näher. »Cherus sei mit Euch!«, rief er ihnen zu und

ritt an ihnen vorbei.

Simund blickte ihm überrascht hinterher. Das hatte er von einem Mykerios nicht erwartet, aber es regte seine Vorstellungskraft an. Vielleicht würde dieses Volk bald ebenfalls zu Cherus beten. Cherus' Ruhm könnte sich über Merow hinaus verbreiten. Dadurch wünschte sich Simund nur umso mehr, ihr Plan würde gelingen. Es würde ihn mit Stolz erfüllen und wohl auch seinen göttlichen Vater stolz machen.

»Cherus sei auch mit dir«, sagte Simund an Piasus gerichtet.

»Das hoffe ich doch.«

Simund wollte die Sache mit dem Stab auf sich beruhen lassen. Jetzt ging es darum, seinem Gefährten Mut zuzusprechen. »Erinnerst du dich noch, als ich mich gesträubt hatte, auf die Reise zu gehen und die Zwerge aufzusuchen? Ich muss zugeben, einer der Gründe war, dass ich dir nicht getraut hatte. Ich konnte dich zunächst nicht leiden.«

»Diese Rede nimmt besser eine gute Wendung, mein Freund.«

»Doch nun wünsche ich mir niemanden anders an meiner Seite. Zusammen schaffen wir das.«

Piasus lächelte, sie gaben sich beim Gehen die Hand und setzten ihren Marsch auf die Stadt fort. Als Befreier, als Helden. Wenn die Götter es so wollten.

Kapitel 36, Simund

Waren das alle? Simund blickte in die Gesichter der verunsicherten, verängstigten, klagenden und auch hoffnungsvollen Akleioner. Jedenfalls jene, die noch übrig geblieben waren. Mütter und Väter mit den Kindern auf dem Arm oder an der Hand, ihre wenigen Habseligkeiten auf den Schultern oder in kleinen Wägen. Manche von ihnen sahen mitgenommener aus als andere: zerschlossene, verdreckte Kleidung, Wunden, Schnitte und Brüche am Körper. Wiederum andere hatten die Besetzung gut überstanden, zumindest was den körperlichen Zustand anbelangte. Doch der Schrecken der vergangenen Wochen und Monate stand ihnen allen ins Gesicht geschrieben. Und einige der Akleioner ließen Simund wissen, dass sie ihn für den Schuldigen hielten. Die Klage und die Wut in manchen Ausdrücken waren klar an ihn gerichtet. Kein Wunder, er hatte den Stab des Nekromanten hierhergebracht, er hatte Paraxus besiegt und dann verbannt, anstatt ihn hinzurichten. Und nun war es an ihm, das wiedergutzumachen.

Die Akleioner waren auf der Straße vor dem Tor aufgereiht, neben sich Wachen mit Speeren und breiten Schilden. Statt der Panzer der Mykerios trugen sie lange Mäntel mit Kapuzen, die ihr Gesicht verbargen. Simund konnte kalte, leere Augen darunter erblicken sowie eine bleiche Haut. Knorrige Finger mit abgebrochenen Fingernägeln schlossen sich um die Schäfte der Speere und sie umgab ein Gestank, der Simund an die modrigen Gewölbe des Shaura-Tempels in der Unterwelt erinnerte.

Die Stadt selbst war intakt, soweit Simund vom Torhaus erkennen konnte. Er fand Spuren von getrocknetem Blut auf den Pflastern der Straße, eingeschlagene Fenster und zerstörte Türen, Unrat und Müll überall. Und dazu die Knochen. Blanke Knochen und Knochen, an denen das faulige Fleisch des Toten hing. Sie säumten den Weg auf der Straße, die vom Torhaus bis zum Marktplatz führte. Und über all dem lag eine gespenstische Ruhe, durchbrochen vom Krächzen der Raben, gelegentlichen Schreien oder einem leisen, entfernten Schluchzen.

Ihre kleine Abteilung hielt einige Schritte hinter dem Torhaus.

Simund glaubte für einen Moment, es würde sich hinter ihnen schließen und sie säßen in der Falle. Oder die Akleioner würden losbrechen und in die Freiheit fliehen. Doch es blieb offen und die geschundenen Bürger verharrten ruhig auf der Stelle.

Simund war überrascht, nicht von Paraxus begrüßt zu werden. Stattdessen war es eine in Roben gehüllte Gestalt mit einem langen, alten Stab, an dem Medaillons gebunden waren, welche die Form von in sich verschlungenen Schlangensymbolen hatten. Andere Medaillons bestanden aus Knochen, eines war ein Kiefer, er klackerte, als er gegen das Holz des Stabes stieß. Die Gestalt näherte sich mit langsamen, bedächtigen Schritten und war von weiteren Wachen umgeben.

Die Stimme klang wie von unterhalb der Erde: »Endlich ist der Stab zurückgekehrt. Oh, wie ich ihn hab schreien hören. Aus weiter Ferne rief er nach mir, wie er wieder in den Händen eines fähigen Nekromanten gehalten werden wollte, der seine Macht einzusetzen weiß. Wie grausam ihr doch seid, ihm das so lange vorzuenthalten.«

»So begrüßt ihr uns?«, fragte Piasus, der wohl nicht über den Stab reden wollte. »Die Stimmung hier ist ja einschläfernd. Es sollte doch ein freudiger Anlass sein.«

»Ah, Piasus«, sagte der Nekromant und kam näher. Er war nur wenige Schritte entfernt. Hätte Simund seine Keule, dann hätte er das mit einem Schlag beenden können. »Ich weiß von deiner Beredsamkeit. Shaura hat mir berichtet.«

Er lüftete seine Kapuze und entblößte sein entstelltes Leichengesicht: Blanker Knochen wechselte sich mit fauligem Fleisch ab, die Augen lagen in dunklen Höhlen, aus denen es finster blinzelte. Lippen und Nase waren ihm nicht geblieben und auch die Haut hing nur in Fetzen herab. Sie schauten den Muskeln beim Bewegen zu, während er sprach: »Wenn Ihr wollt, können wir uns später noch eingehender unterhalten. Aber alles der Reihe nach. Simund: Ich sehe, du bist unbewaffnet. Wir sollten es trotzdem überprüfen.«

Er deutete auf einen der Bewaffneten. Der lehnte seinen Speer an eine Häuserwand und kam auf ihn zu. Simund sah ein bleiches, müdes Gesicht, doch er wirkte lebendig. Simund hätte schwören können, er schliefe. Es erinnerte ihn einen Moment an Melinde, wenn sie ihre Visionen hatte. Doch während Melinde dabei von

einem inneren Licht erfüllt war, umgab diese Shaura-Anhänger eine Wolke aus Dunkelheit. Simund breitete die Arme aus und ließ sich mit kalten, schlaffen Händen den Körper abtasten. Barutz' Werkzeug hatten sie nicht gefunden.

Der Diener der Shaura nickte Hemanther zu und entfernte sich von Simund.

»Du bist unbewaffnet erschienen, wie abgemacht. Das freut mich.«

»Wo ist Paraxus?«, fragte Simund. »Ich schätze, ihr werdet mich zu ihm führen?«

»In der Tat. Oder willst du dich noch mit mir unterhalten? Wir können auch gleich zur Sache kommen.«

»Lasst sie gehen«, forderte Simund und deutete auf die Akleioner. »Ihr habt, was Ihr wollt.«

»Eines nach dem anderen«, antwortete Hemanther. Er schlug mit dem Stab auf den Boden, dann schwieg er.

Aus den Gassen und Straßen der Stadt kamen sie: bewaffnete Skelette. Von derselben Art, gegen die er bereits gekämpft hatte. Die Akleioner schrakten zurück, stießen kurze Schreie und ohnmächtiges Stöhnen aus. Hemanther deutete mit dem Stab auf Simund und sie näherten sich ihm geschwind mit ihren Speeren und kleinen Schilden.

Ihr Gefolge wollte sich schützend um ihn stellen, doch Simund bedeutete ihnen, ruhig zu bleiben. Er ließ es zu, dass die Skelette ihn stumm umringten und die Speerspitzen auf ihn richteten, während sie ihn aus den leeren Augenhöhlen ihrer kahlen Schädel anblickten.

»Das ist nicht notwendig«, sagte Piasus. »Er hat sein Wort gegeben, Eure Geisel zu sein.«

»Wir wollen vorsichtig sein«, antwortete Hemanther. »Erst wenn Simund in Gewahrsam ist, werden die Akleioner davonziehen können. Paraxus wird sich seiner annehmen.«

»Und Daedlus' Familie?«, fragte Simund. »Ich sehe sie nirgends.«

Hemanther zeigte sein fleischloses Lächeln. »Du wirst sie sehen. Sie werden als Letzte gehen. Wir wollen sicherstellen, dass ihr euch uns wirklich ausliefert. Du wirst feststellen, wir haben sie mehr als vornehm behandelt.«

Simund hätte damit rechnen müssen. Es änderte jedoch nichts an

ihrem Plan. Sollten sie ihn doch gefangennehmen, sie hatten den Dietrich in seinen Sandalen nicht gefunden. Sobald Kadeira und die anderen in Sicherheit waren, würde er in Aktion treten. Gesetzt den Fall, Barutz fand ihn.

»Dann führt mich ab«, sagte Simund. »Ich bin in Eurer Gewalt.«

»Sehr wohl«, sagte Hemanther und schlug mit dem Stab auf den Boden. Die Skelette setzten sich in Bewegung und stießen ihn mit ihren Speeren an.

»Und der Stab?«, fragte Piasus.

Hemanther blickte ihn lange an. »Kommt mit mir«, sagte er schließlich.

Simund schaute ihm nach, bis die Skelette ihm die Sicht versperren. Er sah noch, wie ein Teil des Gefolges ihn begleiten durfte, während der Rest bei den Akleionern verblieb. So trennten sie sich. Simund betete, Cherus würde seine schützende Hand über ihn halten und ihm Mut geben.

Die Menge jauchzte, ihre Gesichter hellten sich auf, Kinder zupften an den Ärmeln ihrer Eltern und Freudenrufe durchbrachen die Grabesstimmung der Stadt. Simund drehte sich um und sah, wie die ersten Bürger die Stadt verlassen durften. Zuerst vorsichtig und zögernd, als könnten sie ihr Glück kaum fassen, dann plötzlich beschwingt und voller Eile, liefen sie durch das Tor und hinaus in die Nacht, auf das Heerlager zu. Eine Unruhe ergriff die Menge, sie konnten kaum stillhalten. Doch dann waren die Jünger der Shaura zur Stelle, ihnen mit Speerspitzen und Drohrufen den Enthusiasmus und die Freude zu nehmen.

»Beruhigt euch!«, rief Simund über die Skelette hinweg. Er wollte sich an ihnen vorbeizwängen, da stießen sie ihn mit dem stumpfen Ende ihrer Speere zurück. »Ihr werdet alle die Stadt verlassen dürfen! Keine Panik! Je geordneter alles abläuft, desto eher seid ihr draußen!«

Es zeigte zumindest etwas Wirkung. Sie reihten sich brav ein, die Köpfe erwartungsvoll zum Torhaus gewandt. Andere riefen ihm zu: »Die Götter sollen mit Euch sein!«

»Cherus gebe Euch Kraft!«

»Für Akleion und das Volk der Merowa!«

Er winkte ihnen zu. Das Wissen, zumindest diesen Menschen geholfen zu haben, gab ihm tatsächlich Kraft und Zuversicht. Simund

schwor sich, sie nicht zu enttäuschen.

Es waren Hunderte, vielleicht mehr als eintausend. Zählen war nicht gerade seine Stärke. Doch es dauerte eine Weile, die Straße zum Marktplatz hinab und an der Menschenschlange vorbeizugehen. Akleions Bevölkerung war einst groß und zahlreich gewesen. War sie tatsächlich nur auf das hier herabgesunken? Seine gute Stimmung verging, als er mehr und mehr geschundene und misshandelte Bürger sah. Es würde Jahre dauern, bis ihre seelischen Wunden geheilt waren. Eine Ahnung dessen, was ihnen in all den Wochen und Monaten zugestoßen war, erhielt Simund, als sie den Markt betraten: Hier stapelten sich die Gebeine und Leichenberge, Türme aus Knochen hatten sie errichtet, so hoch, dass er sie schon von weitem sehen konnte, sie jedoch für hölzerne Gerüste gehalten hatte. Der Anblick und der Geruch, das faulige Fleisch und der Gestank des Todes, sie verschlugen ihm den Atem. Und darum tanzten die Anhänger der Shaura, in Knochen gekleidet, aus Schädeln trinkend und mit blutigen Messern in der Hand. Die Klängen richteten sie gegen sich selbst, ohne Widerstand ließen sich einige von ihnen hinrichten, nur um einen Augenblick später wieder aufzustehen, während das dunkle Blut weiterhin aus ihren Pulsadern und aus dem Halse sickerte. Dann standen sie auf, jubelten und priesen Shaura.

»Das Tor!«, riefen sie. »Ich bin durch das Tor gegangen! Leben und Tod habe ich durchwandert!«

»Gepriesen sei Shaura! Gepriesen sei die Herrin der Tore zur Unterwelt!«

Simund wollte schreien.

Kapitel 37, Piasus

Es schmerzte Piasus, sein Akleion so zu sehen. Seine patriotischen Bekundungen, die er wie jeder andere akleionische Soldat während des ganzen Feldzuges ausgesprochen hatte, waren nicht nur gespielt. Er liebte diese Stadt tatsächlich. Sie war ihm eine Heimat geworden, nachdem er als Galeerensklave hierher gereist war (gegen seinen Willen) und später die Freiheit fand. Hier hatte er sich einen Namen gemacht, war zu Ansehen und Vermögen gekommen – kein großes Ansehen, kein großes Vermögen, doch beträchtlich im Vergleich zu den Verhältnissen, in denen er aufgewachsen war. Und nun lag dieses Akleion wie im Totenschlummer, eine zappelnde Leiche, welche von innen verrottete. Zum Glück konnten die wenigen verbliebenen Akleioner die Stadt verlassen. Doch das, was er sah, brach ihm das Herz.

Der Anblick der vielen Knochen und Leichen, der verwüsteten Häuser und des Unrats genügte. Der ständige Geruch des Verfalls und der Fäulnis war kaum zu ertragen. Eine Ahnung von dem, was hier vorgefallen war, gaben die vielen Knochenhaufen, aufgeschichtet wie Trophäen. Oder waren es Schreine? Diese Kuttenträger tanzten um sie herum, knieten vor ihnen nieder oder verrichteten davor ihr blutiges Handwerk aneinander.

»Verstört dich der Anblick?«, fragte Hemanther und drehte im Gehen den halb verwesten Kopf zu ihm. »Vielen Göttern beliebt ihr an der Oberfläche zu huldigen, doch die Verehrung der Shaura muss dir fremd sein.«

»Wir können darauf verzichten«, erwiderte Piasus. Er schaute zu dem Gefolge. Einige von ihnen waren leichenblass, andere konnten ihren Zorn kaum unter Kontrolle halten. Beides konnte er nur zu gut nachvollziehen. »Glaubt ja nicht, Nekromant, Shaura hätte eine Chance in den Ländern der Mykerios.«

Hemanther lachte trocken und beließ es dabei. Sie gingen auf den Hafen zu, Piasus sah den Goldsee dunkel und friedlich im Mondschein schimmern. Wo führte der Nekromant ihn hin?

»Unternehmen wir eine Schiffsreise?«, fragte er und versuchte, mit einem frechen Lächeln seine Nervosität zu überspielen. Dann fiel

ihm ein, wo Simund damals seine Reise ins Totenreich begonnen hatte: im Wasser. »Wohin gehen wir? Wir sollten nur den Stab aushändigen.«

»Alles der Reihe nach«, antwortete Hemanther und deutete auf einen Platz am Hafen.

Dort sah Piasus ein erhobenes Podest und eine Schar von Menschen – wenn es sich denn um Menschen handelte. In solchen Nächten konnte man sich da nie sicher sein. Aber es war zu dunkel und das Podest zu weit entfernt, um Genaueres auszumachen.

»Wir werden uns dort etwas unterhalten. Von Stabträger zu Stabträger.«

Piasus gefiel überhaupt nicht, wie ihn der Nekromant mit seinem fleischlosen Gebiss anlächelte. War er in eine Falle getappt? Hatten sie ein teuflisches Spiel mit ihm vor? Piasus wollte sich ablenken.

»Sagt, wie habt Ihr Tyon zerstört? Das wart doch Ihr, oder nicht?«

Hemanther hatte keine Eile. Gemächlichen Schrittes gingen sie den Hafen entlang, neben sich die Knochenhaufen und die Diener der Shaura, die ihre schaurige Verehrung fortführten, ohne Piasus und sein Geleit zu beachten. Das Klacken von Hemanthers Stab, wie es auf den Steinboden des Hafenbeckens schlug, dröhnte Piasus im Kopf.

»Ja, das war ich. In der Tat.« Hemanther trat an einen der Knochenhaufen heran und nahm einen blankpolierten Schädel. Er hielt ihn in einer Hand und schaute ihn liebevoll an, als führe er ein vertrautes Zwiegespräch. Dann schlug Hemanther mit dem Stab auf den Boden und der Schädel zerbröselte in seiner Hand.

»Es war allerdings lange nicht so einfach, wie gerade demonstriert. Ein umfangreiches Ritual war dafür notwendig, welches die ganze Stadt umfasste und viele Opferungen verlangte. Shauras Reich ist ein Reich des Ruins, des ständigen Verkommens und Verderbens von allem, was ist, was war und was sein wird. Das könnte dieser Stadt ebenfalls zustoßen. Wer weiß, vielleicht haben wir solche Vorbereitungen bereits getroffen.«

Hemanther gluckste, doch Piasus war gar nicht nach Lachen zumute. »Das würde Paraxus nicht gefallen. Er wollte sich an Tyon rächen, doch Akleion will er behalten.«

Hemanther setzte sich wieder in Bewegung. Eigentlich war

Piasus all das hier nur recht. Je mehr Zeit er schinden konnte, desto länger konnte er die Herausgabe des Stabes hinauszögern. Und so mehr Zeit hatten Simund und Barutz, ihr Vorhaben in die Tat umzusetzen.

»Paraxus aber ist töricht und kurzsichtig«, fuhr Hemanther fort. »Es sei denn, er wird einsehen, wie vergänglich so etwas wie Herrschaft ist. Auch diese Stadt wird vergehen, ihre Mauern zu Staub verfallen, die Gebäude in sich einstürzen, ihre Bevölkerung sich in alle Winde verstreuen oder einem anderen grausamen Herrscher zum Opfer fallen. Paraxus mag sich hier ein kleines Reich aufbauen. Wenn er Shaura dabei ehrt und ihr große Opfer bringt, dann könnte es ein glorreiches Reich werden. Doch es ist nicht von Dauer. Auch das wird Paraxus lernen müssen.«

Wenigstens hatte Piasus so einige wertvolle Informationen bekommen. Ja, es waren die Kräfte des Nekromanten für den Untergang von Tyon verantwortlich gewesen. Und Paraxus hatte tatsächlich vor, sich Akleion einzuverleiben. Wichtiger noch: Hemanther hatte andere Pläne. Paraxus konnte nicht auf die vollständige Unterstützung durch die Nekromanten hoffen. Was machte er nun mit diesem Wissen?

Sie kamen dem Podest näher. Er war angefüllt mit Knochen, aufgetürmten Schädeln und umringt von den Dienern der Shaura. Sie verhielten sich ruhig, als warteten sie nur auf sie. Dann öffneten sie stumm ihre Reihen, damit der Nekromant zwischen sie treten konnte. Eine hölzerne Treppe half Hemanther hinauf.

Erst jetzt bemerkte Piasus, wer sich noch auf dem Podest befand: das Orakel. Sie saß stumm zwischen den Schädeln, den Blick zum Goldsee gerichtet. Unter ihr ein wertvoller Teppich, neben ihr eine Bahre. Sein Gefolge erboste sich, als auch sie das Orakel von Akleion bemerkten. Doch Piasus wunderte sich: War etwas anders an ihr? War es vielleicht das Mondlicht? Oder hatten die vergangenen Monate das Mädchen so gezeichnet, dass sie ihm wie eine völlig andere erschien?

»Was bedeutet das?«, verlangte Piasus zu wissen.

Das Orakel drehte sich zu ihm um und schaute ihn mit ihren müden Augen an. Keine Traurigkeit lag darin, nichts schien sie zu betrüben, obwohl sie wiederum der Spielball einer diesmal noch

dunkleren Macht war.

Hemanther stellte sich neben sie. »Auch sie gehört zu den Geiseln der Stadt. Auch sie darf die Stadt verlassen, sobald wir den Stab haben. Bevor das jedoch geschieht, wisse: Sie wird sterben, sollte etwas vorfallen.«

Einer der Diener der Shaura trat auf das Podest, holte ein Messer unter dem Mantel hervor und hielt ihr die Klinge an den Hals. Sie reagierte darauf, wie das Orakel sonst auf irgendetwas reagierte, und ließ es einfach geschehen.

Hemanther setzte sich auf die Bahre: »Bis dahin: Lass uns reden.«

Piasus war ebenso von dem Nekromanten irritiert wie vom Orakel. Sie schaute ihn verträumt an, dann wandte sie den Blick hastig wieder zum See hin, als versuche sie, keine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Brav nahm sie die Rolle der Jungfer in Nöten an und ließ alles passiv über sich ergehen, wie er es von dem ständig geistig umnebelten Orakel gewöhnt war.

»Ich bin wohl gezwungen, darauf einzugehen«, antwortete Piasus und versuchte, dem Orakel keine weitere Beachtung zu schenken. Der Nekromant war vorerst sein größtes Problem. »Ich wurde einem anderen Nekromanten jedoch bereits zum Verhängnis.«

»Danke für die Warnung!« Hemanther grinste sein fleischloses Lächeln. »Und ich weiß, was meinem Bruder widerfahren ist. Diesmal werde ich jedoch das Gespräch bestimmen und seinen Gegenstand dazu.« Mit einem knorrigen Finger zeigte er auf ihn. »Es geht mir um dich, Piasus aus Akleion, und deine Beziehung zu Shaura. Nichts bleibt ihr verborgen. Ihre Macht, die Tore zwischen den Welten der Lebenden und der Toten nach Belieben zu öffnen, hast du gespürt, und so hat auch Shaura bemerkt, wie du danach strebst.«

Piasus fasste den Stab fester. Er wünschte, das Gefolge hätte das nicht gehört. Schon glaubte er, ihre bohrenden Blicke auf sich zu spüren, während ihre Hände die Griffe der Kurzschwerter umschlossen, bereit, ihn sogleich zu erdolchen.

»Was wollt Ihr von mir?«, fragte er ertappt.

»Fragen, wann du gedenkst, dich uns anzuschließen. Die Versuchung ist offensichtlich da, nur an der Praxis mangelt es. Lüge nicht! Du hast nicht nur darüber nachgedacht, den Stab zu nutzen,

um mehr als nur ein Menschenleben zu retten. Du wolltest den Stab auch tatsächlich einsetzen! Nur aufgrund von äußeren Umständen und deinem Mangel an Erfahrung im Umgang mit den Riten der Shaura gelang es nicht! Doch das lässt sich ändern. Shaura nimmt jeden bei sich auf, vor allem jene, die vielversprechend sind. Du könntest dazugehören.«

»Was ist mit Paraxus?«, fragte Piasus. »Er soll doch auch ein Nekromant werden! Ihr braucht diesen Stab für ihn!«

Hemanther machte eine wegwischende Handbewegung. »Er kann uns auf andere Weise nützlich sein. Um ganz ehrlich zu sein: Als Nekromant taugt er wenig. Er ist fähig, stark, mutig und gerissen und er besitzt die Rücksichtslosigkeit, die für den Dienst an Shaura notwendig ist. Doch seine Fähigkeiten beim Wirken ihrer Kräfte, die sind lediglich rudimentär.«

»Vielleicht solltet Ihr ihm das sagen. Wenn nicht, dann mache ich das.«

»Er ist nicht dumm!«, polterte Hemanther. »Er begreift das selbst. Und ihm geht es in erster Linie um diese Stadt. Ach, wir haben nicht ewig Zeit. Selbst wir Leblosen nicht.«

Er bedeutete dem Shaura-Diener. Der griff sich das Orakel, das einen kurzen, erstickten Schrei ausstieß, und hielt ihr das Messer an die Kehle.

»Piasus!«, rief der Nekromant aus. »Du hast es in der Hand! Das Orakel wird leben, wenn du Shauras Kräfte einsetzt!«

Kapitel 38, Daedlus

So hatte er seine Akleioner noch nie gesehen: so aufgelöst, so außer sich vor Freude, so erschöpft und verbraucht; so voller Schrecken und Erleichterung; so voller Tränen, Freudentränen wie auch Tränen, welche von vergangenen Qualen kündeten; Väter, Brüder und Söhne begrüßten ihre Familien, Freunde und Verwandten, wie sie von der Stadt flohen, die doch ihre Heimat sein sollte. Kleine Kinder warfen sich in die Arme ihrer Väter, Mütter und Großmütter stützten sich an der Brust ihrer Sprösslinge; und überall mischten sich Wehklagen und Jubelschreie.

Daedlus sah das alles mit an, während er nach seinen Liebsten Ausschau hielt: seiner Gattin Hernesta und seinen Töchtern Kadeira, Padeia und Minerva. Sonst hielt er seine Emotionen immer im Zaum, gab sich weder der Illusion der Hoffnung hin, noch ließ er sich von Schreckensvorstellungen verunsichern. Doch nun blickte er mit klammern Herzen auf die Menschenmasse, die dort aus seinem geliebten Akleion strömte, und hoffte darauf, dass seine noch geliebteren Mädchen und seine verehrte Gattin auftauchen würden. Ein Teil von ihm wusste: Paraxus setzte sie als Druckmittel ein, weswegen sie nicht sogleich die Stadt verlassen durften. Doch das Warten fiel ihm immer schwerer, seine Brust zog sich zu und seine Beine fühlten sich leicht und schwach an, als nähme ihm die Sehnsucht die Kraft zum Stehen.

Dann gingen Freudenschreie durch die Menschenmenge. Konnte es tatsächlich sein? Waren sie endlich gekommen? Sie riefen seinen Namen, doch es waren nicht die lieblichen Stimmen seiner Töchter.

Stattdessen erkannte er einige Dienstmädchen aus seinem Haushalt. Sie sollten zumindest wissen, was mit seiner Frau und seinen Töchtern geschehen war.

»Hier bin ich!«, rief er laut über die Menge hinweg. Die Akleioner erkannten ihn: Wer gerade nicht weinte oder aufgrund der erlittenen Qualen jegliche Freude verloren hatte, der jubelte ihm zu.

Sie machten den Dienstmädchen Platz. Erst jetzt bemerkte Daedlus die Gestalt zwischen ihnen, verummmt, einen langen Kapuzenmantel tragend, die sich im Gegensatz zu ihnen ruhig

verhielt. Die Dienstmädchen mussten das schlanke Mädchen regelrecht schubsen und auf den Beinen halten. War sie verletzt? Oder nur erschöpft?

»Mein Herr!«, rief das Dienstmädchen. Hernesta hätte ihren Namen gewusst. Sie arbeitete vornehmlich in der Küche, daran erinnerte sich Daedlus. Er fühlte sich hilflos.

»Was ist?«, fragte er. »Wo sind meine Frau und meine Töchter?«

»In der Stadt. Paraxus hält sie gefangen, bis er Simund in seiner Gewalt hat.«

Das war keine Erleichterung, doch zu erwarten. Er hatte sich zu viele Hoffnungen gemacht und gegen seine eigenen Vorsätze verstoßen. Er hätte die Sache nüchterner betrachten sollen. Hoffnung war letztlich eine Illusion.

»Sind sie wohlauf?«, fragte er. Als die Dienstmädchen nickten, fiel ihm eine schwere Last vom Herzen. Wenigstens das war ihm gegönnt.

»Gut, und vielen Dank dafür, mir diese Nachricht überbracht zu haben. Nun teilt mir alles mit, was ihr wisst!«

Da lächelte das Dienstmädchen verschmitzt. »Deswegen haben wir nicht so einen Aufstand gemacht. Seht her.«

Daedlus hatte die ihm fremde Gestalt schon vergessen. Sie schoben sie näher an ihn heran und lüfteten die Kapuze. Darunter kam das Orakel hervor, das ihn aus verträumten, entrückten Augen ansah. Da die Mädchen sie nicht mehr hielten, glitt sie sanft auf die Knie. Daedlus fing sie auf und so lag sie in seinen Armen. Sie roch nach Weihrauch und Tod.

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte er, wobei er keine Antwort von ihr erwartete. »Wieso diese Verkleidung? Diese Heimlichkeit?«

Das Dienstmädchen stemmte die Hände in die breiten Hüften. »Diese üblen Leute wollten sie ebenfalls als Geisel behalten, bis sie ihren Willen bekommen hatten. Doch Hernesta war anderer Meinung. Es gab da nämlich so ein Mädchen, Arathea ist ihr Name, die sieht dem Orakel zum Verwechseln ähnlich. Da hat sich Hernesta gedacht, wir tauschen die beiden miteinander aus und führen so die Bösewichte hinters Licht. Mit ein paar Kräutern wirkte Arathea ebenso benebelt ... Entschuldigt, ebenso verschlafen wir unser allseits bekanntes Orakel. Natürlich hat Arathea dazu ihr Eingeständnis

gegeben. Sie ist eine Heldin, die sich für Akleion geopfert hat!«

Die anderen Dienstmädchen nickten eifrig.

»Aber wieso?«, fiel Daedlus nur ein.

Das Orakel – Hastia, wie ihr richtiger Name war – berührte sanft seine Wange. Eine ungebührliche Geste, doch nicht von ihr, denn ungebührliches Verhalten war ihr fremd. Ihre verträumten Augen gewannen an Klarheit und dennoch blickten sie fern, durch ihn hindurch und hinauf in andere Sphären, die für seinesgleichen unergründlich waren.

»Er wird ein Pferd brauchen«, sagte das Orakel, sagte Hastia. »Simund, gebt ihm ein Pferd.«

Daedlus erhob sich mit ihr in seinen Armen. »Simund braucht ein Pferd? Er soll eines bekommen, wenn es uns den Sieg bringt.«

»Sieg vielleicht, doch das sehe ich nicht. Es geht um Kadeira und um Paraxus. Nur mit einem Pferd kann er sie rechtzeitig erreichen.«

»Gut«, sagte Daedlus und überlegte bereits, wie er das bewerkstelligen sollte. »Sonst noch etwas?«

Sie lächelte ihn nur an.

»Hernesta meinte«, fuhr das Dienstmädchen fort, »sie wäre bei Euch und im Lager besser aufgehoben. Nicht nur hat dieser furchtbare Paraxus damit ein Druckmittel weniger, sie kann uns außerdem mit ihren Visionen helfen!«

»Ich werde den Göttern einen Stier opfern«, sagte Daedlus und ließ Hastia sanft in die Arme der Dienstmädchen gleiten, »dafür, dass sie mir eine solche mutige und kluge Frau gesandt hatten. Und noch einen Stier für Arathea und ihren Mut. Doch nun lasst uns weiter weggehen von den Mauern der Stadt. Das Heer soll über die Ankunft des Orakels Bescheid wissen, aber unser Feind braucht das nicht zu erfahren.«

Erst als sie am Lager ankamen, offenbarten sie dem Heer, den Generälen und den Flüchtlingen die Ankunft des Orakels. Wer zuvor noch keinen Grund zum Jubeln hatte, der fand ihn spätestens jetzt. So wichtig, so heilig war den Akleionern ihr Orakel, dass ihre bloße Anwesenheit ihnen neue Zuversicht gab und sie ihren Feind wegen seiner Dummheit auslachten. »Akleion!«, riefen sie und hissten ihr Banner, das geflügelte Pferd, von einem Ende des Belagerungsringes bis zum anderen Ende. Da wollten die Generäle die Euphorie der

Soldaten ausbremsen, um ja keinen Verdacht beim Feind aufkommen zu lassen, doch es war vergebens und es wäre auch nicht klug gewesen. Genau das brauchten sie jetzt.

Nun musste Daedlus darüber nachdenken, wie er ein Pferd in die Stadt schaffen sollte. Was überhaupt bedeutete das? Es lag erneut an ihm, die verworrenen Aussprüche des Orakels zu deuten. Oder für die eigenen Zwecke zu nutzen.

Da fiel es ihm ein. »Jemand bringe mir Barysus.«

Kapitel 39, Barutz

Sie brauchten ihm nur die ungefähre Stelle zu weisen, den Weg ins Innere der Stadt würde Barutz alleine finden. Dafür sorgte sein Zwergensinn, seine Fähigkeit, in den Stein hineinzufühlen, seine Beschaffenheit zu spüren und darin zu sehen wie in einem schwach erleuchteten Tunnel unterhalb der Oberfläche. Zunächst galt es, sich anhand von Bäumen und Büschen an die Mauer heranzuschleichen. Die fortschreitende Dunkelheit machte es möglich. Außerdem waren die Mauern dünn besetzt.

An der Mauer angekommen, erschauerte er. In gerade Blöcke gehauener, aufeinander geschichteter Stein fühlte sich so merkwürdig, unnatürlich, schief geraten an. Ein Zwergenbau war in den natürlich gewachsenen Fels hineingehauen, aber eine solche Mauer war ein von Menschenhand geschaffenes Konstrukt. Seine Sinne flossen nicht auf gewohnte Weise durch den Fels, die Fugen, Spalten und Ritzen hemmten seine Sinnesschärfe. Und sowieso war es schlicht hässlich.

Barutz schaute die Mauer hoch und keiner schaute zu ihm herunter. Er befand sich im nächtlichen Schatten. Hier fiel kein Mondlicht hin und die Sterne leuchteten zu schwach. Das war etwas, das Barutz vermissen würde: die Sterne. Dieses sanfte Funkeln, es erinnerte ihn an das Flackern, das er bei anderen Zwergen sehen konnte, wenn sie sich für etwas ereiferten oder auf ihre Arbeit konzentrierten. Auf die Sterne konnte er später ein Loblied singen (als ob er das jemals tun würde), nun umarmte er die Mauer und schritt dabei an ihr entlang, immer auf der Suche nach diesem versteckten Eingang.

Dann spürte er etwas Auffälliges. Seine Sinne tappten ins Leere an einer Stelle, die auf einer Linie mit dem Erdboden lag. Sie war nicht weit von ihm und passte zu Piasus' Beschreibung. Barutz kroch dorthin, betastete den Erdboden und die Mauer darüber. Hier musste die Stelle sein! Nur war die Erde darüber gewachsen, festes Erdreich machte es unmöglich, einfach so unter die Mauer hindurchzuschlüpfen. Also hieß es buddeln. Er nahm sich den kleinen Spaten, den er von einem der Soldaten überreicht bekommen

hatte, und legte die Erde frei. Und da war es! Ein kleines Loch innerhalb des Fundaments der Mauer. Es senkte sich tief hinab, denn auch das Fundament der Mauer reichte bis ins Erdreich hinein. Doch hier war ein Tunnel, breit genug für einen Zwerg seiner Statur.

Barutz griff seine Armbrust und seine Tasche mit allen notwendigen Werkzeugen. Die Keule vergaß er ebenfalls nicht. Er band alles zusammen und kroch Kopf voran in das Loch hinein, während er die Dinge hinter sich an einem Seil herzog. Das Halsband mit dem leuchtenden Kristall an seiner Brust half ihm, hier unten etwas zu sehen. Es roch nach frischer Erde, etwas muffig, doch belebend und voll urwüchsiger Kraft. Das Robben würde etwas Zeit in Anspruch nehmen. Er konnte über sich den Stein der Mauer spüren, fern die Bewegungen der Wachen, doch nur undeutlich wie durch einen Schleier. Innerhalb der Stadt würde es nicht anders sein. Häuser aus Steinfundamenten, Ziegeln und Holz stumpften seine Sinne ab. Zumindest die Dunkelheit war auf seiner Seite.

Sein Bart wurde schmutzig, er schmeckte Erde. Wieso tat er das noch einmal? Er konnte das Ende der Mauer über sich spüren, doch der Tunnel sollte noch ein Stück weiter in die Stadt hineinführen. Und es war so weit: Barutz hatte Raum nach oben, er kniete sich in dem Erdreich hin und zog seine Habseligkeiten zu sich heran. Seine Finger ertasteten Holz. Das musste die Klappe gewesen sein. Er presste mit der flachen Hand dagegen. Sie bewegte sich nicht. Er nutzte beide Hände und drückte mit aller Kraft. Die Klappe ruckelte und zuckte, doch öffnen ließ sie sich nicht.

»Das darf doch nicht wahr sein!«, fluchte er, alle Vorsicht in den Wind schlagend. Wer sollte ihn hier unten denn hören? Seine Frustration hatte einen einfachen Grund: Sollte es denn wirklich an einer einfachen Klappe scheitern? Was war das Problem? Barutz untersuchte das Holz mit den Fingerspitzen. Gab es vielleicht einen Verschluss? Nein, das schwache Leuchten des Kristalls zeigte keinen Riegel oder Hebel, den es zu betätigen galt. Vielleicht war die Klappe von der anderen Seite verriegelt. Oder sie war schlicht mit etwas beschwert. Er drückte erneut dagegen und es fühlte sich in der Tat so an, als würde etwas Schweres auf der Klappe lasten.

Noch einmal strengte er all seine Körperkraft an, vergebens. Vor Wut hämmerte er noch einmal dagegen. Der dumpfe Schmerz in

seinem Handballen ließ ihn innehalten.

»Barutz, du bist ein Abklopfer«, sagte er sich. »Das sollte doch ein Kinderspiel für einen Profi wie dich sein. Denke nach.«

Er verstand sich auf Gestein und Metall, Holztüren allerdings fanden sich selten in der Unterwelt der Zwerge. Ach, es war nur Holz! Barutz holte einen Meißel hervor und begann mit der Arbeit. Dann würde er sich den Weg eben mit Gewalt frei meißein. Sobald er so etwas wie einen Spalt geschaffen hatte, konnte er zusehen, ob er das Objekt auf der Klappe irgendwie bewegen konnte.

Da spürte er dumpf Schritte. Langsame, leichte Schritte, die sich auf die Klappe zubewegten. Richtig, er befand sich unter einem Haus. Waren das die Bewohner? Die sollten doch die Stadt bereits verlassen haben. Dann gesellte sich ein zweites Paar Schritte dazu.

Barutz hielt inne. Waren es diese Shaura-Anhänger oder Akleioner, die in der Stadt geblieben waren? Er lauschte und wartete ab.

»Hast du das gehört?«, hörte er schwach eine Männerstimme sprechen. Keine Antwort. Ein Kopfschütteln oder ein Nicken? Dann herrschte wieder Stille. Sie verharrten auf der Stelle und sprachen kein Wort miteinander.

Vielleicht konnten sie ihm helfen? Es war gewagt, doch wäre er damit wesentlich schneller aus dem Tunnel. Barutz entschloss sich, seine Arbeit fortzusetzen und dabei so viel Lärm wie möglich zu machen.

»Da ist doch etwas!«, hörte er.

»Ja, kommt nur her. Helft mir raus«, sagte er zu sich selbst. Dann packte er den Spachtel wieder ein und klopfte stattdessen gegen die Klappe. Er hörte ihre Schritte, wie sie näher kamen und sich um die Klappe stellten. Ein kurzer Moment verging, dann knarzte es über ihm, Holz schob sich über Holz. Was auch immer die Klappe beschwert hatte, sie schoben es weg.

Nun musste Barutz schnell überlegen: Freund oder Feind? Sollte er die Armbrust zücken oder sich friedlich verhalten? Hatten sie eine Lichtquelle, die ihn blenden könnte? Oder würde das Licht seines Kristalls stattdessen sie verunsichern?

»Was ist denn das?«

Sie wussten also nichts von der Klappe. Dann würde er sie ebenso

überraschen! Barutz nahm die Armbrust zur Hand, legte einen Pfeil an und spannte den Mechanismus. Die Spitze des Pfeils zeigte zur sich öffnenden Klappe. Ein schwaches Licht brannte an einem Docht neben zwei bleichen, müde und perplex dreinblickenden Gesichtern. Freund oder Feind?

»Wer ist ...«

Barutz betätigte den Abzug, der Pfeil drang in seine Brust. Er schnappte nach Luft, torkelte aus seinem Blickfeld und die Öllampe glitt ihm aus der Hand. Schnell lud die Armbrust mit einem weiteren Pfeil und spannte sie mit einer Handbewegung. Dann sprang er aus dem Loch heraus, stieß gegen den anderen Mann und rannte in den Raum hinein.

»Halt!«, rief er ihm hinterher.

»Kümmere dich um deinen Freund!«, sagte Barutz nur und hielt auf der Treppe an. Erst jetzt verschaffte er sich einen Überblick: Er befand sich in einem Lagerraum unterhalb des Erdgeschosses. Überall waren Kisten und Fässer, die ihm gut als Versteck gedient hätten. Doch dafür war es zu spät.

Der Diener der Shaura lachte trocken. »Der ist gleich wieder auf den Beinen. Eindringling!«

Barutz stellte sicher, dass er alle Sachen bei sich hatte – die Armbrust hielt er in der Hand, da waren sein Werkzeug, hier die Keule – und rannte die Treppe hoch. Auf dem Weg hinauf versteckte er den leuchtenden Kristall wieder in seiner Brust. Dem Raum im Erdgeschoss schenkte er wenig Beachtung. Stattdessen lokalisierte er eine Tür, die nach draußen führen sollte (sie war nicht verschlossen) und trat ins Freie. Er war nahe der Mauer und fand eine Stelle, wo ein Haus an die Wehranlage gebaut war, und ein dunkler Schatten ihm Schutz geben konnte. Seine Fähigkeit, mit dem Stein zu verschmelzen, war an der Oberfläche und bei künstlichen Bauwerken eingeschränkt, doch es sollte ausreichen. Er versteckte sich im nächtlichen Schatten.

Der Diener der Shaura war ebenfalls hinausgetreten, gefolgt von dem anderen Kerl, den Barutz gerade noch in der Brust getroffen hatte. Es war nicht der präziseste, tödlichste Schuss gewesen, aber wie er mit dem Pfeil in der Hand munter hinausspazierte, als wäre nichts geschehen, irritierte ihn. Dumm waren sie nicht: Sie gingen mit

kurzen Schwertern in der Hand auf sein Versteck zu. Selbst jemand ohne seine Fähigkeiten wäre auf die Idee gekommen, sich in dieser dunklen Ecke zu verbergen.

Er wollte die Armbrust anlegen. Das brachte aber nichts, dachte sich Barutz, während der zuvor Getroffene achtlos den Pfeil zu Boden fallen ließ. Ach, er hatte keinen anderen Einfall. Der Pfeil sauste von der Armbrust und traf denselben Kerl noch einmal, diesmal in die Stirn. Er verdrehte die Augen und sackte schlaff zu Boden.

»Ach«, kommentierte der andere.

Entschuldige, Simund, dachte Barutz, nahm die Keule an sich und stürmte auf den verbliebenen Typen zu. Er hob die Waffe beidhändig und in Ermangelung von Reichweite schlug er ihm die Knie entzwei. Mit einem Stöhnen fiel er um und hielt sich vor Schmerzen die getroffene Stelle.

»Zumindest Schmerzen könnt ihr spüren. Warte.«

Barutz stellte sich neben den Kopf des Shaura-Dieners, zielte, holte aus und schickte ihn mit einem sicheren Schlag ins Reich der Träume.

Barutz wollte sich gerade für seine saubere Arbeit beglückwünschen, da kehrte der andere wieder zu den Lebenden zurück. Es war, als erwachte er aus einem schönen Traum, so dummglücklich, wie er dabei dreinblickte. Erst dann fiel ihm der Pfeil ein, der ihm noch immer aus der Stirn ragte. Er wollte ihn anfassen, da war Barutz bereits mit einem Seil zur Stelle.

»Nein, nein, nicht so schnell«, sagte er, band ihm die Hände fest und knebelte ihm den Mund. Da er mit den Füßen zu strampeln begann, schnürte er diese auch zu.

Dann ging es an die mühsame Arbeit, die beiden wieder zurück ins Haus zu schleifen. Doch er hatte einen Plan. »Wir werden uns einen Moment unterhalten«, sagte er und grinste.

Kapitel 40, Simund

Seine Bewacher waren stumme Skelette ohne eigenen Willen. Sie anzusprechen und Informationen aus ihnen herauszupressen, war nicht möglich. So blieb ihm nichts anderes übrig, als ihnen zu folgen und sich all die Gräuel zu merken, die Simund auf dem Weg zu Paraxus sah, damit er sie ihnen später heimzahlen konnte.

All das hätte nie passieren dürfen. Wiedermal verfluchte er sich selbst sowie Paraxus und schwor sich, diesem unheiligen Treiben ein Ende zu setzen.

Akleion erkannte er kaum wieder, obwohl er hier einige schöne Monate verbracht hatte. Es mochten dieselben Straßen und dieselben Häuser sein. Doch nichts hier atmete den stolzen, intellektuellen und achtbaren Geist der Stadt, so wie er ihn kennengelernt hatte. Stattdessen wehte der Odem des Todes durch die Gassen und Straßen, erfüllte eine klamme Stille die Häuser und es fehlte an Farben. Erst fiel ihm auf, wie grau und öd die Stadt ihm erschien. Nicht nur, weil es Nacht war, die Diener der Shaura hatten auch von den Statuen und Bildern alle Farben ausgesogen, sie abgewetzt oder auf irgendeine Weise verbleichen lassen. Als sollte die Stadt dem Reich der Toten ähneln, in dem Simund eine qualvolle Weile verbringen musste.

Zumindest hatte er eine Ahnung, wo es hinging: Die Skelette führten ihn ins Villenviertel. Das überraschte ihn nicht, Paraxus hatte sich bestimmt eines der großen Häuser geschnappt und zum eigenen Palast erklärt, wenn nicht sogar Daedlus' Haus. Währenddessen wuchs die Zahl der Shaura-Priester, die sich dem Geleit anschlossen. Von überall strömten sie heran, als wenn die Dunkelheit sie ausspuckte. Waren es Diener der Shaura gewesen, die Akleion überfallen hatten, oder waren es gar Akleioner, die zu diesem Kult verführt wurden? Simund bildete sich ein, bekannte Gesichter unter den Kapuzen zu entdecken.

Es kam so, wie Simund es erwartet hatte: Sie näherten sich Daedlus' Villa. Er sah Rauchschwaden hinter der Mauer des Anwesens aufsteigen. Eine große Anzahl an Wachen stand am Eingang des Grundstücks. Stumm ließen sie ihn passieren. Hinter der Mauer war Daedlus' so schöner und gepflegter Garten verschwunden.

Stattdessen wurden alle Bäume abgeholzt, die Beete, Sträucher und Büsche verwüstet und an deren Stelle brennende Altäre aus Stein errichtet. Davor lagen die aufgeschichteten Gebeine und Schädel der Geopferten. Simund wollte sich nicht ausmalen, welche grausamen Rituale diesen Grund und Boden verunreinigt hatten.

Die Skelette und Diener der Shaura führten ihn ohne Umwege ins Gebäude. Zunächst bot sich ihm ein gewohnter Anblick, ganz anders als der verunstaltete Garten. Paraxus hatte die Ausstattung der Räume in ihrem ursprünglichen Zustand belassen. Nur der ein oder andere Schädel oder Knochen störte das gehobene Ambiente. Als sie aber in den Hauptraum traten, waren die Spuren des Shaura-Kultes unübersehbar: auf Bahren, Anrichten und als bloße Haufen aufeinander gestapelt, hat Paraxus sich hier ein Knochenreich errichten lassen; Knochen säumten den Fußboden an den Wänden; Schädel verteilten sich auf kleinen Tischen wie die Weinkaraffen beim Gelage; und auf den Klinen waren Skelette aufbereitet, als ruhten sie sich gerade aus. Es wirkte, als hätte Paraxus hier eine Versammlung darstellen lassen, nur befanden sich die Gäste nicht mehr unter den Lebenden.

Und Paraxus war der Gastgeber. Der einstige Tyrann von Tyon und unrechtmäßige Herrscher von Akleion saß auf einem Thron am Ende der Versammlungshalle, flankiert von mehreren Dienern der Shaura. Er trug seinen gehörnten Helm, einen Brustpanzer, Arm- und Beinschienen und neben ihm lagen ein Speer sowie ein breiter Schild. So vieles hier erinnerte Simund an ihr erstes Treffen, auch sein selbstgefälliges, siegessicheres Lächeln.

Die Skelette drückten ihn vorwärts, bis sie wenige Manneslängen entfernt vom Thron zum Stehen kamen.

»Wieso ist er noch nicht gefesselt?«, fragte Paraxus. »Legt ihm die Ketten an.«

Simund ließ es ohne Widerworte über sich ergehen. Es waren schwere Ketten, welche ihm die Hände hinter dem Rücken banden.

»Gut, nun können wir reden.«

»Wo sind Daedlus' Töchter und seine Gattin?«, verlangte Simund zu wissen. »Ich rede erst mit dir, wenn ich weiß, dass sie in Sicherheit sind.«

»Keine Sorge, es geht ihnen gut.« Paraxus deutete hinter sich und

einer der Shaura-Diener verschwand im Dunkeln. »Gedulde dich einen Moment.«

»Und was hast du mit mir vor?«, fragte Simund und sah ihn herausfordernd an. »Willst du unseren Kampf vom letzten Mal wiederholen? Das kannst du haben. Ich bin bereit und noch stärker als damals.«

Und wütender, dachte sich Simund.

Paraxus nahm den Speer zur Hand und ließ das stumpfe Ende geräuschvoll auf den Boden schlagen. »Pah! Was kümmern mich unsere Kämpfe von damals! Was kümmert mich Sieg oder Niederlage, Stolz und Ehre! Freue dich über deinen Sieg, für mich liegt er so fern, wie aus einem anderen Leben. Ein anderer war ich damals, ein sterblicher König und sterblicher Herrscher mit sterblichen Gelüsten. Doch heute sehne ich mich nach unsterblichen Errungenschaften. Das Reich, das ich hier begründe und aufbaue, wird ein unsterbliches sein. Unser voriges Leben spielt keine Rolle mehr.«

»So ziehst du deinen Hals also aus der Schlinge«, versuchte Simund ihn zu reizen. »Du hast Angst.«

»Wer den Tod nicht fürchtet, hat vor gar nichts mehr Angst.«

»Dann solltest du die Götter fürchten. Sie werden deine Seele richten.«

»Meine Seele gehört Shaura und sie hat mir ein ewiges Reich hier in der Welt der Sterblichen versprochen, das uns Unsterblichkeit bringen soll. Sobald ich den Stab habe –«

»Der Stab ist bei Hemanther. Er hat ihn verlangt. Sollte er dann nicht hier sein?«

Darauf wusste Paraxus keine Antwort. Er starrte ihn schlicht finster an. Hernesta und ihre Töchter waren seine Rettung; die Shaura-Diener brachten sie endlich herbei, an den Händen gefesselt, doch wohlbehalten. Jede von ihnen zeigte eine andere Reaktion: Hernesta hielt sich gefasst und stolz; Minervas Miene leuchtete auf, die jüngste Tochter schöpfte neue Hoffnung; Padeia, die mittlere Tochter, sah ihn stattdessen anklagend an; und Kadeira, die älteste Tochter, an der Simund sich in diesem Moment nicht sattsehen konnte, war so unergründlich wie eh und je.

»Ich halte mein Wort«, sagte Paraxus und wandte sich an die

Diener der Shaura. »Führt sie hinaus. Nehmt ihnen die Fesseln ab, wenn ihr am Tor angekommen seid.«

Zuerst vorsichtig, dann mit beschleunigten Schritten gingen sie an Paraxus vorbei. Vor allem die kleine Minerva konnte nicht schnell genug aus seiner Nähe flüchten. Doch bevor Kadeira ihr folgen konnte, stand er plötzlich auf und zog sie am Arm an sich heran.

»Bis auf dich! Du sollst mitansehen, wie er stirbt.«

»Lass mich los!«, forderte sie und pochte mit der Faust auf seinen breiten Arm.

»Was soll das?!«, rief Simund. »Sie soll gehen!«

Paraxus nahm ein kurzes Schwert vom Gürtel und hielt es ihr an die Kehle. »Nein, du darfst erst gehen, wenn wir sicher sind, dass Simund tatsächlich seinen Weg zu den Göttern gefunden hat. Ihr plant doch mit Sicherheit etwas! Das spüre ich.«

»Lass meine Tochter gehen!«, forderte nun auch Hernesta.

Doch Paraxus winkte ab. »Führt sie hinaus!«

Die Skelett-Krieger und Diener der Shaura setzten sanfte Gewalt ein, um Hernesta und die beiden Töchter aus dem Raum zu drängen. Ihr Geschrei und ihre Protestrufe trafen auf taube Ohren und bald drangen sie nur noch fern aus dem Inneren des Gebäudes, bis sie gar nicht mehr zu hören waren.

Simund machte das nur wütender. Sollte dieser Unhold doch seinen fehlgeleiteten Charakter unter Beweis stellen. Für Simund bewies er damit einmal mehr, welcher Fehler es war, ihn verschont zu haben. Doch es galt auch, einen kühlen Kopf zu bewahren und die Situation für sich zu nutzen. Simund trat einen Schritt nach vorne, als wollte er ihn anspringen. Da war einer der Shaura-Diener schon zur Stelle, ihm den Schaft seines Speeres in den Rücken zu rammen. Simund ging auf die Knie und plötzlich waren seine Hände dem Dietrich sehr nahe. Nur musste er es sehr geschickt und unbemerkt anstellen, wollte er sich aus den Fesseln befreien.

Außerdem brauchte er seine Keule oder eine andere Waffe.

»Freue dich auf den Tod«, sagte Paraxus. »Ich werde ihn nicht mehr erleben. Bringt mir den Ofen!«

»Den Ofen?«, fragte Simund.

Einige Shaura-Diener schoben einen breiten Ofen in der Form

eines Rindes auf Rollen herein. Ein Feuer brannte bereits darunter und das bronzene Rind glühte rötlich.

»Es heißt, ihr Merowa verbrennt eure Toten, seitdem ein Nekromant sie einst aus ihren Gräbern befreit und gegen euch gewandt hatte. Heute werden wir herausfinden, wie es ist, einen Halbgott bei lebendigem Leibe zu verbrennen.«

Kapitel 41, Piasus

»Warum tut Shaura das?«, fragte Piasus. »Was will Shaura mit all dem hier erreichen?«

Hemanther legte den Kopf schief. »Wieso interessiert dich das? Shaura beglückt uns mit der Gabe, frei zwischen der Welt der Lebenden und der Toten hin und her zu wandeln. Dafür verlangt sie nichts weiter als Huldigung und Opfer, wie jede andere Gottheit. In dieser Hinsicht unterscheidet sie sich nicht von Cherus oder den Göttern der Mykerios. Schlachtet ihr denn nicht auch Kälber und Stiere für eure Götter? Betet ihr nicht auch täglich zu ihnen?«

»Wir opfern keine Menschen«, antwortete Piasus. »Unsere Götter sind nicht so grausam.«

Hemanther lächelte traurig. »Ihr hattet einst auch euren Göttern Menschenopfer dargebracht. Verleugne es nicht. Auch euren Göttern verlangt es nach dem Blut der Sterblichen. Ihr lasst sie nur zu gerne verdursten. Deshalb sind sie schwach und lethargisch, während Shaura mit jedem Tag stärker wird, an dem in ihrem Namen gestorben wird.«

»Ja, schön und gut, aber was will sie?«

»Piasus, was soll das?«, fragte einer aus dem Gefolge. »Ihr zieht das doch nicht wirklich in Betracht, oder?«

»Ich muss es wissen! Es geht hier um das Orakel.«

Die schaute ihn flehentlich an, wie er es von dem sonst so schlafwandlerischen Mädchen nicht gewohnt war. Mittlerweile war sich Piasus sicher, dass es sich bei ihr nur um eine Nachahmerin handeln konnte! Sie sah ihr zum Verwechseln ähnlich, doch das richtige Orakel hätte das alles nur auf seine verträumt schläfrige Weise über sich ergehen lassen. Dieses Mädchen aber bettelte ihn an, sie irgendwie zu retten.

Wovon hatte das Orakel gesprochen? Er erinnerte sich: Sie sollten den Stab des Nekromanten behalten, weil dieses Objekt einst zwei Menschenleben retten sollte. Oder waren es drei? Deswegen hatte Piasus darauf bestanden, ihn selbst zu übergeben. Deswegen wollte Piasus ihn bei sich behalten. Und deswegen hatte er ja versucht, ihn zuvor einzusetzen. Hatte er versagt? Das Orakel sprach

nicht immer aus, was unweigerlich geschehen würde. Vielleicht irrte sie sich sogar. Oder es ging nie darum, den Stab so einzusetzen, wie die Nekromanten es taten. Sollte er ihn auf eine andere Weise einsetzen? Ach, er musste Zeit gewinnen.

»Ist das wirklich alles?«, fragte Piasus. »Ist Shaura wirklich nicht besser als all die anderen Götter? Anbetung und Opfer, das ist es, worum es ihr geht?«

Hemanther blieb still, doch sein Blick verfinsterte sich.

Piasus glaubte, einen wunden Punkt getroffen zu haben. »Es gibt mittlerweile Menschen aus meinem Volk, die zu Cherus beten, weil er als Sterblicher diese Welt betreten und viele Heldentaten vollbracht hatte. Wie euch Nekromanten zu besiegen. Er hat es nicht nötig, seine Diener mordend durch die Länder streifen zu lassen, um die Schar seiner Anhänger zu vergrößern. Die Geschichten seiner Taten, seiner Güte und seines Mutes reichen aus. Keine Versprechen, keine göttlichen Geschenke – nur seine Taten, die seine Merowa mündlich überliefern, weil es sie vereint, weil es sie inspiriert und erbaut. Was kann Shaura da bieten? Ein ewiges Leben in dieser oftmals so trostlosen Welt? Cherus hat die Welt besser gemacht.«

Das Argument wirkte. Hemanther baute sich vor ihm auf. Seine Gestalt wirkte plötzlich größer, breiter und dunkler, als würde sie das Mondlicht verschlucken. Sein Mantel lüftete sich und darunter kam eine ausgedörrte, knöchelige und fahle Gestalt zum Vorschein, die sich nicht auf den Beinen halten durfte. Unweigerlich trat sein Gefolge einen Schritt zurück, während Piasus unter Aufwendung seiner ganzen Willenskraft auf der Stelle stehenblieb.

Eigentlich war er nur steif vor Angst.

Hemanther sprach nun leise, doch auf eine merkwürdige Weise auch laut, undurchdringlich und sich tief in seinen Schädel bohrend. »Du willst wirklich wissen, warum Shaura all das tut? Warum sie uns diese Macht gibt? Warum sie sich bei den Sterblichen so verhasst macht? Wenn ich dir das sage, dann musst du dich uns entweder anschließen oder ich muss dich töten. Und ich bin nahe genug dran, um Letzteres mit einer Geste zu erledigen.«

Piasus musste erst einmal den Kloß in seinem Hals hinunterschlucken, bevor er antworten konnte. »Ich muss wissen, worauf ich mich einlasse. Alles andere wäre unklug.«

»So, unklug? Dann höre mir genau zu. Shaura ist es leid«, das letzte Wort klang klagend, als spräche die Göttin direkt durch ihn. »Sie ist es leid, über ein Reich aus Maden und Staub zu gebieten, aus Elend und Trübsal, während die Götter im Himmel jeden Luxus, jedes Glück und jeden Glanz genießen dürfen. Es ist nicht Neid, der sie antreibt. Nein, solche kleinlichen Gefühle sind ihr zuwider. Sie will, dass die Menschen noch zu Lebzeiten so leiden müssen wie in ihrem Reich.«

»Wieso?«, fragte Piasus. Währenddessen machte er eine Bewegung mit der Hand hinter seinem Rücken, die sein Gefolge hoffentlich zu deuten vermochte.

»Weil die meisten Menschen nicht wissen, wie gut sie es haben. Sie sehnen sich nach dem Himmel, doch wissen sie das Licht nicht zu schätzen, das von eben diesem Himmel zu ihnen herabfällt. Sie lechzen nach göttlicher Speise und göttlichem Trank, während der Saft des Apfels sie langweilt. Sie wollen die himmlischen Stimmen der Götter und ihre himmlische Musik hören, doch hören sie das Rauschen der Blätter nicht. Und dann kommen sie in ihr Reich und wehklagen, flehen und verzweifeln. Dabei könnte es noch so viel schlimmer sein.«

»Wie, noch schlimmer?«

»Es gibt Abgründe auf dieser Welt, von denen die meisten Menschen keine Ahnung haben. Ich habe sie gesehen. Nur erspäht habe ich sie, doch das war genug, um dem Tod auf ewig entfliehen zu wollen. Ich sage dir: Hüte dich vor den Wesen, die in den Wäldern lauern, in den Ruinen des Südens und in den dunkelsten Tiefen des Höhlenreiches! Was sie deiner Seele antun können, sprengt jedes Vorstellungsvermögen!«

Piasus schwieg darauf. Hatte Hemanther da wirklich Angst gezeigt? Er glaubte nicht, dass der Nekromant ihn gerade anlog.

»Wenn jeder Sterbliche dieser Welt sie anbetet«, fuhr Hemanther fort, »so wie es ihre Diener in dieser Stadt tun, dann wird es keinen Unterschied zwischen ihrem Reich der Toten und der Welt der Sterblichen geben. Es wird eins sein. Eine Welt, wo weder Tod noch Leben herrscht. Ein stilles, ruhiges und blasses Sein ohne die Wallungen der Gefühle, ohne die Freude der Geburt und ohne die Qualen des Sterbens. Und wir sind erlöst. Keine Qualen mehr, keine

Furcht vor dem tiefsten Dunkel dieser Welt.«

»Das ist doch Wahnsinn!«, entfuhr es Piasus.

Hemanther trat einen Schritt zurück. »So denkst du also? Schade, sehr schade. Aber glaube nicht, die Gedanken, Gefühle und Pläne von Gottheiten durchschauen zu können. Nicht alle Götter wollen nur spielen. Auch zwischen ihnen tobt ein Machtkampf.« Er seufzte, lange und müde. »Leider scheint es so, als ob meine Worte dich nicht überzeugt hätten.«

Hemanther hob seinen dünnen, fauligen Arm und deutete auf das Orakel. Seine Haut und Knochen erschienen fahl und blass im Mondlicht. »Damit ist es um das Orakel geschehen.«

»Nein!«, rief Piasus aus und schlug mit dem Nekromantenstab zu.

Die Waffe traf mit Kraft. Hemanther wankte zur Seite, der erschrockene Seufzer war tief und langgezogen. Piasus sprang an ihm vorbei und auf den Diener der Shaura zu. Der war unschlüssig, was er tun sollte, schaute hilflos zum Nekromanten. Als Piasus über ihm stand, wollte er schließlich mit dem Messer zustechen. Das Orakel stieß einen kurzen Schrei aus, als der Stab auf seinen Kopf niederfuhr und den Anhänger der Shaura zusammensacken ließ.

Dann brach das Chaos aus.

Piasus hob das Mädchen hoch, sie klammerte sich an ihn. Nun war er sich sicher, dass es sich nicht um das Orakel handelte. Währenddessen hatte sein Gefolge ebenfalls nicht gezögert: Gut die Hälfte von ihnen war über Hemanther hergefallen und hatte ihm die Speere von mehreren Seiten durch den Leib gerammt. Die andere Hälfte wehrte die restlichen Diener der Shaura ab. Die zeigten unterschiedliche Reaktionen, einige waren wütend und bewarfen sie mit Knochen, Steinen oder den Waffen, die sie gerade in der Hand hielten. Andere gingen gleich zum Angriff über. Fanatisch wie sie waren, liefen sie ohne Todesangst ins Verderben, direkt in die Klängen und Speerspitzen des Gefolges hinein. Viele andere jedoch hatten es mit der Angst zu tun bekommen und liefen davon. Wieder andere wandten sich an ihre Göttin und beteten auf den Knien zu ihr.

»Wie ist dein Name?«, fragte Piasus das Mädchen.

Sie schaute ihn mit großen, verlegenen Augen an.

»Du bist nicht das Orakel. Wir haben keine Zeit, also lassen wir das. Wie heißt du?«

»Arathea«, sagte sie.

»Gut, Arathea. Wir müssen jetzt sehr schnell sein. Kannst du das?«

Sie nickte. »Meine Beine sind noch etwas müde, aber ...«

Ein lautes, tiefes Stöhnen riss sie aus ihrem Satz. Sie schaute zu Hemanther, den das Gefolge gerade an den Speerspitzen in die Luft gehoben hatte, als wäre er eine Trophäe. Der Nekromant allerdings war wohlauf, so wohlauf er als Untoter sein konnte, und wandelte das Stöhnen in ein finsternes Lachen. Seine freie Hand fasste einen der Speere, sein Lachen schwoll an und der Schaft zerbröselte in seinem Griff. Nacheinander brachen so die Speere auseinander, als wären sie zerbrechliche Zweige. Panik brach im Gefolge aus, als er einen der ihren zu fassen bekam. Der Körper des Gefolgsmanns alterte vor ihren Augen. Sie mussten mitansehen, wie er qualvoll dahinsiechte und schließlich zu Staub zerfiel.

Piasus nahm sie bei der Hand. »Wir rennen«, und als sie am Gefolge vorbei waren, rief er: »Lauft!«

Einige stießen Hemanther wieder ihre Speere in den Rücken, andere warfen Speere und Rüstungen von sich, um ins Wasser zu springen. Wer Piasus' Worte verstanden hatte, der half ihm dabei, eine Bresche durch die Anhänger der Shaura zu schlagen. Piasus drosch mit dem unzerstörbaren Nekromantenstab auf sie ein, bis sich das Holz rot färbte, während er Arathea hinter sich herzog. Ein blutiges Hauen und Stechen begann. Das Gefolge tat sein Bestes und viele Anhänger der Shaura kamen ums Leben, wenn sie nicht wieder von den Toten aufsteigen sollten. Wichtig war nur, dass sie vorwärtskamen.

»Erwacht!«, rief Hemanther, der sich befreit hatte und die Arme ausbreitete.

»Zum Tor!«, rief Piasus. »Nur raus aus der Stadt!«

Hatte er versagt? Doch Piasus sah es anders: Vorerst hatte er ein Leben gerettet, ohne Nekromantie einsetzen zu müssen!

Kapitel 42, Barutz

Barutz rieb sich die Hände. Im Reich der Zwerge dürfte er sich so etwas nicht erlauben. Als Abklopfer war es seine Aufgabe, erwünscht oder unerwünscht in abgesicherte Horte einzubrechen, ohne dabei Gewalt gegen deren Bewohner anzuwenden. Das war tabu. Er sollte die Verteidigungsanlagen und die Schutzmechanismen austesten und nicht denjenigen Schaden zufügen, die diese Mechanismen eigentlich beschützen sollten. Doch hier galten andere Regeln (wenn es überhaupt welche gab) und das hier waren keine (potenziellen) Kunden, sondern der Feind. Keiner würde es ihm übelnehmen. Abgesehen von diesen beiden hier.

Hatte Barutz da eine sadistische Ader in sich entdeckt? Oder spielte er nur den rauen Zwerg, der vor nichts zurückschreckte, um sie besser einzuschüchtern? Er schlug die Faust in die offene Hand und grinste sie genüsslich an. Allerdings schien das nicht die erhoffte Wirkung zu zeigen. Die beiden geknebelten und gefesselten Diener dieser Shaura waren nicht so angsterfüllt, wie er hoffte. Würden sie reden?

»Wir können das hier schnell erledigen oder uns Zeit lassen«, knurrte Barutz. »Das hängt ganz von euch ab. Sagt mir, wo sie Simund hinbringen werden, und ich lasse euch in Ruhe.«

Die beiden saßen auf dem Boden, die Hände hinter dem Rücken gefesselt, angelehnt an der Wand. Das schwache Licht der Öllampe erleuchtete den spärlich eingerichteten Raum. Barutz konnte hier dank seiner Zwergensicht alles sehen. Doch wie wirkte er aus ihrer Sicht? Welchen Eindruck machte er in ihren Augen? Mit Worten war er eh nie gut. Dann musste er wohl deutlicher werden. Er nahm einen Werkzeughammer aus seiner Werkzeugtasche.

»Ihr braucht eure Finger nicht zum Reden. Ich kann einen nach dem anderen brechen. Insgesamt habt ihr zwanzig davon. Wir können das hier zu einer langen, qualvollen Nacht machen.«

Die beiden schauten einander an. Barutz mochte es nicht, wie sie stumme Zwiesprache hielten. Er schlug mit dem Hammer neben ihnen auf den Boden. Zumindest davor erschrakten sie sich.

»Ich habe es mittlerweile auch mitbekommen: Ihr fürchtet den

Tod nicht. Eine tolle Göttin habt ihr da, aber kann sie euch auch vor den Schmerzen schützen?»

War das ein Fehler gewesen? Ihnen zu der Wahl ihrer Gottheit zu gratulieren und ihnen einzugestehen, dass sie keine Angst vor dem Tod hatten? Ach, Meister Svorgir hatte ihn auf so etwas nicht vorbereitet.

Er hatte das Gefühl, schnell etwas tun zu müssen und zu beweisen, dass seine Worte nicht nur leere Drohungen waren. Er riss sich einen der beiden von der Wand, drehte ihn unter Protestrufen um und griff sich die gefesselten Hände. Dabei musste er sich anstrengen, die Hände auf den Boden zu platzieren und gleichzeitig die Finger freizubekommen. Dann hob er den Hammer und holte aus.

Und er schlug zu. Der Hammer landete nicht genau dort, wo er hingezielt hatte, und traf stattdessen zwei Finger. Der Diener schrie auf, selbst mit dem Knebel war es für Barutz eine Spur zu laut. Am Ende bemerkte es noch jemand!

»Gut, gut!«, sagte er. »Nun wisst ihr, dass ich es ernst meine! Acht hast du noch! Und? Seid ihr bereit zu reden?«

Der eine Diener war noch immer am Herumschreien, der andere sah ihn nur entgeistert an. Eingeschüchtert vielleicht, doch machte er keine Anstalten, reden zu wollen.

Was nun? Barutz wollte nicht sofort den nächsten Finger brechen. Sonst gingen sie ihm schneller aus, als ihm lieb war.

»Mir ist gerade eingefallen, dass ihr noch Zehen habt.« Er grinste. »Und Zähne. Oh ja, Zähne.«

Der mit acht Fingern hatte sich mittlerweile beruhigt und atmete nur noch schwer. Barutz lehnte ihn wieder gegen die Wand, während er stetig seinen wütenden Blick auf sich fühlte.

Er seufzte gespielt. »Wartet. Ich habe da etwas.«

Barutz kramte in seiner Tasche und holte eine Zange hervor. »Statt euch die Finger und Zehen zu zerquetschen, könnte ich euch schlicht die Nägel herausreißen. Langsam. Gaaaanz langsam.«

Eigentlich hatte er keine Lust, den beiden die Sandalen auszuziehen und die Füße betatschen zu müssen. Barutz hoffte, die Drohung würde genügen.

Seine Geiseln blieben weiterhin stumm.

Barutz verdrehte die Augen. »Gut, gut« und ging neben einem auf

die Knie.

Da hatte er einen Einfall. Darauf hätte er vorher kommen sollen. »Ihr steht zwar immer wieder von den Lebenden auf, aber wie ist das, wenn ihr verhungert? Sterbt ihr dann augenblicklich erneut? Ein endloser Kreislauf aus Tod und Wiedergeburt? Stelle ich mir gar nicht schön vor.«

Langsam realisierten die beiden, was Barutz da gerade in Aussicht gestellt hatte. Die Qualen des Hungers, die kannten sie wohl nicht. Da ruckelte und wackelte derjenige, neben dem sich Barutz gekniet hatte. »Isch råde!«

»Wirklich?«

Er nickte eifrig.

Barutz löst den Knebel vom Mund. Der Diener der Shaura atmete einmal tief durch und sagte dann mit schwacher, erstickter Stimme: »Im Palast von Daedlus. Dorthin wollen sie Simund bringen.«

»Sicher?«, fragte Barutz.

Der andere Diener nickte ebenfalls.

»Das erzählt man sich. Ist nicht gerade ein Geheimnis. So hatten sie es seit Tagen geplant.«

Barutz sah nicht, wieso er lügen sollte. Einen besseren Anhaltspunkt hatte er eh nicht und es ergab Sinn.

»Gut, damit hast du uns allen viele Mühen erspart.« Barutz verknebelte ihn wieder, bevor er etwas erwidern konnte, packte seine Sachen zusammen und verließ das Gebäude.

Die Nacht war klar und ruhig. In der Ferne hörte er Schritte, Klage- und Freudenrufe. Das mussten die Einwohner der Stadt gewesen sein, die Akleion verlassen durften. Dann spürte er etwas im Boden vibrieren. Sehr schwach, beinahe hätte er es nicht bemerkt. War es das Herr außerhalb der Mauer, das in Bewegung geraten war? Oder etwas anderes in der Stadt, außerhalb seiner Hörreichweite? Versteckte sich etwas unterhalb der Oberfläche, von dem er nichts wusste? Wenn dem so wäre, hätte er es während seines Aufenthalts in Akleion bemerkt.

Keine Zeit, sich darüber Gedanken zu machen. Er musste zur Villa von Daedlus und Simund seine Keule bringen. Das war seine Aufgabe. Und bislang war alles gut verlaufen. Er hatte nur etwas Zeit

verloren. Das Einschüchtern war nicht seine Expertise, aber nun ging es ans Schleichen. Und darin verstand sich bestens. Selbst hier an der Oberfläche sollte das kein Problem sein.

Und es war leichter als damals, als er sich durch Tyon geschlichen hatte. Die Stadt war wie ausgestorben, die meisten Behausungen leer (soweit sein Zwergensinn das feststellen konnte) und nur wenige Diener der Shaura patrouillierten durch die Straßen. So groß war ihre Streitmacht gar nicht, dachte sich Barutz. Dem Heer auf der anderen Seite der Mauer hatten sie nichts entgegenzusetzen. Wäre da nicht dieses ständige Vibrieren, dieses Bewegungen unterhalb seiner Füße.

Barutz spähte gerade um die Ecke eines Hauses, als es ihm erneut auffiel. Er hatte bereits einen guten Weg zum Villenviertel zurückgelegt und war dabei den Patrouillen der Shaura-Diener ausgewichen. Das Vibrieren war ihm wiederholt aufgefallen, doch nun wurde es stärker, wilder. Es war, als lebte etwas unter ihm.

Barutz stellte sicher, dass er hier allein und unbeobachtet war. Dann legte er sich flach auf den Boden und horchte in die Erde hinein. Eindeutig, da war eine Bewegung. Etwas Kleines, Kleinteiliges, doch in großer Zahl Vorhandenes führte dort unten einen wilden Tanz auf.

»Was ist das?«, fragte er sich selbst. »Ach, ich sollte mich nicht ablenken lassen.«

Er stand auf und schickte sich an, seinen Weg fortzusetzen. Doch dann nahm das Vibrieren zu. Und es kam näher. Was auch immer es war, es bahnte sich seinen Weg durch das Erdreich.

Dann erschien der erste Knochen aus der Erde: zuerst die Fingerknochen, dann die bleiche Hand, dann der Rest des fleischlosen Arms. Weitere Finger, Hände, Glieder und dann Schädel und andere Gebeine sprossen aus dem Boden wie bei einem beschleunigten Frühling. Nur waren es keine lieblichen Blüten, an denen sich die Oberweltbewohner nicht sattsehen konnten. Es waren die Hinterbliebenen der Menschen selbst.

»Die Begrabenen«, sagte Barutz. »Sie haben ihre Toten unter der Stadt begraben?!«

Barutz rannte, so schnell ihn seine zugegebenermaßen kurzen Beine tragen konnten. Wie viele hatten sie hier begraben? Wie lange gab es diese Kolonie schon? Handelte es sich tatsächlich um die

verstorbenen Akleioner, welche ihre Verwandten nahe bei sich beisetzen wollten? Barutz überlegte angestrengt, während er jede Vorsicht in den Wind schlug und schleunigst die Straße entlanglief. Verbrannten sie ihre Toten nicht wie die Mykerios? Er konnte sich nicht erinnern, jemals einer solchen Zeremonie beigewohnt zu haben.

Eines war sicher: Das war das Werk des Nekromanten. Wenn er diesen Spuk beenden und heil diese Stadt wieder verlassen wollte, dann musste er Simund seine Keule geben. Das Villenviertel war nicht weit, er konnte die mehrgeschossigen Häuser mit ihren weitläufigen Grundstücken in der Ferne sehen.

Er rannte an einer Gruppe von Shaura-Dienern vorbei, die drei weibliche Gestalten bewachten, zusammen mit diesen Knochenmännern. Sie hatten ihn bemerkt. Ein Augenblick verging, bevor ihnen bewusst wurde, was hier vor sich ging.

»Haltet ihn!«, riefen sie. »Das ist der Zwerg, vor dem Paraxus gewarnt hatte!«

Barutz hielt nicht an, allerdings erlaubte er sich einen Blick nach hinten: Die Untoten waren zu Scharen aus dem Erdreich gestiegen. Irgendwie hatte Barutz das ungute Gefühl, dass Schleichen nicht mehr angebracht war.

Kapitel 43, Daedlus

Sie hielten ihn für verrückt. Die Generäle dachten, ein Wahn wäre über ihn gekommen und er würde ihren ganzen Feldzug und die Befreiung der Stadt gefährden. Viel Überzeugungsarbeit war notwendig und in kurzer Zeit. Schließlich ließ er Barysus und seine Reiter zu sich holen. Daedlus befahl ihnen, sie sollten vor dem Heerlager Aufstellung nehmen.

»Sie werden die Tore schließen!«, warf einer der Generäle ein.

»Dann müssen wir schneller sein«, antwortete Daedlus. »Außerdem verlassen noch immer Einwohner die Stadt. Sollten sie das Tor schließen, dann werden die Akleioner selbst es offenhalten, damit ihre Mitbürger hinaus können.«

»Die Akleioner sollen das Tor offenhalten?!«, erboste sich ein anderer General. »Da spricht nicht die Vernunft aus Ihnen, Erster der Stadt. Zu viel ist vom Glück abhängig. Ihr verrätet außerdem unsere Abmachung mit dem Feind!«

Da kam ihm ein General zu Hilfe. »Was scheren uns Abmachungen mit Nekromanten? Die Götter werden es uns verzeihen.«

Der General drohte dem anderen General mit der Faust. »Ich Sorge mich nicht um unsere Ehre, sondern um die Vergeltung, zu der sich der Feind dann berufen fühlt, sollten wir das Tor mit unseren Reitern stürmen!«

Barysus war mit seinen Reitern angekommen. Sie hatten sich gerüstet, denn ein Späheinsatz sollte es nicht werden. Eine kleine Schar, doch für einen plötzlichen Überfall könnte es ausreichen.

»Die gehen nicht, bis wir etwas entschieden haben!«

»Wir haben nicht viel Zeit«, sagte Daedlus. »Sie haben unsere Vorbereitungen zu einem Angriff bestimmt schon bemerkt.«

»Dann erklärt Euch doch!«

Es war eine Eingebung, ein plötzliches Gefühl, ein Gedanke, den eine andere Intelligenz in ihm gepflanzt hatte. Er schaute zu Barysus und sah nur seine Verwirrung und Unschlüssigkeit. Sie sprang auf Daedlus über und er fragte sich ebenso wie die Generäle, was dieser Angriff bewirken sollte.

Dann musste er an das Orakel denken und was sie ihm geweissagt hatte. Mehr noch, wie ihre Worte auf ihn gewirkt hatten. Sonst so entrückt und fern, hatte sie direkt zu ihm gesprochen. Seine sonst so kalte Vernunft hatte versagt und war einer himmlischen Gewissheit gewichen, das Richtige tun zu müssen.

Nur konnte er schlecht ein vages Gefühl seinen Generälen erklären. »Wie immer liegt es an uns, die Worte des Orakels zu interpretieren. Sie hat uns gesagt, Simund wird ein Pferd brauchen. Wie wird er es bekommen? Wisst Ihr, ob es noch Pferde in Akleion gibt? Wo sie sich befinden? Wenn ein Pferd bereits in seiner greifbaren Nähe ist, wieso muss das Orakel uns mitteilen, dass er eines nötig hat?«

»Aber gleich ein Angriff?«, fragte einer der Generäle. »Ist das nicht zu viel?«

»Ich glaube nicht daran, dass dort drinnen alles so abläuft, wie wir es uns wünschen. Das tut es nie. Es wird zu Komplikationen kommen und der Feind hat bestimmt Fallen vorbereitet oder eine andere Hinterhältigkeit geplant. Ich traue weder diesem Nekromanten noch Paraxus! Und Ihr wahrscheinlich auch nicht. Nein, sie brauchen Hilfe! Und die Stadt steht offen! Ich sage: Holen wir sie uns zurück, mit Gewalt und forschem Mut!«

»Und die Akleioner? Eure Frau und Töchter sind noch immer dort drinnen.«

Das war Daedlus nicht entgangen. Die Sorge, dieser Angriff könnte ihnen das Leben kosten, lastete schwer auf ihm. Hilfesuchend wandte er sich an das Orakel.

Sie verstand, ohne seine Worte hören zu müssen. »Sie sind in Gefahr. Nur Simund kann sie retten.«

Er drehte sich zu seinen Generälen um. »Was gibt es daran zu interpretieren? Das Orakel hatte nie so deutlich gesprochen! Ich sehe Eure Sorgenfalten, sehe die Angst in Euren Augen. Doch das Schicksal ruft und es verlangt ein Wagnis! Nicht mehr können wir untätig herumsitzen und darauf hoffen, dass der Feind sich ehrenhaft verhalten wird. Ich sage: Wir schmeißen unsere Ehre über den Haufen und holen uns den Sieg! Soll die Geschichte über uns richten.«

Lärm drang von der Stadt zu ihnen. Die Menschen verließen die

Stadt schneller, viele rannten. Es sah nach Panik aus, nach Flucht.

»Etwas geht dort vor sich! Jetzt oder nie!« Er setzte ein siegessicheres Lächeln auf. »Auch wir sollten uns für den Kampf rüsten.«

Die Schreie, der Lärm in der Stadt, die Worte des Orakels und seine Rede hatten die Generäle endlich überzeugt. Einige schüttelten den Kopf, nur um dann zu nicken. Andere zogen ihre Waffen, um Kampfbereitschaft zu signalisieren. Und wiederum andere forderten die Reiter auf, endlich die Stadt zu nehmen.

»Dann soll es so sein«, sagte Barysus. »Für Akleion und für den Ruhm!«

Die Reiter stimmten mit ein. Donnernd setzten sich die Pferde in Bewegung. Ein kurzer Trab steigerte sich zu einem Ritt Richtung Tor. Die Flüchtenden machten ihnen Platz, drängten von der Straße und wünschten den Reitern viel Glück, als ob sie wüssten, was sie vorhatten.

Der Anblick gab Daedlus Mut. Die Sorge um seine Familie konnte er nicht abschütteln, doch etwas zu tun, eine Entscheidung zu fällen und aktiv einzugreifen, hob seinen Geist und trieb ihn zu weiteren Taten an.

»Das Heer soll die Stadt weiterhin umzingeln«, sagte er. »Ich brauche nur unsere besten Männer.«

Kapitel 44, Simund

Kadeira schrie über sie hinweg, als sie Simund an Händen und Füßen packten und ihn in Richtung der ungewöhnlichen Foltervorrichtung drückten. Es waren kalte, leblose Hände, im starken Kontrast zu dem heißen Glühen des Ofens, der sich bereits rot verfärbt hatte. Die Hitze trieb ihm den Schweiß auf die Stirn.

Mit Leibeskräften kämpfte er gegen die vielen Hände und Arme an, verdrehte den Oberkörper, rammte seinen Ellenbogen in eine Rippe und seine Schulter in eine Nase. Jemand fasste ihn am Oberschenkel und er stieß sein Knie gegen einen Unterkiefer. Klamme Finger griffen seinen Unterarm, Simund riss ihn hoch und schlug dem verduzt dreinschauenden Diener der Shaura seine flache Hand ins Gesicht. Sie drückten ihn von hinten zum Ofen, auf dass er dagegen trat. Das Folterwerkzeug war allerdings zu schwer, um einfach so umzufallen. Stattdessen schob er es nur einige Längen weiter von sich.

Währenddessen schrie Kadeira, verfluchte sie und verfluchte vor allem Paraxus. Simund hatte keinen freien Blick auf sie, so konnte er nur hoffen, dass der Tyrann ihr keine Gewalt antat.

Zeit. Er brauchte Zeit. Eine gebrochene Nase mehr, dort einen verdrehten Arm, dort einen Schlag in die Rippen. Solange sie ihn nicht mit Waffengewalt in den Ofen zwangen, konnte er sich mit Händen und Füßen wehren. Er war stärker als sie, verzweifelter, wütender und voller Sorge um Kadeira und die Stadt. Zeit und den Segen von Cherus, das war alles, worum er in diesem Moment bat.

»Pah!«, hörte er Paraxus ausrufen. »Alles muss man selbst machen!«

Simund hörte seine gewaltigen Schritte näherkommen. Ein wütendes Stampfen von jemandem, der etwas schnell zu Ende bringen wollte. Die Hände ließen von ihm ab. Simund wusste, er war stark, doch traute er sich nicht zu, in einem direkten Kräftemessen mit Paraxus zu bestehen. Wenn er ihn in den Ofen schieben wollte, dann konnte er das mit der Hilfe seiner Untergebenen ohne Weiteres tun. Ihm genügte ein Blick nach hinten, um seine breite Gestalt zu sehen und wie er die Pranken öffnete, und Simund strampelte und

zehrte mit neuer Kraft.

Als jedoch die schweren Hände seine Schultern packten, kam ihm der Ofen und seine Glut plötzlich viel heißer vor. Seine Füße verloren den Halt, seine Arme und Fäuste schlugen erfolglos auf den gepanzerten Körper des Tyrannen. Und Simund betete.

»NEIN!«, stieß Kadeira den lautesten, inbrünstigsten Trotzruf aus, den Simund jemals gehört hatte.

Und da erschlaffte der Griff an seinen Schultern. Paraxus sog die Luft scharf ein, bis es zu einem heiseren Wimmern erstickte, und sein massiger Körper drückte gegen seinen Rücken. Simund fiel mit ihm zu Boden, rollte unter ihm hervor und sah über sich Kadeira, mit aufgelösten Haaren, einem zornesroten Gesicht und Paraxus' Speer in der Hand, den sie dem Tyrannen von hinten in den Nacken gerammt hatte.

Ein gezielter Stoß war es, an Helm und Brustpanzer vorbei, doch mit Kraft ausgeführt. Das hatte Simund ihr nicht zugetraut. Die sonst so geheimnisvolle Kadeira, diese dichte Wasseroberfläche, die er nicht durchdringen und das Dahinterliegende ergründen konnte, hielt nun einen blutigen Speer, das Gesicht wie ein Rache schwörender Geist verzerrt, schrecklich anzusehen, doch nicht hässlich. Stattdessen waren ihre Züge veredelt, ernster und erwachsener und in ihrer Härte von einer unerklärlichen Schönheit.

Sie ließ den Speer los. Erst jetzt schüttelten die Diener ihre Überraschung ab und griffen nach ihr. In ihren Mänteln gehüllt umschwirrten sie Kadeira. Sie wehrte sich, aber gleich darauf war sie aus Simunds Blickfeld verschwunden. Er glaubte, blankes Metall in ihren Händen aufblitzen zu sehen. Dann hörte er sie schreien.

Simund sprang auf und griff nach dem Speer. Sofort setzte er zum Angriff über. Seine Stöße waren geschwind und gezielt, trafen sie in den Rücken, in Arme und Oberschenkel. Wenn ihn ein Diener der Shaura packen wollte, wehrte er den mit der Speerspitze oder dem stumpfen Ende ab, einem Wirbel gleich, und wer Kadeira festzuhalten wagte, dem rammte er die Waffe durch den ganzen Leib. Zorn führte seine Angriffe, doch die Sorge um sie dämpfte seinen Übermut. Wer am Ende noch stand, der rannte aus dem Saal.

Sie waren fort. Simund ließ die Waffe fallen und kniete sich neben Kadeira. War sie verletzt? War es ihr Blut an der Kleidung

oder das der Shaura-Diener?

Sein Herz schlug stärker, als er bemerkte, wie immer mehr Blut floss. Ein Shaura-Diener hatte sie mit dem Messer am Hals erwischt. Auch aus anderen Schnitten und Stichen blutete sie, doch diese war die eine tödliche Wunde, die ihr den Atem und die Stimme nahm. Langsam wich ihr gesunder, kräftiger Teint einer tödlichen Blässe. Kadeira lächelte ihn schwach an, ihr Atem ging flach. Sie wollte etwas sagen.

»Ist gut, streng dich nicht an ...«

Simund nahm ihre Hände. Sie fühlten sich kalt an. Die Worte versagten ihm, dafür küsste er sie und benetzte sie mit seinen Tränen.

»Wir ... Ich ...« Er wollte tröstende, aufmunternde Worte finden, doch alle Sprache versagte ihm. Kadeira zeigte, dass Worte nicht notwendig waren, und lächelte ihn schlicht an, während sich ein Schleier um ihre dunklen, tiefen Augen legte.

Dann besann er sich und riss einem erschlagenen Shaura-Diener Fetzen von der Kutte. Ein notdürftiger Verband, doch es musste reichen.

»Ich hätte dich retten sollen«, sagte er währenddessen. »Ich hätte bei dir bleiben sollen.« Dann lauter: »Verflucht seien die Götter und alles Elend der Welt!«

Er hörte ein dreckiges, bösesartiges Lachen. Es war Paraxus, der sich langsam vom Boden erhob, während ihm das Blut aus dem Hals floss. Mit einem sadistischen und doch gequälten Lächeln schaute er zu ihnen hinauf.

»Du hast mich ... überrascht, Mädchen. Doch wie es aussieht, haben meine Leute mich bereits gerächt.«

Das Sprechen fiel Paraxus schwer. Er hielt sich die Wunde, zwischen seinen Fingern quoll das Blut hervor. Dann riss er sich ebenfalls einen Stofffetzen von einem Mantel seiner Shaura-Diener und versorgte auf dieselbe Weise seine Wunde.

Simund wollte ihn mit seinen bloßen Händen vernichten, obwohl der Tyrann bereits schwer verwundet und unbewaffnet war. Seine Hände brannten darauf, mit der überschüssigen Kraft, welche er aus seiner Verzweiflung und Wut auf die Welt zog, diesen großen, runden und garstigen Kopf zu ergreifen und ihn wiederholt gegen den Marmorboden zu hämmern, bis nur eine breiige Masse übrig

blieb.

Doch, das war nicht die Zeit dafür. Er legte sich Kadeiras Arm um die Schulter, schwach klammerten sich ihre Finger um ihn. Dann hob er sie behutsam hoch und drückte sie fest an sich. Den Speer nahm er mit.

Simund ignorierte Paraxus' Lachen, als er an ihm vorbeiging und den Raum verließ.

Ungestört gingen sie durch die menschenverlassenen, verunstalteten Gänge von Daedlus' Villa. Wie öde und traurig sie ihm nun vorkamen, als nähme Kadeiras schwindende Lebenskraft ihnen alles Licht und allen Glanz. Er spürte ihren Atem an seinem Nacken, ihre Augen waren halb geöffnet. Der Verband um ihren Hals hatte sich festgesogen mit Blut.

»Simund ...«, flüsterte sie.

»Rede nicht. Ich bringe dich zum Lager. Dort suchen wir dir einen Arzt.«

»Simund, du musst vorher etwas wissen ...«

»Schone deine Kraft. Du wirst leben. Dann kannst du mir alles erzählen.«

»Wenn du es sagst.«

Weitere Worte sprach sie nicht.

Sie traten hinaus in den Garten und erreichten unbehelligt den Ausgang des Anwesens. Simund wandte seinen Kopf um die Umfassungsmauer und wunderte sich über das, was er dort sah: Eine Horde bewegte sich auf sie zu, doch in der Dunkelheit konnte er nicht erkennen, ob es sich um Diener der Shaura, die Akleioner oder Soldaten des Heeres handelte. Es waren viele, das war sicher.

Waren es Feinde, dann musste er sich eben durch sie hindurchkämpfen. Egal, wie viele es waren. Vielleicht sollte er sie hier liegen lassen. Nein, das kam nicht infrage. Irgendwie sollte er es schon schaffen.

»Kadeira, kannst du dich an meinem Rücken festhalten? Ich werde eine freie Hand brauchen.«

»Das kriege ich hin.«

Noch bevor er sie umpositionieren konnte, bemerkte er etwas.
»Barutz?«

Der Zwerg bewies durchaus flinke kurze Beine, denn er rannte allen anderen voraus, dicht gefolgt von Daedlus' Frau und seinen anderen beiden Töchtern. Simund glaubte zu sehen, wie er auf sie deutete. Dahinter allerdings erkannte er eine große Schar an Skeletten. Sie waren unbewaffnet und ohne Rüstungen, doch von solcher Anzahl, dass er sich kaum gegen sie wehren konnte.

»Dann verbarrikadieren wir uns in der Villa«, antwortete Simund.

Der Zwerg war jetzt in Hörreichweite: »Lauft! Hinein!«

Simund rannte zurück zum Eingang der Villa, doch da stand Paraxus schon in der Tür. Der Stofffetzen um seinen Hals hatte sich dunkelrot verfärbt. Er hatte seinen breiten Schild ausgerüstet und ein Schwert von seinen Dienern aufgesehnt.

»So einfach kommt ihr mir nicht davon!«, rief er ihnen entgegen.

Simund stoppte. Hinter sich hörte er Barutz aufgeregter rufen und das Geräusch von hunderten von klapprigen Füßen.

Das Mondlicht schien auf den Hof. Ein sanfter Schimmer ging von dem Speer aus, den Kadeira Paraxus abgenommen hatte. Richtig, das war eine zwergengeschmiedete Waffe. Tiuz hatte diesen Speer gefertigt und ihn besonders robust und durchdringend gemacht. Von Paraxus' Schild ging dieser Schimmer nicht aus.

Der einzige Ausweg war nach vorne.

Simund legte sie vorsichtig auf den Boden ab. »Einen Moment.«

»Gib Acht«, sagte sie ihm.

Nun bot sich Paraxus als Ziel für seine Wut an, als Objekt der Vergeltung. Den Speer hielt Simund beidhändig, die Spitze auf seine breite Brust gezielt. Mit Blut und Schmerzen würde er dafür bezahlen müssen, was seine Diener seiner Kadeira angetan hatten. Schlimmer noch: Jetzt stand er zwischen ihnen und der sicheren Zuflucht vor einem neuen Feind. Simund setzte sich in Bewegung, erst langsam, dann schneller, mit dem festen inneren Gelöbnis, ihn zu erschlagen.

Paraxus hatte sich bis jetzt siegessicher gegeben, doch mit jedem von Simunds Schritten auf ihn zu wurde ihm langsam klar, welchen Fehler er begangen hatte. Dennoch stellte er sich breitbeinig auf, den Schild erhoben, sodass er seinen gesamten Körper abdeckte, und den Schwertarm nach vorne gestreckte.

Der Speer war länger als die Klinge; er schoss an Paraxus' Parade vorbei und drang in den Schild, dann tiefer. Simund spürte die Klinge

in den Knochen seines Oberarmes stoßen. Damit war sein Angriff nicht beendet. Stattdessen warf er sich mit der ganzen Wucht auf den bereits ins Wanken geratenen Paraxus, schob ihn durch die Tür hinein in die Eingangshalle der Villa und schaffte es dadurch, den Speer noch weiter in ihn eindringen zu lassen.

Paraxus fiel rücklings zu Boden und Simund war über ihm. Der Tyrann stöhnte auf und verzog das Gesicht. Tödlich war der durchdringende Treffer allerdings nicht, in seinen Augen glommen Wut und die Sehnsucht nach Vergeltung für den erlittenen Schmerz. Schon wollte er den Schwertarm heben, da drückte Simund ihn nieder und schlug die Hand mehrmals auf den Boden, bis er die Waffe fallen ließ.

Simund hob das Schwert auf und hielt es Paraxus an die Kehle. »Wie oft kannst du sterben?«

»Öfter als du«, sagte Paraxus mit schwacher Stimme.

»Das ist noch nicht entschieden.«

Er hörte Hernesta und die beiden Töchter aufschreien. Sie mussten Kadeira gefunden haben.

»Schnell, bringt sie hinein!«, rief Simund nach draußen.

Ihre Mutter und der Zwerg verschlossen die Tür und stemmten sich dagegen, während die beiden Töchter ihre Schwester hineintrugen. Keinen Augenblick später und sie hörten das Schaben und Knacken von Knochen am Holz der Eingangstür.

Paraxus lachte ein trockenes, ersticktes Lachen. »Es gibt andere Eingänge hinein. Ihr könnt ihnen nicht entkommen.«

Simund wandte sich an Hernesta, ohne die Klinge von Paraxus' Kehle zu nehmen. »Gibt es hier einen Ort, einen Raum, in dem wir uns verbarrikadieren können?«

»Viele Räume«, sagte Hernesta. »Und es gibt viele Eingänge.«

»Dann sitzen wir in der Falle«, erwiderte Barutz. »Keine schöne Aussicht.«

»Das Dach!«, sagte Hernesta. »Es gibt nur einen Eingang zum Dach, der sich leicht blockieren lässt! Und vielleicht ergibt sich eine Möglichkeit ...«

»Das Dach?!«, entfuhr es Barutz. »Wie sollen wir von dort herunterkommen? Und was wird aus ...«

Er schaute bedrückt zu Kadeira und rang mit den Worten.

»Ihr müsst in Sicherheit«, sagte Simund. Vorhin noch wollte er sich durch jeglichen Feind hindurchkämpfen, doch nun realisierte er, wie töricht das war. Wenn er dabei zugrunde gehen sollte, dann wäre Kadeira ebenfalls nicht geholfen. »Und habt ihr hier etwas, womit wir sie behandeln können?«

Hernesta nickte. »Ich verstehe mich auf die Heilung, doch kann ich keine Wunder vollbringen.«

»Dann bleibt nur noch eines.« Simund erhob sich, die Schwertschärpe weiterhin auf Paraxus gerichtet. Einen Moment überlegte, was er mit ihm machen sollte, während Daedlus' Töchter sich hinter ihn stellten.

»Bringe ihn um«, sagte Padeia, die mittlere Schwester. »Er hat es nicht verdient, zu leben.«

»Er steht wieder von den Toten auf«, antwortete Simund. »So einfach ist das nicht.«

Paraxus lächelte genüsslich. Er stand schwankend auf, machte aber keine Anstalten, sie anzugreifen oder zu fliehen. Der Speer hing weiterhin im Schild und in seinem Unterarm fest, als kümmere es ihn nicht weiter.

»Simund, hier!«

Barutz warf ihm die Keule zu. Simund ließ das Schwert fallen und fing sie auf. Da war sie endlich, seine ersehnte Waffe, aber wie konnte sie ihm in dieser Situation den Sieg bringen? Wie konnte sie das Problem vor ihm, genannt Paraxus, lösen? Es fühlte sich gut an, fühlte sich richtig an, die Waffe wieder in der Hand zu halten. Es gab ihm Gewissheit und ließ ihn an Cherus denken. Doch der Gedanke an den göttlichen Vater gab ihm nicht die Antwort, nach der er gesucht hatte.

»Danke«, sagte er und band sich die Keule an den Gürtel. Stattdessen nahm er wieder das Schwert auf. »Ich habe gleich Verwendung dafür.«

Noch bevor Paraxus darauf reagieren konnte, trennte ihm Simund mit einem gezielten Schwertstreich Haupt vom Rumpf. Mit einem verblüfften Gesichtsausdruck purzelte der Kopf zu Boden, der Körper sackte zusammen und ein Strom aus Blut ergoss sich über den Boden.

»Was ist Shauras Antwort darauf?«, fragte er sich selbst, ging um

den Leichnam herum und nahm den Kopf auf. Dann wandte er sich an Hernesta: »Entschuldigt die Verunreinigung, die ich veranstaltet habe. Bringt euch auf dem Dach in Sicherheit, ich komme gleich nach.«

Er war tatsächlich nicht allein. Es war ein kurzer Abstecher, aber es war notwendig, um sicherzustellen, dass Paraxus tatsächlich tot blieb. Mit der Keule in der Hand bahnte er sich seinen Weg durch die Räume und Gänge der ausgedehnten Villa. Er hatte bereits Übung im Umgang nicht nur mit der Keule, auch die Skelette stellten sich als kein Problem für ihn heraus. Sie waren unbewaffnet, aggressiv, doch ohne Geschick im Kampf und ohne Taktik. Nur das Geräusch des blanken Knochens, klappernd und klackend auf dem Marmorboden, kündete von ihren jähen Angriffen. Ihre Knochenfinger griffen nach seinen Armen und Beinen, die dunklen Augenhöhlen suchten nach ihm und ihre bleichen Münder waren zu einem Schrei geöffnet, den sie stumm ausstießen. Simunds Keule verrichtete ihr Werk und verteilte ihre Knochen, wo immer sie ihn fanden.

Er betrat den Raum mit dem Ofen. Was als Foltervorrichtung für ihn bestimmt war, sollte die Ruhestätte von Paraxus' abgetrenntem Kopf werden. Ihm fielen keine Worte zum Abschied ein, Simund warf ihn schlicht ins Feuer. Damit sollte es nicht möglich sein, dass irgendeine bösertige Magie seinen Körper wiederherstellen und ihn wieder zum Leben erwecken konnte.

Sie hatte neue Verbände bekommen. Die alten lagen vollgesogen neben ihr. Mit fachkundiger Hand hatte Hernesta nicht nur die Wunde am Hals versorgt, sondern auch die restlichen Schnitte und Stiche verbunden und mit einer eigens hergestellten Tinktur behandelt.

Kadeira wirkte, als schlief sie. Simund fand sie umringt von ihren Schwestern friedlich liegend vor, das Haupt im Schoße der Mutter gebettet. Die beiden Schwestern drückten jede eine Hand und schauten sorgenvoll zu ihm, als er das Dach betrat und hinter sich die Luke schloss. Die Luft war frisch und verschaffte ihm etwas Klarheit, die nächsten Schritte zu überlegen.

Barutz stand am Rande des Daches und beobachtete, was in der

Stadt und um das Anwesen herum vor sich ging. Dabei hielt er die Armbrust in der Hand, als warte er nur auf eine Gelegenheit, sie abzufeuern.

Simund hockte sich vor Kadeira, ihrer Mutter und den Schwestern. »Es ist meine Schuld.« Er trug seine Worte gefasst vor, doch spürte er ein Beben in seiner Stimme. Zum ersten Mal kamen ihm die Tränen. Er versuchte nicht einmal, sie zurückzuhalten. »Ich hätte sie beschützen sollen, stattdessen hat sie mir das Leben gerettet. Alles, was ich dieser Familie, dieser Stadt gebracht habe, ist nur mehr Leid, mehr Tod und Verlust. Nichts kann das wiedergutmachen, selbst wenn ich mein Leben für euch opfere.«

Hernesta lächelte ihn sanft an. »Ich weiß, es sieht schlimm aus. Doch ich habe Hoffnung. Laut dem Orakel wird sich alles zum Besten wenden. Auch wenn ich nicht weiß, wie das geschehen soll, so glaube ich doch fest daran.«

Simund schaute zu ihr auf. »Wenn Ihr wünscht, dass ich mich durch ganz Akleion schlage, so soll es sein. Möge der Nekromant all seine Horden an Untoten und verwunschenen Dienern nach uns schicken, ich zerschmettere sie einen nach dem anderen, mit oder ohne Cherus' Hilfe!«

»Wie wäre es mit Reitern?«, fragte Barutz vom Rande des Daches aus und deutete in die Stadt hinaus. »Da tut sich etwas.«

Kapitel 45, Piasus

Piasus' Truppe bestand aus Veteranen, aus mutigen und geübten Männern Akleions, aus der Elite. Sie besaßen die Erfahrung und die Disziplin, sich langsam und mit wenig Verlusten durch die Stadt zu kämpfen, während von allen Seiten die Shaura-Diener auf sie eindrangten. Wo es ihren Feinden jedoch an Können und Kampfesgeschick mangelte, machten sie es mit Fanatismus und einer absoluten Furchtlosigkeit wieder wett. Aratheia, das Mädchen, welches sich als Orakel ausgegeben hatte, klammerte sich an Piasus, während sie sich ihren Weg durch die Straßen von Akleion bahnten.

»Lasst mich hier!«, rief das Mädchen. Sie war nun vollkommen bei Sinnen, nur ihre Beine schlurften müde über den Boden. »Ich habe Drogen genommen, damit die Scharade perfekt wirkt. Ich kann mich nicht richtig bewegen und halte euch nur auf. Ich bin nur eine Last!«

»Wir lassen keinen zurück«, sagte Piasus und zog sie enger an sich. »Wenn ich heute nur einen retten kann, dann sollst du das sein.« Dann an das Gefolge gewandt: »Akleion lässt sich wieder aufbauen, die Zukunft gehört den Akleionern!«

Sie stießen einen markigen Schrei aus, gefolgt von einem weiteren Durchbruch durch die ungeordneten Linien der Shaura-Diener. Mit ihren Schilden rammten sie sie nieder, ihre Speere und Schwerter schlugen auf ihre Leiber und mit ihren Füßen traten sie ihre Leichen, während sie eine Gasse und eine Straße nach der anderen eroberten.

Das kann ich gut, dachte sich Piasus und lächelte in sich hinein.

Er fühlte sich siegessicher, bis einer der Gefolgsmänner ihm meldete: »Sie ziehen sich zurück.«

Das Gefolge feierte sich selbst, verhöhnte die flüchtenden Shaura-Diener, manche öffneten ihre Trinkschläuche oder sie klopfen einander auf die Schultern. Piasus konnte darin jedoch nicht mit einstimmen, er hatte ein ungutes Gefühl. Das passte nicht zu ihnen. Er sah sich um, fand eine Mauer in der Nähe und deutete auf einen der Gefolgsleute.

»Hilf mir da hoch.«

Mit sanfter Gewalt löste er Arathea von sich, und ließ sich von dem Gefolgsmann auf die Mauer helfen. Von dort hatte Piasus eine gute Übersicht über die Reihen der Shaura-Diener. Und sein Verdacht bestätigte sich.

»Die zweite Welle rollt an!«, rief er. »Und es sind keine Menschen aus Fleisch und Blut! Beide Seiten sichern!«

Zu allem Überfluss war da Hemanther, der die Skelette anführte. Er stand hinter ihnen und hob seinen Stab hoch in die Luft. Hätte Piasus nur seine Schleuder.

Zu allem Überfluss war da Hemanther, der die Skelette anführte. Er stand hinter ihnen und hob seinen Stab hoch in die Luft. Hätte Piasus nur seine Schleuder.

Er sprang von der Mauer. »Am Plan hat sich nichts geändert, doch wisst: Eure Speerspitzen sind so gut wie machtlos gegen die Gerippe. Nutzt eure Schilde!«

Ihr Ausruf klang weniger siegessicher, doch gebrochen war ihr Wille noch lange nicht.

Einen Augenblick später prallten ihre Schilde gegen die Knochenleiber der Skelett-Krieger. Piasus hatte ihnen nichts von den so gut wie unzerstörbaren Zwergenrüstungen erzählt – er wollte sie nicht weiter verunsichern. Die Krieger mussten selbst die Erfahrung machen, wie wirkungslos ihre Schwertklingen gegen die Ringe ihrer Panzerung waren. Nicht nur das, ihr Vormarsch geriet ins Stocken, denn die Skelette waren zahlreich und verstanden sich überraschend gut auf ihr Kriegerhandwerk. Die Gefolgsleute stießen Schreie der Wut aus, spornten sich an, kommentierten jeden Schritt nach vorne mit einem lauten »Hurra!« Ihr Feind hingegen war still wie das Grab, nur das Schaben der blanken Knochen über Stein und Pflaster war zu hören, oder wie ihre Knochen nach einem wuchtigen Hieb mit Schwert und Schild brachen.

Plötzlich hörte Piasus ein Luftholen, das zu einem Riesen gehört haben musste. Gleichzeitig bemächtigte sich eine klamme Kälte seines Herzens und drückte es mit fester Hand zu. Arathea spürte es auch, sie warf sich an seine Brust.

Es kam von hinten, aus der Richtung des Hafens. Piasus erkannte Hemanthers Stimme, er atmete tief und hörbar ein. Dann kam das Ausatmen, ein Schrei ging durch den Boden, durch das Pflaster und

die Mauer neben ihm. Sie erzitterte, brach und bröckelte vor ihren Augen. Erst die Mauer, dann das dazugehörige Gebäude fielen in sich zusammen, als wären tausende Jahre über sie hinweggezogen. Piasus konnte erst einen überraschten Laut ausstoßen, da stand ihre Flanke vollkommen offen, aus der Gasse wurde ein weiter Platz. Die Skelette begannen bereits, den Schutthaufen zu erklimmen.

Der Feldherr und Kommandant in ihm wollte die Gefolgsleute aufrufen, die Lücke zu schließen. Dadurch wäre ihre Kampfkraft auf beiden Seiten geschwächt worden. Jedoch befahl ihm sein Instinkt, vorzutreten und ebenfalls den Nekromantenstab zu heben. Die Anhänger am alten Holz klimperten, als er mit dem Stab in der Luft wirbelte. Es geschah instinktiv, als würde ein fremder Sinn ihn leiten. Und dieser Sinn ließ ihn all seinen Willen aufbringen und den Untoten befehlen, ihren Vormarsch zu stoppen.

Die Skelette bewegten sich immer langsamer auf sie zu. Je näher sie kamen, desto zögerlicher wurden ihre Schritte, bis sie wenige Manneslängen vor ihm gänzlich zum Stehen kamen.

Bevor Piasus begriffen hatte, was er da überhaupt tat, rief er: »Na los! Jetzt oder nie wird unser aller Grab werden!«

Das hatte Wirkung. Mit erneuerter Energie drangen die Gefolgsleute vorwärts. Sie schoben sich vielmehr durch die Skelette hindurch und weiter, bis sie den Trümmerhaufen passierten und wieder eine geschützte Flanke hatten.

Wieder versperrten ihnen die Skelette den Weg. Arathea krallte sich an seinem Brustpanzer, als ihm die vorderste Reihe ihrer kleinen Einheit Platz machte und er die Skelette zu dirigieren begann. Derselbe Effekt, angeleitet von seinem Instinkt und von seinem Willen, zwang die untoten Krieger dazu, innezuhalten und beiseite zu treten.

Glücklicherweise stellte das Gefolge nicht die Fragen, die nun Piasus zu verunsichern begannen: Seit wann konnte er das? Und wieso? Hatte Hemanther recht und war es Shaura selbst, die ihm diese Macht gegeben hatte?

Somit war es ein Leichtes, sich den Weg bis zur großen Straße freizukämpfen, welche vom Tor aus zum Marktplatz führte. Doch die Shaura-Diener hatten sie erwartet. Mit der Kraft des Fanatismus bedrängten sie das Gefolge, griffen sie mit Speeren, kurzen

Schwertern, Messern, Beilen, selbst Flegeln, Spaten, Sichel und Heugabeln an. Die Verhältnisse waren hier weniger beengt, ihre Unterzahl machte sich empfindlich bemerkbar. Erst jetzt stellte Piasus fest, dass sie bereits einige Männer verloren hatten. Sie mussten hier raus, bevor Hemanther ihre Waffenbrüder wiederauferstehen ließ und gegen sie richtete.

»Haltet durch!«, rief er. »Und bei den Göttern, wir werden diesen Tag überleben. Es ist nicht mehr weit!«

Er hörte Hufe, das Wiehern von Pferden und Jubelschreie. Reiter! Ein Reitersturm fegte über die Straße und über die Shaura-Diener hinweg. Die waren dem Angriff ohne feste Formation und nur spärlich ausgerüstet schutzlos ausgeliefert. Die Pferde stießen ihre schweren Körper gegen ihre lose Formation und traten mit den Hufen um sich; die Reiter warfen kurze Speere und stachen mit den Speerspitzen in die flüchtenden Shaura-Diener.

»Die Straße ist sicher!«, rief Barysus, der sein Schwert in die Luft hob und das Pferd kreisen ließ. »Akleion ist unser!«

Nur ungern wollte Piasus ihnen die Freude rauben, doch die Situation gebot es. Sofort zog er Barysus' Aufmerksamkeit auf sich: »Simund ist noch immer in der Stadt«, sagte er. »Ebenso Hernesta und ihre Töchter. Ich weiß nicht, was mit Paraxus ist, doch der Nekromant lebt und ist eine Gefahr. Hier.«

Er brauchte nur hinter sich zu greifen und Arathea zu fassen zu bekommen. »Bringt sie hinaus. Rettet sie.«

Barysus verstand und holte einen Reiter zu sich. Der half dem Mädchen aufs Pferd, was sie nur widerwillig zuließ.

»Wie ist dein Name?«, fragte sie ihn vom Pferderücken aus.

»Ich bin Piasus.«

»Piasus, ich werde auf dich warten. Komm lebend zurück!«

Sie winkte ihm zu und der Reiter ritt davon. Piasus brauchte einen Moment, um das einzuordnen. »Hedda, meine Liebste«, sagte er zu sich selbst. »Du hattest deine Chance.«

Wieder dieses tiefe, dunkle Einatmen. Auch das Pferd von Barysus spürte es, sein Reiter hatte Schwierigkeiten, es unter Kontrolle zu bringen.

»Haltet die Linie!«, rief Piasus ihnen zu und das Gefolge formierte sich.

»Was ist ...« Der Rest des Satzes blieb Barysus im Halse stecken, als plötzlich ein weiteres Gebäude zu Staub zerbröselte und die Straße wesentlich mehr Angriffsfläche lieferte.

Piasus schwang sich auf den Rücken von Barysus Pferd, um einen besseren Überblick zu bekommen: Hemanther sammelte seine Shaura-Diener und Skelette. Ihre Zahl wuchs mit jedem Augenblick. Nicht nur die gerüsteten Skelette waren darunter, sondern noch viele mehr, ohne Waffen und ohne Panzer.

»Verdammt, wo ist Simund?«, fragte Barysus.

»Ich weiß es nicht. Hole besser Verstärkung.«

Er sprang vom Pferd und wollte sich zu seinem Gefolge begeben. Da bemerkte er einige Straßenzüge entfernt ein Feuer. Seinem Orientierungssinn nach musste es sich um das Villenviertel handeln. Vielleicht ...

»Barysus!«, er deutete auf das Feuer. »Das ist Simund! Ich weiß es!«

Der Anführer der Reiter verstand sofort und nickte. »Haltet die Stellung. Verstärkung ist unterwegs. Deodoros! Khalanos und Ixteras! Ihr und Eure Männer folgt mir! Der Rest steigt ab und schließt sich den Fußtruppen an!«

Dann ritten sie los in Richtung Marktplatz und Villenviertel.

Piasus glaubte, heute etwas Großes getan zu haben. Mit Genuss schaute er zu, wie die Reiter abstiegen und die Reihen der Gefolgsleute auffüllten. Es gab Rückschläge, die Dinge hatten sich nicht so entwickelt wie geplant, doch nun nahm alles seinen Lauf und die große Konfrontation bahnte sich an.

Er war des Kämpfens und der Kriege müde geworden. Doch bald war es vorbei. Noch eine Nacht, ein großer Kampf. Ein letztes Mal in die Maske des Todes mit grimmiger Miene blicken – und es war genug.

Kapitel 46, Simund

»Kadeira, wach auf!«, rief Hernesta. Ihre Schwestern drückten ihr die Hände, ihre Mutter tätschelte ihr Gesicht. Als sie die Augen noch immer geschlossen hielt, tätschelte sie ihre Wange. Müde, langsam öffnete Kadeira die Lieder.

Simund wandte sich ab. Der Anblick schmerzte, weniger als in das lichterlohe Feuer zu sehen, das sie auf dem Dach entzündet hatten. Hernestas feine Stoffe mussten dafür herhalten und das viele Öl, das sie im Haus gelagert hatten. Das unstete Flackern spiegelte Simunds Seele wider, welche zwischen tiefer Verzweiflung und ungebändigter Wut auf alles schwankte.

»Die Reiter kommen!«, rief Barutz. »Bei den Untoten tut sich auch etwas. Sie lassen vom Haus ab. Ach, die haben keine Chance gegen die Reiterschar! Haha!«

»Wir gehen runter«, entschied Simund und ging zu Kadeira rüber. »Könnt ihr sie tragen? Ich werde vorausgehen und alles erschlagen, was sich uns in den Weg stellt.«

So war es abgemacht. Hernesta nahm ihre älteste Tochter huckepack, Minerva und Padeia halfen ihr, das möglichst sanft zu bewerkstelligen. Die tödlich Verwundete ließ das mit leisen, gequälten Stöhnen über sich ergehen und schloss dann wieder die Augen.

Das Gebäude war verlassen, sie verließen es ohne Zwischenfälle. Draußen hörten sie das Getrappel der vielen Pferdehufe. Sie hatten den Hof halb verlassen, da ritten die Reiter in den Garten. Simund hob die Arme und winkte ihnen zu.

»Er lebt!«, rief eine bekannte Stimme nach hinten. »Hernesta auch! Und da sind Daedlus' Töchter!«

»Barysus«, sagte Simund und kam auf ihn zugelaufen, gefolgt von den anderen. »Kadeira ist schwer verletzt! Sie muss umgehend zu einem Arzt gebracht werden! Schnell, gebt mir ein Pferd und ich bringe sie selbst zu ihm.«

Der Anführer der Reiter verstand sofort und piffte seine Männer zu sich. »Steig ab. Du auch. Simund, nimm das Pferd und reite geschwind. Hernesta und die anderen, ihr werdet mit diesem Pferd

vorliebnehmen müssen.«

»Und ich?«, erboste sich Barutz.

Barysus beugte sich vom Pferd tief zu ihm herunter.
»Entschuldigt, Herr Zwerg, Ihr könnt mit mir reiten.«

»Wenigstens etwas.«

Die abgestiegenen Reiter halfen ihm schnell und mit sicheren Händen, Kadeira auf seinen Schoß zu setzen. Sie atmete flach, kaum spürbar, die Augen geschlossen. Ihm blieb nicht mehr viel Zeit.

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, drückte er dem Pferd seine Hacken in die Seiten und ließ es vorpreschen. Wer ihm im Weg stand, der ritt schleunigst zur Seite. Außerhalb des Hofes jedoch hielten sie ihn auf.

»Da geht etwas in der Stadt vor sich!«, sagten sie ihm.

»Barysus!«, rief ein anderer Reiter. »Wo ist Barysus?«

Der kam gerade vom Villengrundstück geritten. »Was ist?«

»Der Nekromant, er hat die Straße nach draußen blockiert!«, antwortete ihm der Reiter. »Das ganze Heer an Untoten und Shaura-Dienern ist dort versammelt! Piasus hält die Stellung, doch wenn sie ihn überrennen, können sie das Tor zurückerobern! Uns bleibt wenig Zeit, bis das Heer ...«

Simund fiel ihm scharf ins Wort. »Nehmt mir Kadeira ab. Los!«

Barysus nickte einem Reiter zu.

»Behutsam, aber schnell«, befahl Simund.

»Was hast du vor?«, fragte Barysus.

Barutz grinste. »Heldentaten, was sonst?«

»Simund!«, rief Hernesta. »Sei vorsichtig.«

Echte Sorge hörte er aus ihrer Stimme heraus. Doch an seine Sicherheit verschwendete er keine Gedanken mehr. Barutz hatte recht, Simund vernahm den Ruf nach Heldentaten. Sollte der Nekromant ein Millionenheer versammeln, Simund wusste genau, wie man damit umzugehen hatte. Er kannte die Legenden, er wusste von Cherus' großer Tat auf dem Feld der Tausend Gebrochenen Lanzen. Doch ihm ging es nicht um die Ausschaltung eines uralten, dunklen Feindes in einem Spiel zwischen den Göttern, ihm ging es allein um die Rettung seiner Liebe.

»Wer mir folgen will, der soll sich beeilen«, sagte Simund und preschte los.

Die Straße hinunter, an den Villen vorbei, dann die Häuser der gehobenen Schichten, die Versammlungshalle und andere Verwaltungsgebäude, Häuser von Handwerkern und Händlern, Tavernen und Geschäfte – all das und mehr ließ er hinter sich. Und so sehr er sein Pferd auch ansprach, es aufs Äußerste antrieb, er konnte doch die Schar an Reitern hinter sich nicht abhängen. Aus der Schar wurde ein ganzes Reiterheer, eine gute Hundertschaft und mehr, die sich durch die Straßen von Akleion drängte und sich anfeuerte. Zwischen den Gebäuden und Mauern schwoll das Geräusch des Pferdegetrappels an. Ein lautes, nach vorne drängendes Getöse trieb ihn vorwärts, wie der Sturm die Segel des Schiffes aufblähte und über die Wellen schießen ließ.

Sie zischten über den Marktplatz hinweg. Keine Hindernisse stellten sich ihnen in den Weg, keine Untoten oder Diener der Shaura. Diese hatten sich auf der Straße nicht weit vom Torgebäude versammelt – Simund sah sie endlich, umgeben von Steinschuttbergen und Trümmerhaufen, über die sich er in diesem Moment nicht wundern wollte, galt doch all sein Trachten ganz allein Hemanther. Sie hatten notdürftige Barrikaden aufgebaut, gefüllt mit verummten Menschen und den Knochenkriegern, die ihnen starr die Speere entgegenhielten. Und über allem, erhoben auf einem Steinhaufen, stand der Nekromant, der sich gerade in seine Richtung umdrehte.

Hinein, einmal in die Bresche und dann vorwärts. Simund ließ sein Pferd springen. Es war so todesmutig wie er, nicht auf seine eigene Sicherheit, sein eigenes Überleben bedacht. Speere brachen, Barrikaden wurden umgeworfen und hinter ihm hörte Simund das gequälte Wiehern vieler Pferde, die nicht sein Glück teilten, und das Geräusch von schweren Körpern, die gegen die Hindernisse prallten. Simund sank in einen Wald aus Speerspitzen und Schwertklingen hinab, Knochenhaufen und Kapuzenmännern, begraben unter den Hufen seines Reittiers. Er nahm das im Rausche des Augenblickes nur unbewusst wahr. Sie hätten ihn tödlich treffen können, sein Sinnen war allein auf den Nekromanten gerichtet.

Erst als das Pferd vor dem Schutthaufen angekommen war, den Hemanther sich zur Beobachtung der Schlacht auserkoren hatte, brach es mit einem letzten, müden Wiehern zusammen. Es blutet aus

unzähligen Wunden. Simund sprang ab, prellte sich die Schultern und den Rücken auf dem steinigen Boden und rasselte sich auf.

Der Nekromant stand nur wenige Manneslängen von ihm entfernt. Die Keule fühlte sich gut Simunds Hand an, das Gewicht war richtig, sie lud zum Schwingen und Schlagen ein. Nichts stand mehr zwischen ihm und seinem Ziel.

»Was ist mit Paraxus?«, fragte der Nekromant und lächelte sein fleischloses Lächeln. »Ich schätze ...«

Simund war nicht nach Geschwätz. Er rannte den Schutthaufen hinauf, sprang von Stein zu Stein und wäre in ein paar wenigen Sätzen bei ihm angekommen, würden nicht einige Shaura-Diener und Skelette ihm nachsetzen und ihn von der Seite aus angreifen. Auch sie waren todesmutig, kannten keine Angst und warfen sich ungeachtet der Schmerzen ihm in den Weg, die Simunds Keule ihnen bereiten sollte. Die Shaura-Diener wollten ihren Herren schützen, die Skelette trachteten ihm mit ihren Angriffen nach dem Leben. Schnell hatte sich Simund in Rage gekämpft. Seine Schläge prasselten wie der Hagel auf das Dach des Hauses ein, während er seine Gegner kaum wahrnahm. Es kam ihm eher wie ein Traum vor: Alles, was nicht Hemanther war, drang nur durch einen Schleier zu ihm und sein Arm mit der Keule bewegte sich von selbst, wie von fremder Hand geleitet. Weder Müdigkeit noch Schmerz kannten seine Glieder und statt Blut brannte ihm Feuer in den Adern.

Hemanther wich zurück. Mehr musste Simund nicht wissen. Nach einem Augenblick bestand sein näheres Umfeld nur noch aus Knochenhaufen, erschlagenen Shaura-Dienern und Steinschutt. Er war dem Nekromanten nah und konnte die Angst in seinen fauligen Augenhöhlen erkennen.

Simund holte aus, seine Arme fühlte sich an, als steckte die Kraft von Eintausenden in ihnen. Doch bevor er zuschlagen konnte, spürte er die kalten, klammen Finger von Hemanther. Plötzlich fühlte er sich gealtert, schwach und krank. Ein stechender Schmerz fuhr ihm durch den Arm, durch die Schulter bis in den Schädel und den Rücken. Simund sackte zusammen und der Schleier legte sich. Das Gewieher der Pferde, der Kampfärm von Speeren und Schwertern, wie sie auf Schilde und in lebendes Fleisch drangen, Schmerzensschreie und Jubelrufe und das Chaos des Kampfes drangen

nun deutlich an sein Ohr. Und über ihm erhob sich Hemanther, das Gesicht zu einer Grimasse des Schreckens verzogen, halb Fleisch, halb blanker Knochen, auf der Schwelle zwischen den Lebenden und den Toten erstarrt. Er atmete ein und es wurde merklich kälter um ihn; Simund fröstelte, als würde kein warmes Blut mehr durch seine Adern fließen.

Als sein Verstand gerade damit rang, ob er einen furchtbaren Fehler begangen hatte und nicht nur seines, sondern auch das Leben von Kadeira verwirkt hatte, da drang ein Pfeil in den Arm von Hemanther.

Ein kurzer Blick nach hinten: Barutz war gerade von Barysus' Pferd abgestiegen und legte einen weiteren Pfeil für seine Armbrust nach.

Das Geschoss hatte gewirkt, Hemanthers Griff hatte sich gelockert. Der Pfeil steckte weiterhin im Arm, die Finger schlossen sich jedoch mit weniger eisiger Härte. Simund biss die Zähne zusammen und zwang seinem Körper seinen Willen auf. Seine freie Hand griff Hemanthers Unterarm, der sich kalt und tot anfühlte, und drückte zu. Da waren noch immer Muskeln und Sehnen. Simund quetschte sie, verdrehte ihm die Glieder und presste seine Hand zusammen, auf dass selbst der Nekromant aufkeuchte. Auch er sank zu Boden, beide auf den Knien, und sie starrten sich von Angesicht zu Angesicht an.

Hemanther schlug mit seinem Nekromantenstab nach ihm. Simund spürte den Treffer kaum. Ein dumpfes Gefühl an seinem Kopf, mehr war es nicht. Als Antwort rammte Simund ihm seine Stirn gegen den Schädel. Der Oberkörper des Nekromanten schnappte nach hinten und wieder zurück. Endlich verdrehte Simund ihm das Handgelenk und bekam sein eigenes frei. Da sein Waffenarm sich noch immer taub und blutlos anfühlte, lockerte er den Griff um Schildbrecher, fing die Keule mit der linken Hand in der Luft auf und zerschmetterte Hemanther den Schädel, als sich sein Oberkörper gerade wieder aufrichtete.

Ein Ruck ging durch die Luft, ein Gefühl wie ein Sog, ausgehend von Hemanther. Zuerst begannen die Diener der Shaura aufzuschreien und davonzulaufen; andere wiederum nahmen sich selbst das Leben, stürzten sich in die eigenen Klingen und gaben sich

mutwillig den tödlichen Treffern der Soldaten hin; dann fielen nacheinander die Skelette auseinander. Die Knochen wurden nicht mehr durch das magische Band zusammengehalten, das Shauras dunkle Kraft um sie gewoben hatte. Teils mitten in der Bewegung erschlafften plötzlich die Skelett-Krieger und zerfielen in ihre Einzelteile.

Es dauerte einen Moment, bis die Akleioner den Sieg feierten, und ein ohrenbetäubender Jubel über die Stadt hereinbrach. Simund bekam nur den Anfang davon mit, bis die Müdigkeit ihn hinforttrug.

Simund war umringt von bekannten und unbekanntem Gesichtern. Sein Körper und sein Geist fühlten sich taub an, älter. Als hätte der letzte Kampf ihm Lebensjahre gestohlen. Doch das war egal, solange eine Person am Leben war.

»Kadeira«, sagte er, zunächst schwach, dann lauter: »Was ist mit Kadeira?«

Er erhob sich und spürte den harten Stein unter seinem Rücken. Seine kleine Rast hatte er auf demselben Trümmerhaufen verbracht, auf dem er gegen den Nekromanten gekämpft hatte. Der lag nun endgültig tot neben ihm, der Schädel über den Stein verteilt.

Niemand antwortete ihm. Barutz schaute weg, Daedlus kniff das Gesicht zusammen und hielt die Hand vor dem Mund, Barysus half ihm auf und klopfte ihm auf die Schultern. Piasus sah so aus, als hing er seinen eigenen Gedanken nach.

Erst dann hörte Simund das Wehklagen von Hernesta, Padeia und Minerva.

»Geht weg, macht Platz«, sagte er und erhob sich schwankend.

»Simund ...«, begann Piasus, führte den Satz aber nicht zu Ende.

Er drückte Barysus zur Seite und sah die drei am Fuße des Schutthaufens. Eine weibliche Gestalt lag mit einem Laken um den Körper geschlungen auf dem Boden. Um sie herum standen ältere Herren, sie hielten Verbände und blutige Tücher.

Schwach und zerbrechlich fühlten sich seine Beine an, als Simund den Trümmerhaufen hinunterging. Er wankte und wäre beinahe gefallen, wäre Piasus nicht an seine Seite gesprungen und hätte ihn gestützt.

»Simund, hör mir zu«, sagte er.

»Ich muss es mit eigenen Augen sehen«, sagte er.

Was auch immer Piasus danach sagte, es drang nicht mehr zu ihm. Unter den tränenreichen Blicken von Hernesta und ihren Töchtern ging er neben der Toten auf die Knie. Seine Hände zitterten, als er das weiße Laken lüftete und darunter Kadeira zum Vorschein kam. Zumindest das war ein Trost: Es wirkte so, als wäre sie friedlich gestorben, mit einem sanften, seligen Ausdruck im Gesicht.

»Was wollt ihr von mir?«, fragte Simund und blickte in den Nachthimmel. »Was wollt ihr Götter von mir? Was habe ich getan, dass sie dafür leiden musste? Ist sie bei euch besser aufgehoben als bei mir?«

»Komm«, sagte Daedlus und packte ihn an den Schultern. »Das gebührt sich nicht.«

»Lass mich los«, sagte er.

»Es ist auch meine Tochter!«, fuhr ihn Daedlus plötzlich an. »Glaube ja nicht, dein Leiden wäre einzigartig! Du kennst sie erst wie lange? Ich kenne sie ihr Leben lang, meine Töchter sind mein Leben! Auch ich werde heute ein paar ernste Worte mit den Göttern reden müssen.«

Simund war von diesem Gefühlsausbruch wie erschlagen. Eine Mattigkeit ergriff ihn, die nicht einmal mehr die Trauer zuließ. »Entschuldigt«, brachte er nur hervor.

»Leute, Leute!«, Piasus klatschte in die Hände, dann hielt er ihnen einen Stab hin. »Hasst mich, verleumdet mich, doch lasst mich einfach machen!«

Er nahm den Stab in beide Hände und scheuchte die Ärzte davon. Dann schaute er sie mit einem schiefen Lächeln an: »Stellt euch bitte um mich. Das muss nicht jeder mitbekommen.«

»Was hast du vor?«, fragte Daedlus. »Du wirst doch nicht ...«

»Doch, werde ich. Das Orakel hat da so etwas geweissagt. Daran erinnere ich mich genau. Und ich weiß nun, dass ich diese Stäbe einsetzen kann. Irgendwie. Habt ihr eine bessere Idee? Nein? Dann lasst mich machen.«

Simund fand auch darauf keine Antwort. Ihm war erst gar nicht bewusst, was Piasus meinte. Erst als er neben Kadeira in die Hocke ging, den Nekromantenstab über sie hielt und die Augen schloss,

gewann Simund den wachen Verstand wieder.

»Piasus, das musst du nicht tun.«

Der öffnete die Augen. »Ich sehe dir genau an, dass ich das tun muss.«

»Das darfst du nicht tun.«

Doch Simund unternahm nichts, hielt ihn nicht auf, forderte niemanden anderen dazu auf, sein unheiliges Ritual zu stoppen.

Piasus kniff das Gesicht zusammen. Das Ende des Stabes ließ er über ihrem Kopf kreisen. Seine Hände verkrampften sich, sein Körper wankte. Gebannt starrten ihn Daedlus, Simund, Hernesta und die beiden Töchter an. Barutz trat neben Simund und verschränkte die Arme, während Barysus Abstand hielt und darauf achtete, dass niemand anders davon etwas mitbekam.

Es wurde kälter und dunkler. Es war tatsächlich so, als schienen Mond und Sterne nicht mehr auf sie hinab, als schob sich mit einem Male eine dunkle Wolke über das Firmament und jede andere Lichtquelle wurde aufgesogen. Ein mulmiges Gefühl machte sich in Simunds Magengegend breit und ein Schauer lief ihm über den Rücken. Piasus' Lippen bebten, sein Ausdruck nahm leidende Züge an, doch es hielt ihn noch immer keiner auf.

Simund wurde schlecht und schwindlig, er hielt sich die Hand vor den Mund. Den anderen erging es ähnlich. Barutz verschwand plötzlich hinter ihm, Daedlus wandte sich ab und die Schwestern Minerva und Padeia begannen zu weinen – nicht aus Trauer, sondern aus Angst. Nur Hernesta starrte fest und bestimmt auf die so friedlich daliegende Kadeira.

Ihre Lieder zitterten. Nur kurz, kaum merklich. Vielleicht war es der Wind gewesen oder eine merkwürdige Regung des Körpers, die nichts mit einem Lebensimpuls zu tun hatte. Doch als sich ihr Mund leicht öffnete, da ging ein Ruck durch die kleine Gruppe: Hernesta stürzte nach vorne und fasste ihre Schultern, Daedlus wandte sich ihr wieder zu und machte einen überraschenden Schritt nach vorne, Piasus ließ den Stab erschöpft fallen und Simund schwankte zwischen Hoffnung und Unglauben. Was hier passierte, war nicht richtig, und doch flehte er den Himmel an, die Götter würden es geschehen lassen.

Kadeira hustete, der Brustkorb hob sich, und ihre Arme

schlangen sich um den Rücken ihrer Mutter, als diese sie unter Tränen drückte. Dann warf sich auch Daedlus auf sie und ihre beiden Schwestern. Kadeira öffnete die dunklen Augen, noch immer müde und wie entrückt. Sie fanden Simund, der seine Hand zu ihr ausstreckte und ihre kalten Finger in seine legte.

Piasus stand auf und betrachtete sein Werk mit einem gewissen Stolz. Darin mischte sich auch so etwas wie Traurigkeit. Er wusste genau, welchen verhängnisvollen Schritt er gegangen war.

Doch darum ging es jetzt nicht. Simund fasste ihre Hand fester und sagte zu ihm: »Niemals werde ich dir genügend dafür danken können. Ich bin dir von nun an treu ergeben.«

Daedlus erhob sich ebenfalls und fasste Piasus' Schultern: »Das hätte ich mir niemals träumen können. Du bist viel mehr als nur ein Freund der Familie. Einst warst du mein Diener, dann mein Getreuer, dann ein Anführer meiner Streitkräfte und nun das. Du hast das Leben meiner Tochter gerettet.«

»Nein«, sagte Piasus und lächelte auf einmal dreckig Simund an. »Zwei Leben. Wie es das Orakel vorhergesagt hatte. Ich habe nicht nur Kadeiras Leben gerettet, sondern auch das Leben, das in ihr steckt. Simund, eines muss man dir lassen: Wenn du schon etwas anfängst, dann machst du es richtig.«

Simund war zu erschöpft und zu erschlagen. Er brauchte eine Weile, um zu realisieren, dass er Vater werden würde.

Kapitel 47, Simund

Was nach der Schlacht geschehen war, das bekam Simund nur ansatzweise mit. Er verbrachte zwei Tage in dumpfer Dämmerung im Bett, wie von einer Mattigkeit erfasst, gegen welche die Ärzte weder mit ihrem umfassenden Wissen, noch mit ihren Arzneien etwas unternehmen konnten. Der Kampf mit dem Nekromanten hatte ihn ausgelaugt, ihm seine Lebenskraft geraubt. Zumindest für ein paar Tage. Seine Wunden verheilten auch nicht so schnell, wie er es gewohnt war. Ob er in Zukunft wieder nach einem Kampf gleich in den nächsten ziehen konnte? Ein Teil von ihm wollte vom Kämpfen und Wunden erleiden nichts mehr wissen. Dieser Teil dachte an Kadeira und an eine Familie.

So ganz konnte er es nicht wahrhaben: Er würde tatsächlich Vater werden – wenn das Kind gesund war. Eine dunkle Vorahnung hing über dieser Schwangerschaft, nachdem Kadeira mitsamt dem ungeborenen Kind die Schwelle ins Reich des Todes überschritten hatte und wieder zurückgekehrt war. Noch meldeten die Ärzte nichts. Kadeira war zwar geschwächt, doch begründeten sie es mit den Verletzungen, dem Blutverlust und den Ängsten der letzten Tage und Wochen. Abgesehen davon gab es keine Anzeichen für eine gestörte Schwangerschaft, wobei es zu früh war, um etwas Genaueres sagen zu können.

Wann war es geschehen? Bevor sie nach Merow in den Krieg gezogen waren, hatten sich Simund und Kadeira nochmals hinausgeschlichen. Er lächelte, als er daran denken musste. Wie unvorsichtig sie gewesen waren.

Das Haus war deswegen in helle Aufregung geraten. Daedlus hatte ihm kaum Zeit gelassen, sich von den Strapazen des Kampfes zu erholen.

»Ich gehe davon aus, du wirst sie heiraten?«, fragte er ihn ohne große Umschweife.

Noch halb benommen und halb überfordert, antwortete Simund schlicht: »Ja.«

Daedlus nickte bedeutungsschwanger und verschwand dann eiligst aus dem Zimmer. Er hatte die Tür gerade hinter sich

geschlossen, da sprang sie wieder auf. »Kadeira stimmt übrigens zu.« Und schloss sie wieder.

Daedlus wartete nicht lang und begann schnell mit den Vorbereitungen. Dabei wollte er selbst alles bereitstellen und für die Festlichkeiten aufkommen. Man wollte die Heirat schnell hinter sich gebracht haben, bevor die Anzeichen der Schwangerschaft zu offensichtlich wurden und die falschen Gerüchte in Umlauf gerieten. Simund hatte wenig mitzureden, war er doch mehr oder weniger mittellos (solange er nicht seine von Zwergenhand geschmiedeten Waffen verkaufte) und heiratete in eine reiche Familie ein. Er war davon peinlich berührt, wusste allerdings nichts dagegen einzuwenden.

Nach drei Tagen war er wieder auf den Beinen. Sie pflegten Kadeira im selben Haus und er verbrachte viel Zeit mit ihr, sollten sie ihn nicht wegen etwas anderem brauchen. Sie schlief oft und wenn nicht, dann unterhielten sie sich über nichts Besonderes: Was sie erlebt hatten, wie es den anderen ergangen war; die Zeit in Akleion während seiner Abreise (über ihre Gefangenschaft verlor sie nicht viele Worte); und die Zukunft.

Ihre Zukunft. Simund wusste, sein Abenteuer war noch nicht zu Ende. Paraxus und Hemanther waren endgültig tot, doch Hardried weilte weiterhin auf dem Thron von Merow und war damit eine Gefahr für ihn, für Melinde und die Goldmeer-Städte.

Auch Simund brauchte Zeit für sich allein und die verbrachte er gerne, indem er durch die Stadt spazieren ging. Nach und nach beseitigten die Akleioner mit beeindruckender Unverwüstlichkeit die Spuren der vergangenen Besatzung, begruben ihre Toten (wieder unter der Erde, trotz mancher Mahnung) und gingen zum gewohnten Alltag über. Die Straßen wirkten leerer, einige Stände auf dem Marktplatz fehlten und so manches Haus blieb verwaist. Doch Akleion würde sich erholen, das war gewiss. Mittlerweile war er berühmter als je zuvor, er musste ständig jemanden grüßen, sich Danksagungen anhören oder etwas von dem Kampf erzählen. Man begegnete ihm wesentlich freundlicher, sogar bewundernder als noch vor der Schlacht. Einigen wenigen jedoch sah er an, dass sie ihm weiterhin misstrauten oder ihm die Schuld für die erlittenen Gräueltaten

gaben. Verübeln konnte er es ihnen nicht.

Mit den Akleionern, die zum Nekromanten übergelaufen waren, wurde je nach Fall unterschiedlich verfahren. Die Gerichte wurden im Eilverfahren abgehalten, bis auf die wenigen Fälle, bei denen wirklich schwere Strafen im Raum standen. Viele waren schlicht Mitläufer gewesen oder wurden unter Androhung von Gewalt gezwungen. Simund glaubte trotzdem, ein gewisses Misstrauen der Menschen untereinander zu spüren. Diese Wunden würden wohl nie verheilen.

Und nun hatten sie zwei Nekromantenstäbe. Sie verwahrten sie vorerst in den Tempeln auf, gut bewacht von den Priestern und einigen Soldaten. Nur jene, die am Kriegszug teilgenommen hatten und damit unbefleckt vom Einfluss des Shaura-Kultes waren, durften sie bewachen. Sie durften auch keine Verwandten oder andere Menschen im Haushalt haben, die sich der Anhängerschaft an diesem verdorbenen Kult schuldig gemacht hatten. Piasus wurde ausdrücklich verboten, sie nie wieder in die Hand zu nehmen. Er stimmte diesem Verbot ausdrücklich zu.

Die Heirat hielten sie im engsten Kreise von Daedlus' Familie und einigen hohen Persönlichkeiten von Akleion ab. Natürlich war auch Piasus geladen, in Begleitung von dem Mädchen, das sie als das Orakel ausgegeben hatten. Aratheia machte bei der Zeremonie große Augen, sie kam aus dem Staunen kaum heraus. Sie war aus einfachem Hause und Piasus mittlerweile ein wohlhabender, geschätzter Mann. Das Schicksal hatte das Mädchen für ihre Rolle reich belohnt, könnte man meinen – wenn Piasus tatsächlich vorhatte, sich mit ihr zur Ruhe zu setzen.

Am Abend kamen sie festlich in Daedlus' Anwesen zusammen. Kadeira war weiterhin recht blass, hielt sich aber mit Würde und einer unergründlichen Schönheit, an der sich Simund niemals sattsehen würde. Sie war mit Gold behangen, trug ein Haarnetz aus Gold und klingende Armreifen mit Edelsteinen besetzt. Simund hatte nur die feinen Stoffe an, welche ihm von Daedlus zur Verfügung gestellt worden waren. Beide bekamen sie einen wohlduftenden Kranz auf ihre Häupter gebettet. Von Flötenspiel und Schellenklang begleitet, traten sie, gefolgt von ihrem Vater und ihrer Mutter,

dahinter der Rest der geladenen Gäste, aus dem Anwesen hinaus und gingen durch die Stadt, bewundert und beglückwünscht von den Akleionern. Segenssprüche folgten ihnen, als sie über den Marktplatz schritten und auf einen der großen Tempel zuhielten. Er war der Palladeia geweiht, einer göttlichen Patronin der Stadt. Eine Göttin der Weisheit, dennoch wehrhaft. Simund musste an Cherus denken, als wäre sie seine Schwester. Wer weiß, vielleicht war sie das auch.

Vor ihrer überlebensgroßen Statue, welche sie sitzend mit Speer und Schild und den Helm in den Nacken gelegt darstellte, boten sie ein Opfer aus Früchten, Honig und Milch an. Ein Priester in weiten Gewändern segnete sie und damit zogen sie ab.

Der Rest der Zeremonie war weniger feierlich und bestand – wie konnte es nicht anders sein – aus einem Gelage. Simund und Kadeira saßen währenddessen gemeinsam auf derselben Bank in der Mitte des Gartens. Nacheinander waren die Gäste dran, ihre vorbereiteten Reden vorzutragen und Geschenke zu überreichen. Vieles davon war an Kadeira gerichtet, um einen Hausstand zu gründen: Kochgeschirr, Tücher und Laken, Nähzeug, Stoffe, Kissen und leichtes Mobiliar. Simund hingegen bekam einen Helm mykerinischer Machart und ein wertvolles Kurzschwert.

Dann war Piasus an der Reihe: »Ihr glaubt ja nicht, was für ein Gesicht Simund gemacht hatte, als er mich zum ersten Mal sah. Er traute mir nicht, das hatte ich sofort erkannt. Und wieso auch nicht? Schließlich war ich nur irgendein Fremder, der ihn aus seiner gewohnten Umgebung riss und zu einem Abenteuer in der Fremde drängte. Nun seht ihn euch an: Sohn eines Gottes, bald selber Vater, Held von Akleion und Bezwinger des Nekromanten. Natürlich dürfen wir auch Kadeiras Heldentat nicht vergessen. Oh, ich glaube, ich hatte mit so vielen Prophezeiungen und Vorhersagen in letzter Zeit zu tun gehabt; es kommt in mir das Bedürfnis auf, selbst in die Zukunft zu blicken. Und dort sehe ich die Nachkommen der beiden, die selber große Taten vollbringen werden. Zum Ruhm von Akleion oder vielleicht einer anderen Stadt. Erlaubt mir eine gewisse Schwammigkeit«, sagte er und zwinkerte dem Publikum zu, wofür er Gelächter erntete. »Was auch die Zukunft bringen mag, ich würde mich freuen, sie mit euch als Freunde verbringen zu dürfen.«

Simund war sprachlos und gerührt von dieser Rede, trotz der

vielen Seitenhiebe auf ihn. Umso verwunderter war er, als Arathea das Geschenk brachte.

»Was ist das?«, fragte Simund, während er das Fläschchen genauer betrachtete.

»Massageöl«, antwortete Piasus und grinste. »Die Techniken zeige ich dir noch.«

Die nachfolgenden Tage waren merkwürdig. Einerseits war er glücklich und verbrachte seine Zeit zusammen mit Kadeira, die sich noch immer schonen musste, im Hause von Daedlus. Doch von vertrauter Zweisamkeit konnte nicht die Rede sein. Er war weiterhin mittellos, trotz der Geschenke, und konnte sich kein gemeinsames Heim leisten. Die Möglichkeit, dass auch dafür Daedlus aufkam, stand durchaus im Raum, der Gedanke war Simund allerdings zuwider. Sie mussten für sich selbst sorgen können.

Doch was konnte Simund? Er war ein guter Späher, kannte sich in diesen Ländern aber nicht aus. Er konnte im Wald überleben, Wild fangen, etwas anbauen. War das ein Leben für Kadeira? Sie war Besseres gewohnt und Simund wollte ihr mehr bieten als eine einsame Forsthütte.

In Merow hätte er sich einem Fürsten anschließen und in seinem Namen die Waffen schwingen können. Doch auch das war bei den Mykerios anders. Akleion kannte kein stehendes Heer, nicht einmal ein festes Gefolge aus jenen, die sich während der Heerzüge verdient gemacht hatten. Zum Wachdienst waren die Akleioner zeitweise verpflichtet, es gehörte zum Training der jungen Männer und zur Auffrischung des kriegerischen Handwerks für die Älteren. Und die Generäle der Stadt bestanden aus den hohen Herren des Rates, die sich im Krieg verdient machen wollten, sowie anderen gebildeten und wohlhabenden Bürgern.

Simund war gerne bereit, sich in jeden Beruf einzulernen und Verantwortung zu übernehmen. Daedlus hatte jedoch andere Pläne: »Ein Lehrer muss her!«, rief er bei einem Abendessen aus. »Keiner kann sich einen echten Mykerios nennen, der nicht über Bildung verfügt. Bildung und der Dienst an der Waffe sind verpflichtend für einen vollwertigen Akleioner!«

Fortan bekam Simund Unterricht im Hause von Daedlus, von

frühmorgens bis in die späten Abendstunden. Auch das war merkwürdig und ungewohnt, trotzdem fühlte er sich sehr wohl dabei. Sein Wissensdurst war geweckt, sein Horizont weitete sich. Geschichte, Lesen und Schreiben (in einer anderen Schrift als jener, die sie von den Zwergen übernommen hatten), Philosophie, Naturwissenschaften und die schönen Künste – bald schon schwirrte ihm der Kopf, was seiner Neugierde keinen Abbruch tat.

Es dauerte einige Tage, bis Nachricht von den Stämmen der Merowa bei ihnen eintraf. Eine Hungersnot drohte, angeblich ausgelöst durch eine Plage von Heuschrecken, Ratten und anderem Ungeziefer. Man erzählte sich, das Land Merow selbst, die Natur, Wälder und die darin hausenden Geister hätten sich gegen das Volk verschworen. Manche taten das als abergläubischen Unsinn ab, nur zu passend für ein barbarisches Volk wie die Merowa. Andere jedoch hatten die Wälder erlebt und wussten, dass ihnen etwas Dunkles innewohnte.

Simund war alarmiert. Er sorgte sich um seine Heimat, seine Stammesgenossen, Melinde, Rodried und Hedda (die bestimmt bei ihnen war). Er konnte sich weder auf den Unterricht fokussieren noch sein Eheglück genießen.

Es war wieder Zeit, eine verhängnisvolle Entscheidung zu treffen. Er bat Daedlus darum, in der Versammlung sprechen zu dürfen.

»Wir sollten ihnen helfen«, sagte Simund. Vor ihm saßen die Ältesten der Stadt auf ihren Bänken. Ein jeder betrachtete ihn auf andere Weise. Viele kannte er mittlerweile und er hatte ein Gefühl dafür bekommen, womit er sie für sich gewinnen konnte. »Als Friedensangebot. Um unseren guten Willen zu zeigen und ihnen zu beweisen, welch kultiviertes Volk die Mykerios sind. Sie kennen mich, ich gelte bei vielen von ihnen als Held und meine göttliche Abstammung ist wohlbekannt. Ich kann für Euch, für die Goldmeer-Städte sprechen und auch die Sache der Merowa vertreten.«

»Und was sollen wir ihnen bieten?«, fragte eines der Ratsmitglieder. »Sollen wir ihnen unsere Speicher öffnen?«

»Ja«, antwortete Simund geradeheraus. »Es schmerzt mich, das zu sagen, doch Akleion hat einen Bevölkerungsschwund zu beklagen. Unsere Vorräte hat der Feind jedoch nicht angegriffen. Vielleicht ergeben sich dadurch Möglichkeiten für die Händler, überschüssiges

Getreide loszuwerden.«

Die Ältesten diskutierten seinen Vorschlag untereinander, einer mit seinem Nachbarn, der nächste mit dem vor ihm oder mit dem auf der Bank hinter sich. Daedlus hatte die Arme verschränkt und nickte ihm zu.

Piasus wäre jedoch fast aufgesprungen. Er, nun ebenfalls ein Ratsmitglied, ergriff das Wort: »Hartried wird nicht froh sein, dich zu sehen! Pass auf, Simund. Das könnte dein Todesurteil sein.«

»Ich weiß«, antwortete er. »Zugegeben, ich will diese Reise auch zu einem anderen Zweck unternehmen: Hartried wird nicht mehr König sein, wenn ich zurückkehre.«

Das sorgte für einen Aufruhr unter den Ältesten. Piasus war vollends aufgesprungen, selbst Daedlus hatte sich erhoben. Sie verlangten Antworten, fragten ihn nach seinem Todeswunsch oder ob er sich den Thron erkämpfen wollte.

»Ich weiß nicht genau, was geschehen wird«, sagte Simund. »Und ich habe nicht vor, König von Merowa zu werden. Doch das ist etwas, das ich beenden muss. Hartried könnte sich weigern, das Angebot anzunehmen. Und dann fordere ich ihn heraus.«

Es waren nur ein paar Wochen gewesen. Ein paar wenige, im Flug vorbeirauschende Wochen, die er mit Kadeira verbringen durfte. Und nun hieß es wieder: Abschiednehmen. Nur war er nicht allein. Piasus und Barutz würden ihn begleiten.

Lange lagen sie sich in den Armen. Es war ihnen egal, dass die Ältesten, die Priester, andere Menschen von Rang und Namen ihnen vom Tor aus zusahen. Und dazu gefühlt die halbe Stadt auf den Mauern. »Wie soll das Kind heißen?«, fragte Kadeira. »Nur für den Fall ...«

»Ich bin vorher wieder zurück. Vor dem Frühling, sicherlich.«

Sie lösten sich voneinander und sie sah ihn mit ihren dunklen, undurchdringlichen Augen an. Es gab keine Widerrede.

Simund seufzte: »Sucht ihr euch den Namen aus.«

»Wie wäre es mit Menenias, wenn es ein Junge wird? Das war der Name meines Großvaters. Ich mochte ihn sehr.«

Simund nickte. »Und wenn es ein Mädchen wird?«

»Ich bin mir sicher, es wird ein Junge. Ich weiß es einfach.«

Simund nickte wieder und nahm sie ein letztes Mal in den Arm, atmete ihren Duft, nahm ihre Körperwärme in sich auf und prägte sich das Gefühl ihrer Haut ein. Es sollte ihm Kraft und Hoffnung geben.

Sie ließen sich los, Kadeira stellte sich hinter ihren Vater. Der platzierte seine Hände auf seinen Schultern: »Du gehst ein großes Risiko ein. Doch das schickt sich für dich. Das Orakel sagt: Den Merowa steht ein schwerer Winter bevor, doch der Frühling wird umso wärmer. Tue, was in deiner Macht steht, und komme wohlbehalten wieder.«

Piasus' Abschied von Arathea war tränenreicher und dramatischer. Eigentlich vergoss nur sie die Tränen. Anschließend folgte sie ihm lange auf der Straße, bis es selbst Piasus zu bunt wurde, der sich sonst gern in der Anbetung des Mädchens sonnte, und er sie bat, zurückzukehren. »Pass auf unser Heim auf!«, rief er ihr nach, während sie die Pferde beschleunigten. »Ich komme wieder, versprochen!«

»Gib auf dich Acht, Piasus! Denk immer an mich! Ich bete für dich! Piasus!«

Sie winkte ihnen hinterher, bis sie Arathea nicht mehr sehen konnte.

Barutz ritt bei Simund mit und sagte ihnen: »Ihr macht so einen Aufstand um die Weiber. Seid doch froh, dass wir sie eine Weile los sind. Jetzt gehen wir wieder auf ein Abenteuer!«

Piasus verzog das Gesicht. »Ach ja, nur was für eines?«

»Du wolltest mitkommen«, sagte Simund. »Du hast darum gebeten.«

»Ich muss dir ja noch zeigen, wie man das Massageöl richtig einsetzt.«

»Und wer soll dafür zur Verfügung stehen?«, fragte er. »Barutz hier?«

»Vielleicht bleibe ich doch in Akleion«, witzelte der Zwerg.

Lachend ritten sie die Straße Richtung Merowa, dem vielleicht letzten Abenteuer entgegen.

Kapitel 48, Gunlaug

Als Fürstin von Bärenwut gebührte es Fryda, als Erste ihren Hof zu betreten. Doch die Merowa waren keine Freunde von strikten Protokollen, nicht so wie die Mykerios aus dem Süden. Und der König war ihr Vater. Was läge also näher, als zusammen mit Hartried nebeneinander durch das Tor zu reiten (was bei dem breiten Geweih des Schlachthirschs des Königs gar nicht so leicht war) und gemeinsam von dem Gefolge und der Dienerschaft der Fürstin begrüßt zu werden? Gunlaug ritt zusammen mit der Königin gleich hinter ihnen und fragte sich, wie es dem Fürstentum in der Zwischenzeit ergangen war. Fryda war lange ferngeblieben und hatte die Verwaltung an die verständigsten Bediensteten abgegeben. Einige weitere hatte Hartried aus dem eigenen Hofstaat schicken lassen. Schließlich gehörte all das hier zur Familie.

Dennoch war die Zahl der Bediensteten am Hofe von Bärenschlucht zusammengeschrumpft im Vergleich zu dem, was Hermann und sein Vater aufgebracht hatten. Der Krieg hatte nicht nur bei der Dienerschaft und den Beaffneten seine Zeichen hinterlassen, auch an der Palisade erkannte Gunlaug notdürftig ausgebesserte Stellen, das Torgebäude war ohne Dach und auch am Fürstenhaus entdeckte er Beschädigungen.

Dem König blieb das ebenfalls nicht verborgen, als sie von ihren Reittieren abstiegen. »Es gibt noch viel zu tun«, sagte er. »Meine Enkelin soll nicht unter einem undichten Dach aufwachsen.«

Die ranghöchste Bedienstete, eine alte, gebeugte, doch tüchtige Greisin, musste sich sogleich entschuldigen: »Es fehlt uns an Handwerkern, um den Hof gründlich wiederherzurichten. Wir haben uns zunächst darum gekümmert, den Dachstuhl zu sichern und ...«

Hartried unterbrach sie mit einer unwirschen Geste. »Der Winter naht, aber nun sind wir ja hier und haben ein paar zusätzliche Hände mitgebracht. Bald wird es die Fürstin sehr wohnlich haben.«

Fryda antwortete darauf nicht, sondern schaute nur mit traurigen Augen auf das Fürstenhaus. Sie war auf der Flucht gewesen, als ihr Gatte gestorben war, dennoch hatte sie ihn hier dem geheiligten Feuer der Brandbestattung übergeben. Wenn das Schicksal ihr nicht

gnädig war, dann würde dieser Ort auf immer ein Ort der Trauer und des Verlusts sein. Vielleicht vermag das fröhliche Lachen der kleinen Tochter die Räume und die große Halle zu füllen und über den Schmerz hinweghelfen.

Hedwinna hatte die Gemütsverfassung ihrer Tochter ebenfalls bemerkt und begab sich zu ihr. Sie umarmte sie und flüsterte ihr etwas zu.

Eine Person zwischen den Anwesenden kam Gunlaug bekannt vor. Hartried hatte ihn sogleich erkannt und preschte vor, um sich vor dem glatzköpfigen alten Mann aufzubauen.

»Augnar!«, grollte der König. »Was sollte Euch denn hierherführen? Sucht Ihr etwa Schutz am Hofe meiner Tochter? Oder wollt Ihr sie für Eure Sache einnehmen?«

Augnar, das war der Priester des heiligen Feuers, dem die Menschen in diesem Fürstentum. Und in anderen Teilen Merows war das heilige Feuer ebenfalls ein täglicher Gegenstand der Anbetung. Letztes Jahr noch hatte Augnar bei einem Ritual die göttliche Herkunft des Königs infrage gestellt. Doch hier, an diesem Hof, wirkte er gar nicht angriffslustig. Stattdessen warf er sich vor Hartried in den Staub.

»Oh König, Ihr müsst uns helfen! Ein schweres Unglück ist über uns gekommen! Die Nacht selbst bestand aus unzähligen Mäulern und hat das heilige Feuer verschlungen! So viele Zähne waren es, so viele gierige Mäuler und dazu das Knurren der Wölfe! Die Nacht war erfüllt von ihrer Gier!«

Gunlaug durchfuhr ein Schock. Eine Dunkelheit, die aus vielen gierigen Mäulern und scharfen Zähnen bestand? Damit hatten sie bereits Bekanntschaft gemacht.

»Ah, das heilige Feuer«, sagte Aziles, der an Gunlaugs Seite getreten war. »Du hattest davon erzählt. Dann ist die Sache ernst.«

»Der Wolf?«, wunderte sich Hartried und die Wut wich aus seinen Zügen. »Steht auf und vergesst unseren Streit. Was vor dem vergangenen Winter geschehen war, spielt angesichts dieser Bedrohung keine Rolle.«

Ein Hoffnungsschimmer flackerte in den Augen des Priesters auf, während er sich mühsam erhob. Es schien so, als hätte der Raub des heiligen Feuers ihn um viele Jahre altern lassen. Das war nicht der

energische und charismatische Augnar, den Gunlaug in Erinnerung hatte. Eher wirkte er wie ein ausgebranntes Scheit. Zudem war er am ganzen Körper verletzt, Kratzer und Bissspuren verunstalteten ihn.

»Lasst uns hineingehen«, sagte Fryda, schließlich war es ihr Fürstentum.

Die Mittagssonne schien durch ein Loch im Dach des Fürstenhauses. Der herbstliche Regen würde sich ungehindert über die Gäste ergießen, dachte sich Gunlaug, während er das Gebälk begutachtete. Zumindest machte das Dach einen festen Eindruck. Frydas Dienerschaft und Gefolge hatte das Innere der Halle bereits wiederhergestellt, Spuren des Kampfes fand er keine. So saßen sie auf Bänken gegenüber, die Königsfamilie mitsamt Aziles auf der einen Seite und Augnar mit ein paar seiner ebenfalls glatzköpfigen Priester auf der anderen Seite.

Lebhaft berichtete er ihnen, was vorgefallen war: »Es war vor wenigen Tagen, während wir wie jede Nacht dem heiligen Feuer huldigten! Zuerst hörten wir Wolfsgeheul in einem Ausmaße, wie wir es nie in diesen Wäldern gehört hatten. Dann wurde die Nacht dunkler, die Sterne verlöschten und Schwärze verschlang den Mond. Nur das heilige Feuer selbst schien mit der gewohnten Kraft und Helligkeit. Wir versammelten uns darum und beteten zu ihm mit aller Inbrunst, doch weder unser Flehen noch die Kraft der Götter vermochten etwas gegen diesen Wolfsdämon auszurichten.«

»Ihr habt den Wolfsdämon gesehen?«, fragte Hartried. »Berichtet mir von ihm.«

Augnar starrte für einen Moment ins Leere, bevor er antwortete: »Ein Wolf mit einem Menschengesicht, das nur Spott für das heilige Feuer übrig hatte. Die Dunkelheit spie ihn aus, als die Wölfe an unseren Körpern zehrten. Viele gaben ihr Leben, um es zu beschützen. Zu meiner Schande muss ich gestehen, geflohen zu sein. Ich konnte den Anblick nicht ertragen, als das Maul dieses Menschengesichts sich öffnete wie die Tore eines Stalls, und es das Feuer in sich hinein sog. Alles Licht ging an diesem Abend verloren, wir sahen die Sterne nie wieder. Ich hatte schon befürchtet, die Sonne würde nicht mehr aufgehen.«

Sie schwiegen für einen Moment. Hartried starrte an Augnar

vorbei ins Leere. Aziles erkannte ebenfalls den Ernst der Lage: Der Steppen-Elf hatte die Arme verschränkt und sah Augnar besorgt und entschlossen an, als wollte er sogleich los und den Wolf suchen.

»Ihr seid die Priester des heiligen Feuers«, sagte Fryda. »Es ist Eure Aufgabe, dem Feuer zu huldigen, nicht Dämonen zu jagen. Das ist die Aufgabe von Helden, Recken, Fürsten und Königen.«

»Dann haben wir Eure Unterstützung?«, fragte Augnar.

Hartried stand auf. »Natürlich. Ich habe das heilige Feuer immer geehrt. Es gehört zur Seele der Merowa wie der Wald, der Hirsch und Cherus selbst. Und was immer dieser Wolfgeist vorhat, kann nicht gut für uns sein. Wir müssen ihn stoppen und das heilige Feuer wieder zurück an seinen angestammten Platz bringen. Augnar, unsere Unterstützung ist Euch gewiss. Ich und mein Gefolge werden dieses Fürstentum nicht verlassen, bis wir das Feuer nicht zurückgebracht haben.«

Sie sprachen so selbstverständlich davon, das Feuer zurückzubringen. Doch wunderte sich Gunlaug, ob das überhaupt möglich war. »Wie soll das funktionieren?«, fragte er in die Runde. »Sollen wir den Wolfgeist aufschneiden und das Feuer aus seinem Magen herausholen, als nähmen wir ein Tier aus?«

»Es ist heiliges Feuer!«, erboste sich Augnar. »Es ist das göttliche Element an sich, so ewig wie das Licht der Götter! Der Dämon hatte es lediglich verschlungen, nicht ausgelöscht! Dazu ist die Dunkelheit in ihm gar nicht in der Lage.«

»Ich verstehe«, antwortete Gunlaug tonlos.

Da schaltete sich Aziles ein. »So sollte es sich verhalten, wenn es sich um ein wahrhaft göttliches Feuer handelt. Wie kann es göttlich sein, wenn es nicht ewig ist? Doch was ist stärker: Der Wolf, der seine Beute frisst, oder die Beute, die vom Wolf nicht verdaut werden kann?«

»Zweifelt Ihr?!«, erboste sich Augnar.

»An Eurem Eifer erkenne ich, dass Ihr die Wahrheit sprecht«, sagte Aziles und stand auf. »Ich werde das heilige Feuer für Euch zurückholen! Denn ich selbst bin mit diesem Element verbunden! Bringt mich dorthin, wo Ihr dem Feuer huldigt, und ich werde seiner Spur folgen!«

»Wie?«, fragte Hartried.

»Hast du eine andere Idee?«, fragte Gunlaug.

Augnar wandte sich an Fryda: »Und was sagt die Fürstin dazu? Das heilige Feuer steht noch immer unter dem Schutz des Fürstentums Bärenschlucht. Natürlich freut es uns, dass der König selbst sich dieser Sache annehmen will ...«

»Ich vertraue meinem Vater, dem König«, antwortete sie. »Bis dahin seid Ihr Priester herzlich in meiner Halle eingeladen, die Zeit bis zu ihrer Rückkehr zu verbringen. Es soll Euch an nichts mangeln.«

Augnar beruhigte sich und wirkte wieder alt und schwach. »Vielen Dank. Ohne das heilige Feuer sind wir nur einfache Einsiedler und der Dunkelheit schutzlos ausgeliefert. Wir alle vermissen seine Wärme, seine Kraft und sein Licht. Wir hatten vergessen, wie wahrhaft dunkel die Nacht sein kann.«

»Wir reisen mit wenig Gefolge«, beschloss Hartried. »Ich fürchte mich vor dem, was diesen Ort heimsuchen könnte.«

Nun erhob sich auch Gunlaug. »Es ist wohl besser so. Als große Gruppe zu reisen, hat uns das letzte Mal auch nicht geholfen.«

Aziles lächelte wie ein Raubtier. »Wir reiten geschwind, töten den Wolf und vertreiben die Dunkelheit. Eine wilde Jagd soll es sein.«

Schließlich sprang Fryda auf: »Nimm dein ganzes Gefolge mit, Vater! Und ich gebe dir ein paar meiner Männer dazu! Das ist ein gefährlicher Gegner, ihr wisst das besser als ich! Schließlich habt ihr bereits gegen ihn gekämpft! Was soll diesmal anders sein?«

Hartried hielt einen Moment inne, dann trat er vor seine Tochter und legte ihre Hände in seine. »Ich habe es mir anders überlegt. Wir reisen nur zu dritt. Das Gefolge bleibt hier. Wer weiß, was dieser Wolfgeist geplant hat. Das könnte ein Trick von Sartur sein. Vielleicht lauern sie bereits in der Dunkelheit und warten nur auf eine Gelegenheit, euch anzugreifen. Währenddessen jage ich mit meinem Gefolge einem Geist nach. Nein, das kann ich nicht riskieren.«

»Vater!«, protestierte Fryda.

»Es geht nicht nur um mich und dich«, antwortete Hartried. Die Milde in seiner Stimme überraschte Gunlaug und entwaffnete seine Tochter. »Auch um Hedwinna, Gartmund und Skedwinna. Unsere Familie soll eine Zukunft haben.«

Die Königstochter sorgte sich um ihren Vater, was ihr gutes

Recht war. Der Vater allerdings sorgte sich um seine Tochter, seine Enkelin und seine Gemahlin Hedwinna, die auf dem Fürstenhof Schutz suchten.

Für einen Moment war sie die ängstliche Tochter, den Tränen nahe und das Herz zugeschnürt, weil sie um das Leben ihres Vaters fürchtete. Dann war sie die junge Fürstin, gewöhnt an Verlust, das Herz gestählt und bereit, die Entscheidungen des Königs zu akzeptieren.

»Wenn du mein Gefolge vom Hof jagst«, sagte Hartried mit einem Lächeln, »dann befehle ich ihnen, vor den Palisaden zu nächtigen.«

»Dort soll es ihnen an nichts mangeln, solange sie meine Gastfreundschaft annehmen. Doch das wird nicht nötig sein.«

Sie reckte sich und küsste ihren Vater auf die Stirn. »Sei vorsichtig. Du auch, Gunlaug.«

Nachdem sie ein großes Mahl eingenommen hatten, ritten Hartried und Gunlaug auf ihren Schlachthirschen vom Hof. Aziles hatten sie ebenfalls einen Hirsch angeboten, was er als große Ehre empfand, jedoch ausschlug. Er bevorzugte die Wendigkeit der Pferde und wollte schnell unterwegs sein. So machten sich die drei auf in den Wald und zum Berg, wo die Priester einst dem heiligen Feuer huldigten und die Menschen ihm opferten.

»Weißt du, ich genieße das«, sagte Gunlaug zu seinem Halbbruder. »Nur wir drei, auf der Jagd nach einem Ungeheuer. Natürlich bin ich mir der Gefahr bewusst.«

»Deswegen habe ich mein Gefolge dort gelassen«, antwortete Hartried und lächelte Gunlaug an. »So kann ich die Jagd auf den Wolfgeist genießen, ohne mir Sorgen machen zu müssen. Und wir sind das leichtere Ziel für die dunklen Kräfte des Waldes.«

Aziles lachte laut auf, klar und melodisch. »Ihr seid wahrhaft ein König der Merowa! Wenn ein Stammesführer der Saumya nicht willens ist, sein eigenes Leben für den Stamm aufs Spiel zu setzen, dann beenden wir es selbst. Ich schätze, das Leben im Sattel verleitet zu solcher Kühnheit.«

Hartried deutete auf die Spitze des Berges, die sich über die Wipfel des Waldes erhob. »Wir werden bald da sein. Wie gedenkt Ihr den Wolfgeist aufzuspüren?«

»Ich bin ein guter Fährtenleser«, sagte Aziles. »Doch in der Dunkelheit gestaltet es sich schwierig, den Spuren eines Wolfes zu folgen.«

»Das ist nicht Euer Ernst.«

Aziles lachte wieder auf. »Doch bei der großen Menge an Wölfen sollte es mir ein Leichtes sein, ihren Aufenthalt ausfindig zu machen.«

»Und wenn die Wölfe in verschiedene Richtungen aufgebrochen sind?«, fragte Gunlaug. »Wer sagt, dass sie weiterhin als großes Rudel zusammen mit dem Wolfgeist reisen?«

»Sehr guter Einwand. Dann muss ich doch das heilige Feuer aufspüren.«

»Ihr kennt das heilige Feuer?«, fragte Hartried. »Und Ihr könnt es aufspüren?«

»Wir werden es sehen«, antwortete Aziles, diesmal ernster.

Kapitel 49, Gunlaug

So hatte Gunlaug den Ritualplatz nicht in Erinnerung: Die Feueraltäre waren erloschen, nur noch totes Holz lag in ihnen. In den Scheiten steckte nicht einmal ein kleines Glimmen. Die Wolfsspuren waren dagegen offensichtlich, selbst bei der fortschreitenden Dunkelheit konnte er sie deutlich erkennen. Dazu aufgewühlte Erde, die Anzeichen von einem Kampf. Die Toten hatten die Priester, wie konnte es anders sein, bereits verbrannt. Ein großer, bereits ausgebrannter Scheiterhaufen befand sich in der Mitte des Platzes. Wie fühlten sich die Seelen der gestorbenen Priester, nicht vom heiligen Feuer ins Götterreich gesandt zu werden, wie sie es sich sicherlich gewünscht hätten? Hoffentlich fanden sie trotzdem ihren Weg.

»Da wären wir«, sagte Hartried und beschaute den Platz. »Es wird so sein, wie Augnar es berichtet hatte. Ich sehe keinen Grund, ihm zu misstrauen.«

»Wieso solltest du das?«, wunderte sich Gunlaug. »Vergiss, was vor einem Jahr hier geschehen ist. Das heilige Feuer ist auch für die Menschen hier wichtig.«

»Dessen bin ich mir bewusst, doch kann ich es nicht vergessen; sie haben meine Frau und mein Kind angegriffen. Ich wollte mein Diadem aber nicht einsetzen, um die Wahrheit in ihm zu lesen. Das wäre nicht richtig gewesen. Doch von diesem Platz aus kann ich damit in die Weite spähen. Vielleicht entdecke ich etwas. Und ihr macht euch auf eure Weise an die Arbeit.«

Hartried begab sich zum Rand des Platzes, das Gesicht zum Wald gewandt.

»Schreckliche Dinge müssen hier passiert sein«, bemerkte Aziles. »Und dennoch diese Sorge um das heilige Feuer. Noch etwas, worin unsere Völker sich nicht so sehr unterscheiden. Auch wir ehren die Elemente.«

»Sag den Priestern nicht, was du mit dem Feuer anstellen kannst«, witzelte Gunlaug. »Sie verlieren sonst noch den Glauben. Ich lasse dir den Vortritt bei der Spurensuche.«

»Lass uns herausfinden, in welche Richtung die Wölfe

verschwunden sind«, sagte Aziles.

Gunlaug folgte ihm, unsicher, wie er etwas zu ihrem Unterfangen beitragen sollte. Sein Blick wanderte über den Platz und er stellte sich vor, wie eine plötzliche Dunkelheit die Priester überraschte. Oder hörten sie zuerst das Knurren und Heulen der Wölfe? Was hätten sie nur dagegen unternehmen können? Das heilige Feuer und die Götter hatten ihnen nicht geholfen, doch nun waren sie da.

Aziles entfernte sich weiter vom Platz. Immer wieder kniete sich der Steppen-Elf hin, befühlte den Boden, dachte für einen Moment nach und erhob sich, um einer anderen Spur zu folgen.

Gunlaug hatte nichts anderes zu tun und fragte: »Schon eine Idee?«

Aziles erhob sich und klopfte Erde von seinen Händen. »Das waren viele Wölfe, er hatte nicht übertrieben. Ich denke, ein Teil von ihnen ist als Gruppe in eine Richtung gezogen, während ein anderer Teil sich von der Gruppe gelöst hat. Das ist nur meine Interpretation, aber die Gruppe könnte mit dem Wolfgeist unterwegs sein.«

»Klingt einleuchtend. Wirklich sicher können wir aber nicht sein.«

»Nein. Die Spuren des Wolfgeists dürften sich nicht von den anderen unterscheiden. Er hat noch immer wölfische Pfoten, trotz des Menschengesichts. Fragen wir beim König nach.«

Hartrieds Blick reichte dank des Diadems weit, doch durchdrang er nicht Blätter, Äste, Büsche, Hügel und Felsen. Der König schüttelte nur mit dem Kopf, nachdem sie ihn nach dem Stand der Dinge gefragt hatten.

»So kommen wir nicht weiter. Aziles, gab es nicht etwas anderes, das Ihr versuchen wolltet?«

»Ich kann für nichts garantieren«, sagte der Steppen-Elf und begab sich zum größten Altar auf dem Platz. Bevor er ein Scheit herausgriff, hielt er in der Bewegung inne und fragte sie: »Ich darf doch?«

»Nur zu«, antworteten die Brüder.

Er nahm ein Scheit und setzte sich neben den Altar. Das Holz hielt er in beiden Händen. Die Augen hatte er geschlossen, tief atmete er ein und aus. Für eine Weile geschah nichts. Die Brüder setzten sich vor ihm auf den Boden, jeder seinen eigenen Gedanken nachhängend,

damit Aziles sich in Ruhe auf seine Aufgabe konzentrieren konnte. Die Nacht senkte sich über den Altarplatz und Gunlaug fragte sich, ob sie nicht auf den nächsten Morgen hätten warten sollen. Er hatte verhängnisvolle Vorahnungen an unzählige Zähne in der Dunkelheit, welche den Wald bedrohlicher wirken ließen.

Doch bevor die Angst sein Herz vollkommen zuschnüren konnte, bemerkte er ein schwaches Leuchten. Das Holz in Aziles' Schoß glomm auf, als er tief ausatmete. Er atmete ein und das Glimmen verschwand. Aziles öffnete die Augen, darin war ein Leuchten, heller als jedes Feuer und nur übertroffen von der Sonne selbst. Gunlaug und Hartried mussten sich abwenden und waren für einen Moment geblendet.

Azilez' Lachen schnitt durch die Nacht, wie der Hahnenschrei den Morgen ankündigte. »Der Wolf leidet!«, waren seine Worte, bevor er noch lauter auflachte. »Das heilige Feuer verzehrt ihn von innen! Es bereitet ihm große Schmerzen, doch er quält sich durch den Wald. Ich kann es spüren, ich bin mit ihm verbunden ...«

Er schloss wieder die Augen und die gewohnte Dunkelheit kehrte zurück. Ruhiger, fast schlaftrunken sagte er: »Es ist wahrhaft heiliges Feuer. Es ruft nach mir, ich soll es holen. Bis dahin wird es ausharren und dem Wolf weiter zusetzen.«

»Dann können wir ihn ausfindig machen?«, fragte Hartried. »Sehr gut, ausgezeichnet. Sollten wir das schaffen, dann wird Merow dem Shakhya-Stamm ewige Freundschaft schwören.«

»Diese Erfahrung ist mir Dank genug«, antwortete Aziles. »Meinen Vater und meine Brüder wird es aber freuen. So ein Feuer haben wir bei uns nicht. Es fühlt sich reiner an, geduldiger und freundlicher. Nicht so alles verschlingend und blind wie jedes andere Feuer. Am liebsten würde ich es mit in die Heimat nehmen.«

»Weißt du, ob Sartur bei ihm ist?«, fragte Gunlaug.

Aziles zog die Stirn kraus. »Ich spüre nichts von einem anderen Cherus-Kind. Er ist mit seinem Schmerz allein. Selbst die anderen Wölfe können ihn nicht verstehen.«

Aziles war schon immer eine sehr beschwingte, lebhafte Persönlichkeit, doch das innere, heilige Feuer verlieh ihm einen Auftrieb, den Gunlaug so von ihm nicht kannte. Er sprang als Erster

auf sein Reittier und ritt mit ungestümem Galopp voraus. Die beiden hatten Mühe, ihm zu folgen, und die voranschreitende Dunkelheit machte es ihnen nicht leichter. Doch Aziles drängte zur Eile.

»Das Feuer verbrennt ihn von innen!«, rief er während des Ritts mit klarer, heller Stimme. »Aber es wird schwächer. Der Wolf verdaut es, anders lässt es sich nicht ausdrücken. Solange er damit beschäftigt ist, bleibt er eine leichte Beute. Sollten wir uns nicht beeilen, dann müssen die Merowa ohne ihr heiliges Feuer auskommen.«

»Wenn alle zu Cherus beten, käme mir das sehr gelegen«, erwiderte Hartried. »Doch das ist nicht meine Entscheidung. Als König ist es meine Aufgabe, den Frieden zu wahren und dieses Land und seine Menschen zu beschützen. Dazu gehören auch die Heiligtümer des Volkes. Außerdem hat dieses Wesen Königskeil zerstört. So einen Speer schmieden die Zwerge nicht alle Tage.«

Aziles drehte sich kurz zu Gunlaug um und schaute ihn mit seinen unnatürlich leuchtenden Augen an. »Und du, mein guter Freund? Ich bin hier wegen meines Liedes, für Ruhm und einen Namen in der Ewigkeit. Was treibt dich heute an?«

»Auch ich liebe dieses Land«, antwortete Gunlaug, ohne darüber nachdenken zu müssen. »Und das ist eine Dunkelheit, die es auszulöschen gilt. Cherus hätte nicht anders gehandelt.«

»Sehr gut!«, rief Aziles. »Dann können wir uns in Tod und Dunkelheit stürzen, ohne etwas zu bereuen!«

Doch so weit sollten sie nicht kommen. Der Wald verdichtete sich und die Nacht erschwerte ihr Vorankommen. Aziles protestierte, doch Hartried ordnete eine Rast bis zum Morgen an.

»Ich reite voraus!«, sagte er. »Und ihr folgt meiner Spur. Mein Blick erhellt alles, ich erkenne jeden Strauch, jedes Blatt und jede Wurzel. Wir können den Ritt auch verlangsamen, wenn euch das beruhigt.«

»Wir brauchen Rast«, antwortete Hartried. »Uns steht ein schwerer Kampf bevor, ungeachtet der Beeinträchtigung des Wolfes. Gleich morgen früh ziehen wir weiter.«

Aziles machte eine verdrießliche Miene. »Das heilige Feuer wird nicht ewig in mir brennen. Schätze ich.« Er zuckte mit den Schultern. »Eigentlich habe ich keine Ahnung. Die Logik des Feuers diktiert,

dass es etwas von mir verzehrt, um weiter zu glühen, oder es verlischt mit der Zeit.«

»Je näher wir ihm kommen, desto eher haben wir eine Spur, die uns zum Wolf führt.« Hartried nahm den Sattel vom Rücken des Schlachthirsches und bereitete damit ein Nachtlager vor. »Vielleicht werde ich auch einfach nur zu alt. Ich übernehme die erste Wache.«

»König der Merowa!«, sagte Aziles. »Dürfte ich vorschlagen, die Nacht hindurch zu wachen? Ich verspüre keinen Deut Müdigkeit, ganz im Gegenteil. Solange das heilige Feuer noch in mir brennt, wird der Schlaf mir fremd sein.«

Gunlaug und Hartried schauten sich für einen Moment an, bis der seinem königlichen Halbbruder zunickte.

»Soll mir recht sein«, sagte Hartried und kümmerte sich um das Lagerfeuer.

»Geht es dir auch gut?«, fragte Gunlaug den Steppen-Elfen. »Ich mache mir schon Sorgen. Das ist nicht normal. Wie du selbst gesagt hast: Das Feuer muss sich von etwas ernähren.«

»Oh, mir geht es bestens«, antwortete Aziles und strahlte so sehr wie das Feuer in seinen Augen. »Zu gut sogar. Ich werde das vermissen, wenn es vorbei ist. Doch was ist das für ein Stoff für ein Lied!«

Kapitel 50, Hedda

Die Merowa bauten ihre Fürstenhäuser hoch erhoben, auf einem hohen Hügel, die Bäume und Gehöfte im umliegenden Land weit überragend. Das Fürstentum von Krähenwut war anders. Es lag versteckt tief im Walde, die Wipfel verbargen den First der Halle; die Palisaden tauchten plötzlich hinter Baumstämmen und Sträuchern auf; und dahinter erhob sich ein großer Fels, der seinen tiefen Schatten über den Fürstenhof warf.

Melinde war mit Rodried geritten, die beiden tauschten ständig Flüsterworte aus. Trotz der Anspannung und der Ungewissheit war darunter auch der ein oder andere kleine Lacher. Die Unbekümmertheit der Jugend, Hedda war fast schon neidisch. Die Unbekümmertheit der Jugend – Hedda war fast schon neidisch. Dennoch war sie sicher, die beiden würden die Angelegenheit ernst nehmen.

Hedda sah die Krieger von Krähenwut zum ersten Mal, schließlich hatten sie sich nicht an dem letzten Krieg beteiligt. Sie trugen kurze Schwerter an der Hüfte, hatten einen kleinen Schild am Unterarm festgeschnallt und hielten lange Speere, die sie beidhändig führten. Unter ihren Mänteln trugen sie keine Kettenhemden. Ein dicker Wollstoff genügte ihnen als Rüstung.

Neben den Kriegern von Krähenwut hatten sich hier viele andere Recken vor den Palisaden versammelt und ihre Zelte aufgeschlagen. Das waren die persönlichen Truppen der geladenen Fürsten. Sie sprachen Heddas Namen und priesen Cherus, als sie zusammen mit Rodried, Melinde und ihrem Gefolge an ihnen vorbeizogen. Auch den Fürsten von Spatzensturz grüßten sie gebührend. Da war der junge Fürst von Eichentrieb, mit dem Hedda während des Feldzugs wenige Worte gewechselt hatte. Er hatte auf ihrer Seite gekämpft, sich jedoch nicht durch Heldentaten hervorgetan. Rodried stieg dennoch von seinem Hirsch ab, um ein paar kurze, leere Worte auszutauschen. Überrascht waren Rodried und Hedda über das Auftauchen des Fürsten von Hirschruf, denn der hatte Hartried im letzten Krieg beigestanden. Der rüstige Alte schaute sie finster an, während sich sein Gefolge um ihn herum aufbaute, und grüßte sie

knapp mit erhobener Hand.

Vor dem Haupthaus angekommen, meldeten sie ihr Erscheinen der Wache. Krähen zierten die große Tür ins Innere der Halle, über je einen Türflügel stieg eine Krähe mit ausgebreiteten Schwingen in die Lüfte. Die Vögel dekorierten auch die Säulen und Ecken in der großen Halle und das Banner gegenüber dem Eingang. Während sie eintraten, verstummten die Gespräche der vielen Gefolgsleute und ihrer Fürsten, und erwartungsvolle Blicke richteten sich auf sie. Am anderen Ende der Halle saß der Fürst von Krähenwut auf seinem Thron, neben sich eine Hedda wohlbekannte Gestalt, gehüllt in einen Mantel und einen Stab in der Hand. Sartur flüsterte etwas zu Wardrun, der sich sogleich erhob und auf sie zuzuging. Sie trafen sich in der Mitte der Halle, ohne Sartur.

Hedda behielt den Cherus-Sohn im Auge, während die Fürsten sich begrüßten.

»Ihr seid tatsächlich gekommen«, sagte Wardrun. »Das freut mich und ehrt meine Halle. Darlaug und mein Vater hatten sich gut verstanden, doch nach dem unglücklichen Ausgang des Nachfolgekrieges hatten unsere Familien nicht mehr viel miteinander zu tun gehabt. Wieso eigentlich?«

Wardrun lächelte freundlich, es wirkte auf Hedda nicht gestellt.

Als Rodried nicht antwortete, verwies er auf die Bank in der Mitte der Halle. »Setzt Euch. Ihr seid meine Gäste. Sicherlich wollt Ihr etwas trinken.«

Wardrun winkte die Dienerschaft heran, die sogleich einige Krüge süßlich riechenden Mets reichte. Doch statt ihm zu danken, nahmen seine Gäste die Krüge nur stumm an und schauten währenddessen zu Sartur, der sich weiterhin am Ende der Halle aufhielt.

Wardrun stellte seinen Krug geräuschvoll auf der Bank ab. Er hatte ihre Aufmerksamkeit. »Sartur hat mir geschworen, seine Stimme gegen niemanden hier einzusetzen, es sei denn zur Selbstverteidigung. Auch ich tat alles, was ich bisher getan habe, aus vollkommen freien Stücken. Ihr könnt mir vertrauen. Dafür gebe ich mein Wort.«

Rodried räusperte sich. »Entschuldigt. Euch sind sicherlich nicht die Geschichten entgangen, die man sich über ihn erzählt. Und die

Wesen, mit denen er im Bunde sein soll. Es fällt mir schwer, da die Ruhe zu bewahren.«

»Bitte, es schickt sich nicht, so über jemanden zu reden, der sich mit uns im Raum befindet.« Wardrun stand auf und streckte einen Arm nach Sartur aus. Laut fuhr er fort: »Wenn es Streit zwischen Euch gibt, dann klärt das gleich hier in meiner Halle. Ich garantiere für jedermanns Sicherheit und werde Gericht sprechen, wenn Ihr das wünscht.«

Jeder hatte das gehört. Dienerschaft, Gefolgsmänner und der ein oder andere Fürst in der Halle schauten Rodried gespannt an.

Auch Sartur hatte es mitbekommen. Seine Gestalt löste sich von der Wand, sein Stab klackte mit jedem Schritt laut auf dem Holzboden. Ein Lächeln umspielte sein Gesicht, wodurch seine Narbe noch deutlicher hervortrat. »Redet nur«, sagte Sartur. Hedda glaubte, ein Schatten wäre ihm vom hinteren Ende der Halle gefolgt und hätte ihn in Dunkelheit gehüllt; das Licht, welches durch die Löcher im Dach schien, erhellte ihn kaum. Mit einem finalen, lauten Klack hielt er wenige Manneslängen vor ihnen und wartete, gestützt auf seinem Stab, auf die Antwort des jungen Fürsten.

Rodried erhob sich und hielt inne. Dann sprach er: »Es stimmt, ich werde nicht hinter Eurem Rücken über Euch reden, Sohn des Cherus. Nichtsdestoweniger fällt es mir schwer, Euch zu vertrauen. Zu viele dunkle Dinge gehen in den Wäldern von Merow vor sich, zu viele dunkle Wesen zeigen ihr Gesicht. Die Zerstörung der Felder und Vorräte ist ein gezielter Streich gegen die Menschen des Landes, von böser Hand geführt. Und es ist kein Geheimnis, mit welchen Wesen Ihr im Bunde seid.«

Sartur stützte sich auf seinen Stab wie ein alter Mann. »Und ich werde kein Geheimnis daraus machen. Ich bin in der Tat mit vielen Wesenheiten des Waldes, der Moore, Berge und Hügel bekannt. Aber seht Ihr sie hier? Seid Ihr ihnen auf dem Weg hierher begegnet? Sagt, wurdet Ihr während Eurer Reise zum Fürstentum Krähenwut von Wölfen, Bären, Geistern oder anderen Tieren behelligt?«

Hedda war mittlerweile ebenfalls aufgestanden und hatte sich neben Rodried gestellt, gab sich jedoch gelassen. Sie würde es nicht sein, welche die Situation eskalieren lassen würde.

»Wir sind sicher gereist, es war keine lange Reise«, fuhr Rodried

fort. »Wollt Ihr sagen, wir haben das Euch zu verdanken? Das spricht Euch nicht von all dem frei.«

»Wovon?«, fragte Sartur gespielt freundlich. »Wir werden ein Thing abhalten. Wenn Ihr mich etwas bezichtigen wollt, dann habt Ihr dafür ausreichend Gelegenheit. Doch sagt mir, was habe ich getan?«

Rodried ballte die Fäuste. Melinde ergriff sie und besänftigte den aufwallenden Zorn des jungen Fürsten. »Ihr habt gehört, was ich gerade gesagt habe.«

»Das sind keine öffentlichen Anschuldigungen. Das war nur eine Aufzählung von Dingen, die in diesem Land vor sich gehen sollen.«

Doch nun half auch Melindes sanfte Geste nicht. Mit Groll fuhr Rodried fort: »Ihr habt mir gedroht! Habt mir ins Gesicht gesagt, mein Fürstentum sei nur sicher, wenn ich hier auftauchen sollte!«

»Das reicht!«, rief Wardrun mit lauter Stimme und stellte sich zwischen die beiden. »Es wird keinen Streit in meiner Halle geben. Wir klären diese Angelegenheit während des Things, verstanden? Bis dahin beruhigen wir uns. Wir sind alle hier, weil uns eines vereint: Hartried. Es geht um den König und die Zukunft dieses Landes, so wie Cherus es vorgesehen hatte.«

Da entfuhr es Hedda: »Ihr wollt die Krone.«

»Was ich will, soll keine Rolle spielen. Es geht darum, was die Fürsten wollen und was der Wille von Cherus ist. Er hatte die Krone einem Sterblichen übergeben, nicht einem seiner Söhne. Wenn ein anderer Fürst zum König gewählt wird, dann ist mir das vollkommen recht. Ich würde für Euch stimmen, junger Fürst von Spatzensturz.«

Da war Rodried für einen Moment sprachlos. »Nun, ich ...«

»So soll es sein«, sagte Sartur. »Auch das ist Angelegenheit des Things. Ihr seid heute erst angereist und sicherlich noch immer müde. Morgen werden wir besonnener und vernünftiger die Sache bereden können.«

Er nickte ihnen zu und entfernte sich langsam.

»Dem habe ich wenig hinzuzufügen«, sagte Wardrun. »Ihr seid meine Gäste. Wenn Ihr etwas wünscht, sagt es nur und meine Diener sind sofort zur Stelle.«

Rodried spielte mit dem von Zwergenhand geschmiedeten Ring,

während er sich in ihrem Zelt zu erklären versuchte: »Ich habe diesen Ring nicht umsonst. Mit ihm kann ich herausfinden, was sie geplant haben. Ich werde es versuchen.«

»Wir wissen es bereits«, sagte Hedda. »Wardrun will König werden und hat uns hierher bestellt, um gegen Hartried zu konspirieren. Was du vorhast, ist nicht notwendig. Am besten hören wir uns morgen beim Thing an, was sie vorschlagen, dann machen wir uns davon.«

»Je mehr wir über sie wissen, desto besser können wir darauf antworten, was sie vorschlagen«, entgegnete Rodried. »Und wir sind für das nächste Thing gewappnet. Ich hasse es, das sagen zu müssen. Aber wenn Wardrun und Sartur gemeinsam all das geplant haben, all die zerfressenen Felder und zerstörten Vorräte, dann müssen sie zur Verantwortung gezogen werden. Hartried und die anderen Fürsten müssen es wissen.«

»Und darum willst du dich hineinschleichen?«, wunderte sich Hedda. »Was, wenn sie dich erwischen?«

»Das Risiko werde ich eingehen müssen. Was sagst du dazu, Melinde?«

Das Mädchen saß die ganze Zeit still auf einem Fell, die Hände in den Schoß gelegt, die Augen geradeaus starrend. »Ich sehe nichts, ich fühle nichts, ich höre nichts. Kein schlechtes Omen, keine Vorahnung, keine Stimmen der Götter. Es bleibt allein dir überlassen. Aufhalten oder unterstützen kann ich dich nicht.« Dann sah sie Rodried direkt an. »Sei vorsichtig.«

Hedda seufzte. »Sei aber wirklich vorsichtig. Oder soll ich, großer Tollpatsch, mitkommen?«

»Wenn wir die ganze Zeit brav Händchenhalten, werden sie auch dich nicht hören«, sagte Rodried verschmitzt. »Lieber nicht. Ich will Melinde nicht vor den Kopf stoßen.«

Kapitel 51, Rodried

Einmal an den Ring gefasst, einmal den Gedanken im Kopf ausgesprochen, und schon verursachten seine Schritte keine Geräusche mehr. Geräuschlos traten seine Stiefel auf den festen Boden vor der Palisade, geräuschlos schob er ein Gebüsch beiseite und vermied so das laute Rascheln. Die magische Kraft des Rings schluckte jeden Laut, jeden Atem und jede Stimme. Er hatte gewartet, bis der Mond am höchsten stand, für den Fall, dass einige Fürsten zusammen mit Wardrun feiern wollten oder etwas zu besprechen hatten. Und so schien es gewesen zu sein; aus dem Gebüsch heraus sah er Fürsten mitsamt Gefolge, wie sie durch das Tor der Palisade traten. Ein paar Wachen standen hier ebenfalls. Bald würden sie das Tor schließen.

Wie sollte Rodried vorgehen? Er war kein Schleicher, kein Freund von Heimlichkeit. Eigentlich war ihm dieses Vorgehen äußerst fremd und er kam sich komisch vor. Er atmete die kalte Nachtluft ein und beruhigte seine Gedanken. Er musste es wissen, das war sein Ziel.

Rodried schlich vom Torhaus weg und an der Palisade entlang. Die Fürsten von Krähenwut waren nicht dumm gewesen; zwar war das Fürstenhaus und seine Wehranlage tief im Wald errichtet worden, dennoch hatten sie vorsorglich die Bäume von der Palisade entfernt. Er fand keinen Ast, der weit genug herüberreichte, dass er sich auf der anderen Seite hätte fallen lassen können. Ein Sprung und er bekam die Kante der Palisade beinahe zu fassen. Es reichte doch nicht, um hinaufzuklettern. So ging seine Suche weiter, bis er einen abgesägten Baumstamm fand.

Rodried konnte aufstöhnen und schnaufen, der Kraftakt ging doch still vonstatten. Ebenso still hob er den Baumstamm vom Boden auf und die Magie des Rings wirkte weiterhin. Niemand hörte es, wie er das schwere Stück Holz gegen die Palisade stemmte. Rodried rüttelte an der behelfsmäßigen Konstruktion (was ebenso lautlos vor sich ging), den Stamm hatte er fest im Boden verankert. So ließ er sich leicht als Trittbrett nutzen. Eine kurze Kletterpartie und Rodried lugte über den Rand der Wehranlage. Keine Wachen in Sicht, doch er

musste vorsichtig sein: Der Felsen, der sich über das Fürstenhaus erhob, warf hier einen tiefen, dunklen Schatten, der ihm genauso hilfreich war, wie er auch einen Zeugen verbergen konnte.

Während er auf der anderen Seite landete und in geduckter Haltung verharrte, musste er Barutz Respekt zollen. Er hatte nie darüber nachgedacht, welchen Mut es benötigte, sich irgendwo hineinzuschleichen. Auch wenn keine Gefahr drohte, schlug ihm das Herz bis zum Halse. Jeder Schritt war ein Wagnis, jeder Winkel ein Versteck für neugierige Augen, jede Ecke eine potenzielle Überraschung. Rodried suchte Schutz hinter der Wand des Gesindehauses und lauschte in die Nacht hinein. Weder vom Hof noch vom Fürstenhaus hörte er verdächtige Geräusche oder Stimmen. Er sah niemanden auf dem Hof, also begab er sich zum Fürstenhaus. Dabei schlich er, obwohl es gar nicht notwendig war. Keiner seiner Schritte verursachte ein Geräusch. So spazierte er hinüber und piffte sogar ein lautloses Lied. Der Spaß ließ ihn schmunzeln.

Am hinteren Teil des Fürstenhauses angekommen, presste er sein Ohr gegen die Außenwand. Hier befanden sich in der Regel die Küche und andere Bereiche des Haushalts. Er erwartete nicht, in diesem Teil des Gebäudes noch reges Treiben vorzufinden, und begab sich daher zur Hintertür. Nun spannte er wieder seine Sinne an und öffnete die Tür langsam. Auch das ging still vor sich, kein Holz knarzte, keine Scharniere kratzten. Wie von Geisterhand ging sie auf. Vorsichtig lugte er ins Dunkel der inneren Räumlichkeiten, betrat mit einem Fuß das Fürstenhaus und schob die Tür weiter auf. Beinahe wäre er aufgeschreckt und hinausgetreten, denn er fand Dienerinnen auf dem nackten Boden schlafen; sie hatten Felle unter sich ausgebreitet und deckten ihre Körper mit Tüchern zu. Wenn es viel zu tun gab, dann schliefen die Diener auch gleich neben der Arbeit, so war das manchmal.

Mit bedächtigen Schritten verließ er diesen Raum und fand sich in den Fluren der Schlafräume wieder. Und hier hörte er, weswegen er gekommen war: Stimmen. An die Wand gedrückt, doch mit eiligen Schritten bewegte er sich auf die Quelle der Stimmen zu.

»... Und vor Schmerz kann er sich kaum bewegen. Es frisst ihn auf, verzehrt ihn, schwächt ihn. Das jedenfalls haben mir die Raben gesagt. Sie sind so schnell wie möglich hierher geflogen. Er erwartet

eine Antwort und unsere Unterstützung.«

Die Stimme musste Sartur gewesen sein und die andere, die ihm antwortete, gehörte zu Wardrun.

»Wir sind hier. Was können wir ausrichten? Er ist auf sich allein gestellt. Das ist sowieso Eure Sache, ich will mit diesem Wesen nichts zu tun haben. Kümmert Euch selbst darum, doch bleibt an meiner Seite, wie Ihr es versprochen habt.«

»Auch der Wolf kämpft für unsere Sache«, antwortete Sartur. »Doch kann ich von hier aus in der Tat wenig bewerkstelligen. Wir hatten beschlossen, für unsere Ziele getrennte Wege zu gehen, und das bringt einige Risiken mit sich.«

»Dann tut, was Euch gefällt. Das Feuer soll von mir aus diesen Wolf von innen heraus verschlingen, es ist mir recht.«

Eine Pause verging, Rodried hörte den Stock klacken. »Er kämpft auch für unsere Sache, vergesst das nicht. Das heilige Feuer gehört zur Sphäre von Cherus und den Göttern des Landes. Es sendet ihnen die Opfertgaben und stärkt sie. Somit steht es uns im Wege.«

»Wir beten bereits die Geister des Waldes an. Reicht das nicht aus? Warum müssen wir ihre Götter zerstören, wenn wir uns schlicht von ihnen abwenden können? Vielleicht ist es gut, wenn Euer Wolfsgefährte scheitert. Ich würde ihm nicht opfern.«

»Denkt Ihr, das Wesen hier wäre besser? Sanfter? Umgänglicher? Freundlicher? Keine solch dunkle Gestalt aus den Tiefsten des Waldes, mit unergründlichen Beweggründen?«

Eine weitere Pause, dann fuhr Sartur fort. »Habt Ihr ihn überhaupt gesehen? Oder habt Ihr Euch jedes Mal davongemacht, nachdem Ihr ein Opfer dargebracht habt?«

Rodried hörte Schritte und das Klacken des Stabes. »Ihr habt Angst. Das ist es. Ihr habt Euch mit mir verbündet, um Rache an Hartried zu nehmen, und habt Euch bereitwillig den Geistern des Waldes anvertraut. Dennoch habt Ihr Angst vor ihnen und wagt es nicht, ihnen gegenüberzutreten. Das ist klug, sehr vernünftig. Schickt sich für jemanden in Eurer Position aber nicht. Einfache Bauern sollten die Geister fürchten, ein Fürst und König muss jedoch der oberste Priester seines Landes sein. Wisst Ihr was? Ich habe eine Idee. Ich weiß genau, wie wir unserem gemeinsamen Freund helfen können. Ruft Eure vertrautesten und ergebensten Männer

zusammen.«

»Was habt Ihr vor?«, fragte Wardrun mit Unsicherheit in der Stimme.

»Holt sie einfach. Dann verspreche ich Euch, alles Menschenmögliche zu unternehmen, um die Fürsten auf Eure Seite zu ziehen. Selbst diesen Rodried.«

Die Schritte kamen auf die Tür zu. Rodried hatte nur einen winzigen Augenblick, sich zu entscheiden. Die Magie des Rings wirkte noch immer, er lief einfach in eine Richtung, in die Dunkelheit und fand ein schwaches Licht, welches durch die Decke schien. Das war die Haupthalle, vielleicht konnte er sie einfach durch die Vordertür verlassen? Hinter ihm öffnete sich die Tür, Sartur und Wardrun gingen in seine Richtung. Rodried wollte sich flach an die Wand drücken, da trat sein Fuß gegen einen festen Körper.

Der Getretene stöhnte genervt auf. Rodried sprang über ihn und landete neben dem Kopf eines weiteren Gefolgsmanns, der hier sein Lager aufgeschlagen hatte. Erst jetzt hatte er sie bemerkt.

»Weckt Eure Männer«, sagte Sartur.

Gleich darauf: »Männer! Wir gehen heute Abend auf Wanderschaft! Kleidet Euch, bewaffnet Euch! Vor Sonnenaufgang sind wir zurück!«

Murrend erhoben sich die Gefolgsleute. So schläfrig sie waren, so spärlich die Lichtverhältnisse in der Halle, hatte Rodried noch immer eine Chance. Er drückte sich gegen die Wand und wartete darauf, dass Sartur und Wardrun aus dem Gang heraustraten. Dabei zog er den Brustkorb ein und machte sich so dünn wie möglich. Die beiden traten in die Mitte der Halle und hatten ihm den Rücken zugewandt. Jetzt oder nie. Vollkommen still, doch mit eiligen Schritten, flüchtete er wieder in den Gang, aus dem sie gekommen waren. Erst als er außer Sichtweite war, erlaubte er sich eine Verschnaufpause. Es dauerte eine Weile, bis die Männer zum Aufbruch bereit waren. Doch wo sollte es hingehen? Was hatten sie vor? Die Vernunft gebot ihm, zurückzukehren und sein Glück nicht zu strapazieren. Doch die Neugierde siegte. Er musste herausfinden, was dieses Wesen war. Und wie sie ihm opfern wollten.

Kapitel 52, Rodried

Rodried fragte sich, ob Wardrun und seine Männer durch das Tor hinausgehen würden. Hier würden sie an den vielen Zelten der Fürsten und ihrer Gefolgsleute vorbeikommen, wo die ein oder andere Wache zu erwarten war. Stattdessen traten sie aus dem Vordereingang der Halle hinaus, umrundeten dann das Fürstenhaus und versammelten sich zwischen dem Gebäude und dem hohen Felsen, der über den Hof hinausragte. Dann gingen sie auf den Felsen zu und verschwanden einer nach dem anderen. Rodried wunderte sich zunächst, musste aber warten, bis sie fast alle verschwunden waren, um ihnen zu folgen. Es stellte sich heraus, dass eine Spalte in den Fels hineinführte; er sah ein schwaches Leuchten vor ihm und fand gleich darauf Nischen in den Felsen gehauen mit Kerzen, die jemand lediglich anzünden müsste. Er folgte ihnen gebückt und orientierte sich an der Wand durch die Dunkelheit. Beinahe wäre er mit einem der Gefolgsmänner zusammengestoßen, hätte er den schwach leuchtenden Docht nicht bemerkt, den er in der Hand hielt. In dem Höhlengang waren die Schritte der vielen Füße verhalten zu hören, doch Stimmen drangen keine an sein Ohr. Ein tiefes Schweigen hatte sich über die Gefolgsleute, Wardrun und Sartur gelegt. Das hier musste ein wichtiger, ein heiliger Ort gewesen sein.

Es dauerte eine Weile, bis sie am Ziel angekommen waren. Der Gang öffnete sich zu einer großen Höhle, deren Decke Rodried in der Dunkelheit nicht ausmachen konnte. Er versteckte sich hinter einem Felsen. Sein Herz klopfte so sehr, er befürchtete, ohne seinen Ring hätten sie es schlagen hören können.

Sie zündeten mehrere in der Höhle verteilte Lichter an. Das Geräusch von Fledermäusen drang an sein Ohr und Bilder von dunklen Schwingen erfüllten seinen Geist mit Furcht.

Die Gefolgsleute breiteten sich aus und gaben somit den Blick auf Wardrun und Sartur frei. Die standen auf einem Podest oder einer anderen Erhebung. Dann breitete Sartur die Arme aus.

»Fürchtet euch!«, rief er ihnen zu. »Denn ihr habt es verlernt, euch wahrhaft zu fürchten. Götter habt ihr euch geschaffen mit menschlichem Antlitz, damit ihr keine Angst vor ihnen haben müsst.

Damit ihr euch die Götter gewogen und freundlich vorstellen könnt. Ja, Cherus war menschlich, zu menschlich. Und daher habt ihr die Ehrfurcht vergessen, die Furcht vor etwas Großem, Unnahbarem, das sich eurem Verständnis entzieht. Doch das hier, das ist etwas ganz anderes. Davor haben sich eure Vorfahren gefürchtet. Und sie haben es angebetet und ihm geopfert. Das ist der wahre Brauch der Merowa. Das ist unsere Tradition!«

Und Sartur sprach Worte in einer Sprache, die Rodried nicht verstand. Er drehte sich zur Dunkelheit, redete lauter, auf dass die Worte an den Wänden widerhallten. Die Fledermäuse schrien auf, ihre kurzen, schrillen Töne gewannen an Lautstärke und Volumen, welches nicht zu ihren kleinen Körpern passte. Ein heller, gellender Schrei erzitterte die Höhle und die Gefolgsleute. Wardrun nahm Abstand und verschwand zwischen seinen Männern. In Rodried stieg die Angst auf, von der Sartur gesprochen hatte; instinktiv fühlte er, dass da etwas auf sie zukam, dem er nicht gewachsen war.

Die Dunkelheit bestand plötzlich aus mehreren Paaren großer, feingliedriger Flügel. Die Schwingen waren eine dichte Schwärze, übersät mit Klauen, deren Zahl Rodried nicht einschätzen konnte. Ein Paar großer, roter Augen leuchtete auf sie nieder und ein Schrei umklammerte Rodrieds Herz mit kalten, harten Fingern. Die Flügel schlugen und ein starker Windhauch riss an seinen Kleidern. Dann drehte sich das Wesen auf der Stelle, die roten Augen leuchteten über Sarturs Kopf und die dunklen Schwingen umklammerten seinen formlosen Körper darüber. Es hatte sich an die Decke gehängt, wie es Fledermäuse taten.

»Seht ihr es?«, fragte Sartur wieder in der Sprache der Menschen. »Was seht ihr? Nur einen Teil? Nur einen verschwommenen Schatten? Nur Augen und Klauen? Nur das, was euer Verstand euch erlaubt zu sehen? Es sieht euch, euer Fleisch und Blut, eure Angst und eure Ehrfurcht. Es kann sie schmecken, sie riechen. Wie sehr es danach giert und sich daran laben will. Doch noch mehr labt es sich an euren pochenden Lebenssäften. Menschenopfer, das ist es, wonach ihm ist. Und nun, da ich es gerufen habe, verlangt es nach einem!«

Sartur wandte sich an das Wesen und sprach zu ihm in dieser fremden Zunge. Wie, als hätte es auf eine Aufforderung gewartet, stieß es einen schrillen Laut aus, der Rodrieds Glieder lähmte. Er fiel

nach vorne, sein Gesicht stieß gegen Stein, und er hätte einen überraschten Schrei ausgestoßen, hätte die Magie des Rings es nicht verhindert. Aus den Augenwinkeln sah er, dass es den Gefolgsmännern nicht anders ging; sie waren auf die Knie gegangen, lagen rücklings auf dem Boden oder wanden sich beim unbeholfenen Versuch, ihre Glieder wieder in den Griff zu bekommen.

»Hartried mag unverwundbar sein«, sprach Sartur weiter, »doch dagegen ist er nicht gefeit. Warum ich ihn nicht schon früher auf den König gehetzt habe? Dieses Wesen verlangt nicht nur nach einem Opfer ...«

Wieder stieß es einen schrillen, das Blut zu Eis erstarren lassenden Laut aus. Rodried bekam keine Luft mehr, seine Lungen verkrampften sich. Dabei sah er, wie ein massiger, behaarter Körper aus der Dunkelheit wuchs, während sich nicht nur ein, sondern gleich mehrere Flügelpaare über die Gefolgsmänner ausbreiteten. Eine hässliche, faltige Fratze, flache Nase und ein grässliches Maul mit kantigen Zähnen entblößten sich über ihren vor Schrecken verzerrten Gesichtern.

»Vielleicht fünf«, sagte Sartur, der von dem Wesen vollkommen unbeeinflusst war.

Die dunklen Schwingen legten sich über die Gefolgsmänner wie ein Schatten. Gedämpfte Schreie drangen darunter hervor, dann ein mattes Stöhnen und Seufzen und schließlich Stille. Fünf von ihnen waren verschwunden.

Der Fledermauskörper zog sich wieder in die Dunkelheit der Höhle zurück. Nur die rotglühenden Augen waren zu sehen.

Sartur lächelte triumphierend. »Kann ein unzerstörbarer Körper dagegen ankommen? Wir werden es herausfinden! Es hat sein Opfer bekommen und wird nun meinen Wunsch erfüllen.«

»Sartur!«, rief dann Wardrun. »Das sind meine Männer! Sie kämpfen für mich, doch ich lasse sie nicht einfach so sterben!«

Der Effekt war verschwunden, auch Rodried konnte sich wieder bewegen und verbarg sich hinter den Felsen.

»Verflucht mich«, sagte Sartur. »Als ob das noch eine Rolle spielt. Es hat nun sein Opfer und ich muss ihm nur noch auftragen, das Gleiche mit dem König zu tun. Und schon ist es vorbei. Und prägt Euch diese Lektion gut ein, Wardrun! Wenn Ihr als König von

Merowa herrschen und Eure Macht erhalten wollt, werdet Ihr diesem Wesen noch öfter solche Opfer bringen müssen. Es kann sich als sehr nützlicher Verbündeter herausstellen. Doch hört mit dem Gejammer und Geschrei auf! Es mag allzu laute, plötzliche Geräusche nicht.«

Das brachte Rodried auf die Idee, etwas sehr Unüberlegtes zu tun. Seine Hand wanderte zum Ring, und er sprach es in Gedanken aus. Lautstärke, das war es, was er jetzt brauchte.

Rodried bellte das lauteste »HA!«, das seine Kehle vermochte. Verstärkt durch die Magie des Ringes, erzitterte die Höhle. Die Wände gaben das Geräusch mehrmals wieder, aus dem einen HA wurden mehrfache HAs, die sich wieder und wieder vermehrten und zu einem wasserfallartigen Rauschen anstiegen. Das brachte den Fledermausgeist zum Rasen. Er fiel von der Decke, ein lautes Plumpsen war zu hören, gefolgt von einem gellenden Schrei. Dieser hatte eine ähnliche Wirkung wie zuvor, doch bei weitem nicht so stark. Rodried fühlte, wie sein Herz von einer eisernen Klaue gefasst und seine Glieder von einem Krampf ergriffen wurden, doch er konnte sich bewegen. Und wie er rannte. Hinter sich hörte er Schmerzensschreie und erboste Überraschung. Auch für menschliche Ohren war der Lärm unerträglich.

»Wer war das?« – »Da!« – »Fasst ihn!«

Unter den kaskadierenden Lauten seines eigenen Ausrufs gingen die Stimmen seiner Häscher beinahe unter. Die Fledermäuse der Höhle waren ebenso aufgeschreckt und flogen in alle Richtungen. Sie wiesen Rodried den Weg zum Ausgang der Höhle.

»Kommt zurück!«, hörte er Sartur laut rufen.

»Hört nicht auf ihn!«, schrie Wardrun dagegen an. »Er setzt seine Stimme ein!«

»Ihr habt alles kaputtgemacht!«, erwiderte Sartur.

Rodried hatte den Ring wieder auf Stille gestellt und er lachte. Sein Herz raste, er fürchtete die Wut der riesigen Fledermaus, doch war es für ihn auch ein großer Spaß.

Dann fiel es ihm ein: »Verdammt! Habe ich gerade Hartried das Leben gerettet?«

»Packt eure Sachen!«, rief Rodried, als er ins Zelt trat.

Melinde und Hedda hatten nicht geschlafen, sondern auf ihn

gewartet. Ihre Sorge um ihn war in diesem Fall eine große Hilfe gewesen, sie konnten sofort aufbrechen.

»Wir reisen ab. Das Gefolge bereitet sich ebenfalls vor.«

Hedda sprang hoch und half Melinde auf. »Was ist geschehen?«

»Erkläre ich euch auf dem Weg. Doch hier ist es nicht sicher.«

»Fürst!«, hörte er von außerhalb des Zeltes. Ein Gefolgsmann trat ein, aufgebracht und aufgewühlt. »Wir sind umstellt.«

»Kommt heraus!«, hörte Rodried die Stimme von Wardrun. »Wir wissen, dass Ihr es wart!«

Dann half es nichts. Rodried klopfte dem Gefolgsmann auf die Schulter und trat hinaus. Melinde und Hedda folgten ihm.

Wardrunds Männer hatten das Zelt umstellt, so weit Rodried in der Dunkelheit blicken konnte. Sein eigenes Gefolge hatte sich darum formiert, die Speere auf die Männer von Krähenwut gerichtet. Beide Seiten starrten sich grimmig an. Rodried und seine Männer von Spatzensturz waren in der Unterzahl, schätzte er, doch mit Heddas Hilfe und vielleicht mit der Unterstützung anderer Fürsten ...

Nein, ein Blutvergießen galt es zu verhindern. »Ich werde nichts verschweigen«, antwortete Rodried. »Ja, ich war dort. Und habe verhindert, was immer ihr vorhattet. Genauso, wie ich das bereitwillig zugebe, werde ich auch nicht darüber schweigen, was ich gesehen habe.«

Wardrun sah gar nicht erfreut über diese Ankündigung aus. Trotzdem antwortete er: »Das kann ich auch nicht von Euch verlangen. Ach, ich werde dafür kämpfen, dass es gar nicht notwendig sein wird. Sollen alle Merowa wissen, mit welchen Kräften sie es zu tun haben.«

Da trat Sartur neben ihn. »Schön, dass wir uns so gut verstehen. Hoffentlich seht Ihr das nicht als einen Grund, frühzeitig aufzubrechen, Fürst von Spatzensturz. Wir haben noch einiges zu bereden.«

Da lehnte sich Melinde an seinen Rücken. Es gab ihm Zuversicht. »Nein. Ihr habt mein Wort. Erwartet uns auf dem Thing. Auch wir haben etwas zu besprechen.«

Es gab etwas, das Sartur wissen musste. Und Melinde würde dabei eine wichtige Rolle spielen.

Kapitel 53, Gunlaug

Aziles hatte nicht geschlafen, dennoch war er am nächsten Morgen der Sonnenschein in Person. Er hatte bereits sein Ritual zur Begrüßung der Morgenröte abgeschlossen, wie er ihnen freudestrahlend offenbarte, als die beiden Brüder sich schlaftrunken erhoben. In einem waren sich Hartried und Aziles einig: Sie wollten so bald wie möglich aufbrechen.

»Für ein gemütliches Frühstück blieb keine Zeit, das heilige Feuer brennt darauf, aus dem Bauch eines düsteren Wolf-Geistes befreit zu werden.«

Vielleicht lag es am Tageslicht, jedenfalls leuchteten Aziles' Augen weniger stark. Oder es verhielt sich so, wie der Steppen-Elf befürchtet hatte, und das heilige Feuer in seinem Inneren verlor an Intensität. Noch war er zuversichtlich, seine Nähe spüren zu können.

»Es ist nicht mehr weit«, sagte Aziles und lächelte auf die wölfische Weise, die Gunlaug sehr bekannt vorkam. »Es ruft nach mir, es will sich mit dem Feuer in mir vereinigen! Ah, wie es mich anzieht. Und wie es mich danach dürestet, diesen Wolf zu erlegen.«

»Auch wenn er geschwächt ist«, sagte Hartried, ohne sich beim Ritt zum Steppen-Elfen umzudrehen, »ist er noch immer ein gefährlicher Feind. Vergesst das nicht. Ich will meine Rache. Er hat Königskeil zerstört.«

Da überkam Gunlaug eine dunkle Vorahnung: der Zwergenring. Der Ring, der Hartried seine Unverwundbarkeit verlieh. Er war ebenfalls von den Zwergen geschaffen. Bestand er nicht aus demselben Material?

»Was ist, wenn dasselbe mit dem Ring geschieht?«, fragte Gunlaug und hielt seinen Schlachthirsch an. »Wenn der Dämon ihn zerstört, dann verlierst du deine Unverwundbarkeit.«

Anstatt ihm zu antworten, sah Hartried Aziles lange und prüfend an. »Ihr werdet das Geheimnis um den Ring für Euch behalten? Ansonsten müsste ich Euch töten.«

Das genüssliche Lächeln verschwand aus Aziles' Zügen und eine ehrwürdige Ernsthaftigkeit nahm ihren Platz ein. »Ich werde es auf das heilige Feuer schwören, das ich in mir trage. Weder werde ich

davon erzählen, noch es in Lieder und Verse kleiden. Das Geheimnis um den Ring, der Euch unverwundbar macht, ist bei mir gut aufgehoben.«

»Damit wird es eh bald vorbei sein«, sagte der König. »Simund weiß davon. Ich rechne es ihm hoch an, dieses Geheimnis für sich behalten zu haben. Sobald das hier vorbei ist, gibt es für sie keinen Grund mehr. Das ändert nichts an seiner Kraft, nur an meinem Ruf. Er ist eine mächtige Waffe gegen den Wolfgeist und daher müssen wir den Ring gegen ihn einsetzen.«

»Bis er ihn zerstört«, sagte Gunlaug. »Daher rate ich dir, vorsichtig zu sein.«

»Es ändert nichts!«, blaffte Hartried. »Du begibst dich ebenfalls in Gefahr, ohne die Unverwundbarkeit! Ich werfe mich bereitwillig gegen jeden Feind, mit oder ohne diesen Ring.«

»Ich bin nicht der König«, erwiderte Gunlaug. »Und kein Gatte einer Königin, Vater einer Tochter und eines Sohnes. Und Großvater. Wenn es der Feind auf jemanden abgesehen hat, dann auf dich.«

»Und was soll ich tun? Dich in den Schlund des Wolfes schicken? Du stirbst! Ich zweifle nicht an deinen kriegerischen Fähigkeiten, doch was willst du gegen ihn unternehmen?«

Gunlaug deutete auf den Steppen-Elfen. »Wir haben Aziles und das heilige Feuer. Und ihm mangelt es ebenfalls nicht an Tapferkeit.«

Aziles antwortete ernst: »Ich bin hier, um zu sterben oder ruhmreich zurückzukehren. Doch werde ich Euren Ruhm nicht stehlen. Befehlt mir und ich werde Folge leisten.«

»Ach, wir jagen nicht einem Eber hinterher und versuchen, dem anderen den Fang zu stehlen!« Gunlaug schüttelte den Kopf. »Wir kämpfen gemeinsam, Seite an Seite, gegen dieses Wesen. Und jeder wird seinen Teil beitragen.«

Das hoffte Gunlaug. Tatsächlich wusste er nicht, was er gegen dieses Wesen auszurichten vermochte. Weder besaß er einen magischen Ring, noch trug er ein heiliges Feuer in sich. Er konnte lediglich seinen beiden Gefährten gut zusprechen. Hartried nickte und Aziles gewann sein wölfisches Wesen wieder.

»Dann lasst uns jagen«, sagte Hartried.

Zur Mittagszeit hielten sie nur ein kurz Rast, tranken Wasser aus

Schläuchen und schluckten trockenes Brot herunter. Leicht waren sie gereist und ein schwerer Magen sollte sie nicht träge und müde machen. Viel besprachen sie nicht auf dem Weg zum Wolf. Erst wenn sie ihn gefunden hatten, würden sie wissen, was sie unternehmen sollten.

»Wölfe«, warnte sie Aziles.

Dann bemerkten auch die beiden Brüder sie. Mindestens ein Rudel folgte ihnen durch den dichten Wald, verborgen hinter Sträuchern, Büschen und Bäumen. Dabei hielten sie einen respektvollen Abstand zu ihnen.

»Wenn die zu nahe kommen«, grollte Hartried, »dann reiten wir sie mit unseren Hirschen nieder.«

Sie verschwendeten keine Zeit an die Wölfe, ließen sich weder ablenken noch einschüchtern. Stattdessen deuteten sie es als Zeichen, dem Wolfgeist nahe zu sein.

Das bestätigte ihnen auch Aziles. »Das Feuer in mir brennt mit neuerlicher Kraft! Wir sind bald da! Doch es scheint in eine tiefe Dunkelheit gehüllt zu sein. Der Wolf ist mir verborgen.«

Gunlaug hatte eine Vermutung. »Eine Höhle. Wo sonst könnte es sich am helllichten Tag vor der Sonne verbergen?«

»Wie könnte es anders sein«, sagte Hartried. »Mag er sich in der tiefsten Dunkelheit verbergen, dieses Feuer holen wir uns wieder!«

Er spornte seinen Hirsch zu einem waghalsigen Ritt an, dem Gunlaug und Aziles sich anschlossen. Selbst die Wölfe ließen sie hinter sich. Dann sahen sie in der Ferne einen hohen Felsen aufragen, genau in der Richtung, in die auch Aziles wies.

Im kühlen Schatten vor dem Felsen hielten sie an. Er öffnete sich weit wie ein hungriger Schlund und so drohend wie die schwärzeste Dunkelheit. Nur wenige Manneslängen hinter dem Eingang verschluckte die Höhle alles Licht. Ein Blick ins Innere blieb ihnen verwehrt.

»Ich sehe nichts«, sagte Hartried. »Auch mit der Kraft des Diadems vermag ich diese Dunkelheit nicht zu durchdringen. Aber er muss hier sein, das spüre ich.« Er ballte die Fäuste. »Ich bin ein Sterblicher, der Dämonen und böse Geister fürchten muss. Das wird mich aber nicht aufhalten. Cherus hätte nicht gezögert. Wir wollen es ihm gleichtun, wie es sich für Cherus-Kinder gehört. Und einem

Steppen-Elfen.«

Der Angesprochene erwiderte das Lächeln und deutete dann in die Höhle. »Mein inneres Feuer kann diese Dunkelheit etwas durchdringen, doch das hilft euch nichts. Lasst mich ein Licht anzünden. Am besten, bevor die Wölfe uns eingeholt haben. Ach, die sind bereits hier.«

Dann sahen auch Gunlaug und Hartried die Wölfe. Sie traten aus der Höhle heraus, doch fletschten sie nicht die Zähne, die Rute war nicht aufgestellt und den Rücken hielten sie gerade. Statt Drohgebärden machten sie ihnen Platz, indem sie sich an die äußeren Ränder der Höhle stellten.

»Was sollen wir davon halten?«, fragte Hartried.

»Wir werden erwartet«, sagte Gunlaug. »Vielleicht kann der Wolf das heilige Feuer spüren, das Aziles mitgebracht hat.«

Aziles zuckte mit den Schultern. »Ändert das etwas?«

»Nein«, antwortete Hartried.

Ganz unvorbereitet waren sie nicht. Eine Lampe mit Ölfett sollte ihnen als Lichtquelle dienen. Aziles entfachte das Feuer schnell nach einigen geübten Schlägen mit seinen Feuersteinen und überreichte es dann Gunlaug.

Sie wollten das Pferd und die Schlachthirsche anbinden, doch die Reittiere verhielten sich unruhig in der Nähe der Wölfe. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als sie in die Wildnis zu entlassen. Sollten die Wölfe sie fressen, dann mussten sie den Rückweg zu Fuß zurücklegen. Hedwinna, Fryda und Gartmund würden sich ein paar Tage mehr Sorgen um ihren Vater machen müssen.

Mit ruhigen, bedächtigen Schritten traten sie hinein. Die Decke reichte ihnen fast bis zu den Köpfen, Aziles mit seinem Turmschädel ging leicht gebeugt voraus. Der Steppen-Elf bewegte sich sicher, das Leuchten in seinen Augen war ihm eine gute Hilfe. Doch Gunlaug und Hartried blieben dicht beieinander, denn die Öllampe erleuchtete ihnen kaum mehr als den Boden unter ihren Füßen. Aziles bemerkte das und richtete seine Konzentration kurz auf die Flamme; sie gewann an Intensität und Leuchtkraft.

Die Wölfe waren draußen geblieben. Vielleicht schlichen sie auch in der Dunkelheit hinter ihnen her. Gunlaug hörte sie nicht und Aziles hätte sie wahrscheinlich rechtzeitig gewarnt.

»Die Höhle ist groß«, sagte Gunlaug und konnte die Sorge in seiner Stimme nicht verbergen. »Vielleicht führt sie ins Reich der Zwerge.«

»Wie bitte?«, fragte Hartried und deutete auf sein Ohr. »Nach Rodrieds Angriff mit diesem magischen Ring klingelt es ständig in meinem Ohr.«

Sie hörten eine Stimme, erfüllt von Schmerz, Zorn, Verachtung und Hohn: »Es ist nicht unser Reich. Dort hausen die Zwerge und die Toten. Der Wald und das Land Merow, das gehört uns!«

Dann bestand die Dunkelheit aus Mäulern.

Kapitel 54, Gunlaug

Diesen Trick kannten sie bereits. Nur hatte Aziles diesmal das heilige Feuer auf seiner Seite. Er holte tief Luft, blies die Backen auf und ließ das Feuer in der Öllampe zu unnatürlicher Größe aufsteigen. Das Feuer kreiste in einem weiten Bogen um sie herum, nachdem Gunlaug und Hartried sich hinter ihm in Sicherheit gebracht hatten. Es griff nach den Mäulern und beendete ihr Lechzen und Knurren. Stattdessen jaulten sie vor Schmerzen auf. Dahinter kam ihre wahre Gestalt zum Vorschein: abgemagerte, skelettartige Wölfe mit dürrer Fell und wahnsinnigen Augen. So plötzlich sie erschienen waren, so schnell verschwanden sie auch, fortgewischt durch das heilige Feuer. Aziles' Lachen durchdrang die Dunkelheit, seine Augen leuchteten heller denn je. Er zwang das Feuer der Lampe auf ein erträgliches Maß nieder.

»Danke für die Warnung«, sagte Hartried und klopfte ihm auf die Schulter.

»Ihr kennt mich zu gut«, antwortete Aziles. »Worte sollten nicht notwendig sein.«

»Es ist noch nicht vorbei«, sagte Gunlaug und deutete in die Dunkelheit vor ihnen.

Der Wolf mit dem Menschengesicht erschien, nur wenige Schritte von ihnen entfernt. Sein Gesichtsausdruck war so spöttisch wie eh und je, dennoch glaubte Gunlaug darin eine Veränderung zu entdecken.

»Ich habe das heilige Feuer schon einmal bezwungen«, sagte der Wolf mit dem Menschengesicht und lächelte sie abschätzig an. »Mein Hunger kennt keine Grenzen. Ihr versteht nicht, wie groß dieser Schlund ist, den ihr als meinen Magen bezeichnen würdet. Ich ...«

»Die Wölfe«, sagte Aziles plötzlich und drehte sich um. Ein weiterer Schwall seines Feuers schoss in Richtung des Ausgangs. Verängstigt und klagend traten sie den Rückzug an.

Hartried deutete mit der Schwertschneide auf das eingebildete Gesicht des Wolfgeists. »Keine Tricks mehr, keine Hinterhalte! Wir haben dich eingekesselt! Verabschiede dich vom Wald von Merow, denn ich schwöre, meine Nachfahren werden dich jagen, solltest du

jemals wieder mit deiner hässlichen Fratze zurückkehren!«

Der Wolf schnalzte mit der Zunge. »Ich bin so ewig wie dieser Wald und so unendlich wie diese Finsternis. Nur eines bin ich nicht: satt.«

Er öffnete seinen Mund. Der Kiefer dehnte sich aus, die Zähne spitzten sich zu, eine hundartige Schnauze entstand. Die Zunge wurde immer länger, mehr und mehr Reihen an Zähnen bildeten sich. Vor ihnen tat sich ein Schlund auf, der bis zur Decke der Höhle reichte; Speichel tropfte aus ihm wie Wasser von den Blättern nach einem starken Regen. Und am Ende des Schlundes, tief hinten in einer unergründlichen Dunkelheit, loderte ein Feuer.

»Da haben wir es!«, rief Aziles. Die Flamme in der Lampe flackerte wieder auf.

Auch das Feuer im Rachen des Wolfs schien darauf zu antworten, freudig schlug es in die Höhe.

Aziles setzte zu einem weiteren Angriff mit dem heiligen Feuer an, da zog der Wolf die Luft scharf ein. Ein mächtiger Sog entstand und Gunlaug verlor den Boden unter den Füßen. Hartried hatte sich besser gehalten und fing ihn auf. Die Öllampe war klirrend zu Boden gefallen. Der Steppen-Elf wollte sie noch in der Luft fangen, bekam sie aber nicht zu fassen und fluchte in einer fremden Sprache.

Der Wolf verschluckte das Feuer samt Lampe und schloss den gewaltigen Rachen. Noch immer ganz Wolfsgesicht, lächelte er sie mit demselben Spott an, diesmal nur in der Gestalt eines hungrigen Raubtieres. Gunlaug hörte ein höhnisches Lachen, doch es drang nicht aus der Kehle des Wesens vor ihnen, das mittlerweile die gesamte Höhle auszufüllen schien. Er hörte es im Kopf und es fühlte sich widerlich an, als nage es an seinem Verstand.

Und damit standen sie im Dunkeln. Das Feuer verschluckt, waren es lediglich Aziles leuchtende Augen, die einen schwachen Schimmer spendeten. Lange nicht genug, um selbst die eigenen Hände vor dem Gesicht zu erkennen.

Die drei hielten inne. Sie hielten den Atem an und wagten es nicht, ein Wort zu sprechen. Auch vom Wolf war nichts zu hören.

»Aziles?«, fragte Gunlaug vorsichtig. »Hörst du etwas?«

»Ja«, flüsterte der Steppen-Elf. »Willst du Angst haben?«

»Nichts ist schlimmer als die Ungewissheit.«

»Das Feuer schreit nach Hilfe.«

Da öffnete sich wieder der Schlund, größer als zuvor. Er musste nun die Höhlendecke überragen und in der Breite weiter reichen als die Höhlenwände. Ein Wald aus Zähnen war gewachsen und befüllte den gesamten Rachen, so weit Gunlaug blicken konnte. Er hörte ein kehliges, glückliches Glucksen, es fraß sich in Gunlaugs Kopf.

»Ich gehe hinein«, sagte Hartried. »Zähne oder Schlund, Magen oder Feuer, es kann mir nichts anhaben.«

Hartried, schwach beleuchtet von dem Feuer auf der anderen Seite des Wolf-Rachens, trat seinen ersten Schritt. Da hielt ihn Gunlaug am Arm fest.

»Lass uns verschwinden!«

»Ich bin der König von Merow. Das ist meine Pflicht. Betet zu Cherus, mich wird er da drinnen nicht hören können.«

Hartried schüttelte seinen Griff ab und trat in den Rachen. Gleich darauf schloss sich der Mund. Der riesige Wolfskopf verschwand langsam in der Dunkelheit, noch immer mit einem genüsslichen Lächeln im Gesicht.

»Wo ist er hin?«, fragte Gunlaug fassungslos. Er griff in die Dunkelheit neben sich und bekam Aziles zu fassen. »Was ist mit dem Feuer?«

Seine Antwort kam tonlos: »Es brennt, es lebt, atmet, leidet.«

»Wir müssen ihm hinterher.«

»Ich will nicht im Dunkeln tappen.« Aziles beugte sich und kroch über den Boden. »Vielleicht hilfst du mir, die Lampe suchen? Ich glaube, das Wesen hat nur das Feuer verschluckt, die Lampe muss hier irgendwo sein.«

Gunlaug fluchte und bückte sich ebenfalls. Seine Hände fühlten kalten Steinboden, während es in seinem Verstand wütete. Gunlaug und sein Bruder hatten schon einige Gefahren überstanden, doch niemals hatte Hartried sein eigenes Leben so sehr aufs Spiel gesetzt. Es war Selbstmord, was er da getan hatte, mit oder ohne den Ring. Was hatte er sich nur dabei gedacht?

Gunlaug kam sich dumm und unnütz dabei vor, wie er auf allen Vieren nach dieser Lampe suchte. Seine Gedanken kamen zu keinem Schluss, außer dem einen: Hartried hatte es ernstgemeint. Er wollte ein guter König sein und sah es als seine Aufgabe an, sich für sein

Königreich zu opfern. Vielleicht war er all dem auch nur überdrüssig geworden. Vielleicht dachte er, durch den Heldentod würde er Cherus am nächsten kommen.

Gunlaug hielt inne. Jetzt ergab Hartrieds Handeln Sinn. Cherus war ein Gott. Er nahm die Rolle eines Sterblichen ein, vollführte seine Aufgabe und verschwand dann als Gott. Die Sterblichen aber konnten ihn nur imitieren. Sie konnten zwar so handeln wie er, doch Erfolg war ihnen nicht garantiert. Für die Götter war es ein Spiel, für die Menschen ist jedes Unterfangen bitterer Ernst. Doch es spielte keine Rolle, ob Hartried Erfolg haben würde. Die Tat an sich war das Heldenhafteste, was er jemals als Sterblicher hätte versuchen können. Und versuchen, das war alles, was den Sterblichen blieb.

»Ich hab sie!«, rief Aziles.

Gunlaug hörte, wie er in seinen Taschen nach den Feuersteinen kramte. Da war wieder das Klackern von aneinander geschlagenen Steinen und Funken stoben auf. Dann war das Feuer entfacht und Aziles erschien im Licht der Öllampe.

»Hinterher!«, sagte Gunlaug und stand auf.

»Wie du das willst. Doch glaube ich nicht, dass wir ihm helfen können. Das ist sein Kampf.«

»Sprich nicht so, als kennst du meinen Bruder besser als ich.«

»Ach ja?«, fragte Aziles. »Wie sollen wir ihm helfen?«

Das war Hartrieds Kampf, in dieser Hinsicht hatte Aziles recht. Aber er konnte nicht untätig herumstehen. Etwas mussten sie tun können. »Wir müssen zumindest in der Nähe sein, sollte er unsere Hilfe brauchen.«

»Das leuchtet ein, ja. Ich gehe voraus.«

»Sag mir, wenn das Feuer dir etwas Neues meldet.«

»Dann nimm du die Lampe.«

Sie gingen einige Schritte im Dunkeln, bis Gunlaug die Stille nicht mehr aushielt.

»Aziles, bitte singe ein Lied.«

»Das halte selbst ich für unangebracht. Sing du eines.«

»Wir wollen Hartried helfen, nicht den Wolfgeist noch wütender machen.«

Ihr Lachen vertrieb seine Sorgen, aber nur für einen kurzen Moment.

Kapitel 55, Hedda

Rodried hatte es unterlassen, von Zelt zu Zelt, Fürst zu Fürst zu gehen, um ihnen zu berichten, was letzte Nacht geschehen war. Verheimlicht hatte er es allerdings auch nicht und wenn ihn jemand danach fragte, dann gab er die Ereignisse seines heimlichen Ausflugs so gut wie möglich wieder. Vieles daran war unverständlich, gehüllt in dieselbe Dunkelheit, durch die er geschlichen war. Doch nach all dem, was Hedda in den letzten Monaten gesehen und erlebt hatte, überraschte es sie nicht.

Am Vormittag kam es schließlich zum Thing. Dafür versammelten sie sich in einem Hain, nahe dem Fürstenhaus, in dessen Mitte eine breite Esche stand. Der Redner stellte sich vor die Esche, die Fürsten und ihre engsten Vertrauten vor ihm. Das Gefolge stand schließlich hinter der Esche, sodass der Redner ihnen den Rücken zukehrte, während er sein Wort an die Fürsten richtete. So war es Brauch im Fürstentum Krähenwut.

Ebenso war es Brauch, dabei Met und Bier zu überreichen, wie es die Merowa auch bei anderen Things zu tun beliebten. Rodried hielt sich für trinkfest, dennoch nahm er nur wenige Schlucke. Feierlaune, wie sie sonst bei den Things herrschte, lag nicht in der Luft. Stattdessen war es eine drückende Anspannung.

Wardrun begann das Thing nicht, indem er den Göttern dankte und ihnen ein Opfer darbrachte. Nein, er kniete vor der Esche, bis ihm ein Diener eine Ziege brachte. Sartur und das Gefolge halfen ihm dabei, das bereits tote Tier wie einen Verbrecher an einen Ast zu hängen.

»Ein altes Ritual«, sagte Rodried an Hedda und Melinde gewandt. »So hatten sie den Göttern und Wesen des Waldes früher geopfert, nur mit Menschen. Zumindest so weit geht Wardrun noch nicht.«

Hedda erschauerte. Cherus hatte solche Praktiken verboten, als er über die Merowa herrschte. Vielleicht hatte er das nicht nur aus Mildtätigkeit getan, sondern auch, um die Wesen des Waldes zu schwächen?

»Meine Freunde«, sprach Wardrun, »verbündete Fürsten, liebe Gäste. Euer Erscheinen ehrt mich und mein Fürstentum. Wir wollen

hier über die Zukunft von Merow entscheiden, über das Land, die Menschen und ihren Glauben. Und Hartried spielt dabei eine wichtige Rolle. Ihr wisst, er will das Königtum an sein Geschlecht und an sein Cherus-Blut binden. Die Bekanntmachung, Simund und Melinde würden leben und Anspruch auf die Herrschaft über das Land erheben, hat seinen Plan durcheinandergebracht, wird ihn jedoch nicht davon abhalten, seinen Willen durchzusetzen. Das Volk und die Stämme bestimmen jedoch ihren Fürsten selbst und wählen ihn in freien Wahlen. Sie wählen einen von uns, einen Freien, der sich durch Befähigung, Stärke, Mut und Verlässlichkeit auszeichnet und die Menschen beschützt. Hartried aber will diese Tradition brechen und aus dem Königtum einen vererbaren Titel machen. Von einem Gott abzustammen, gibt einem jedoch nicht das Recht, über andere Menschen zu herrschen.«

Der erste Zwischenruf eines Fürsten: »Und was hat eine riesige Fledermaus mit alldem zu tun?«

Zustimmendes Gemurmel aus den Reihen der Gefolgsmänner. Wardrun's gut gewählte Worte konnten nicht vergessen machen, was Rodried ihnen berichtet hatte.

Er ließ sich jedoch nicht verunsichern. »In all den Jahren, nachdem Cherus verschwunden war, haben wir verlernt, auf die Stimmen des Waldes zu hören. Wir richteten unseren Blick in den Himmel und vergaßen die Höhlen, Moore, Wälder und Flüsse. So wie Hartried mit unseren Traditionen brechen will, will er uns auf neue Götter einschwören. Wir hatten einst ganz andere Dinge angebetet. Und diese Dinge haben uns nicht vergessen, auch wenn wir sie vernachlässigt haben. Sie zürnen uns und das zu Recht.«

»Jetzt wollt Ihr uns Angst einjagen?«, fragte ein anderer Fürst. »Cherus wird uns behüten!«

»Wird er das?«, erwiderte Wardrun. Er ließ die Frage für einen Moment wirken, eine Antwort kam nicht. »Wo war er, als sich die Heuschrecken an den Feldern satt aßen? Als Ratten die Vorräte vernichteten? Niemand hier zweifelt an Cherus' Göttlichkeit, wir haben schließlich den besten Beweis dafür.« Dabei deutete er hinter Rodried, wo Melinde und Hedda nebeneinander standen. »Doch seit seinem Verschwinden spüren wir weniger und weniger von seinem Einfluss. Was gilt Hartrieds Anspruch auf den Thron, wenn sein Blut

sich über die Generationen verdünnt und der göttliche Vater die Gebete der Merowa nicht erhört? Dabei haben wir die Götter und mächtigen Wesen um uns. Sie sind hier, überall. Und wir beleidigen sie, weil wir Götter mit unserem Antlitz bevorzugen.«

»Was wollt Ihr von uns?«, fragte Rodried. »Wir hatten bereits unseren Krieg gegen Hartried. Wir haben bereits Männer verloren, unser Blut vergossen und unsere Klingen schartig geschlagen. Ihr hattet die Gelegenheit, Euch uns anzuschließen und es Hartried heimzuzahlen.«

»Und einen anderen Cherus-Sohn auf den Thron zu setzen?« Wardrun spuckte auf den Boden. Eine frevlerische Geste an einem heiligen Thing-Platz. »Das ist genau das Gegenteil von dem, was wir wollen. Vor allem keinen Cherus-Sohn, der dann unter der Kontrolle der Mykerios steht.«

Das erzürnte nicht nur Rodried, auch andere Fürsten wetterten gegen Wardrun.

»Wie könnt Ihr es wagen!«

»Simund ist ein echter Merowal!«

»Er wäre der beste König seit Cherus!«

»Wo ist er jetzt?«, fragte Wardrun. »Ja, ich weiß, er ist in den Süden gezogen, um gegen die Untoten zu kämpfen. Das ist auch gut so, gibt ihm allerdings noch lange kein Anrecht auf den Thron. Und es zeigt auch, welchem Volk er die Treue schwört. Während Merowa im Chaos versinkt, kämpft er an der Seite der Mykerios ...«

»Euer Chaos!«, rief Rodried aus. »Ein Chaos, das Ihr zusammen mit Sartur auf Merow gelassen habt! Wir wären niemals in dieser Situation, hätten Sarturs Dämonen und Geister das Land nicht angegriffen!«

Da sprach Sartur: »Einige Fürsten werden leiden und somit ihre Schutzbefohlenen, das stimmt. Das ist ein Krieg, es ist unumgänglich.«

»Schweigt!«, gebot Rodried. »Ich kenne die Macht Eurer Stimme. Ich werde nur mit Wardrun sprechen.«

Sartur machte ein verdrießliches Gesicht. »Ihr könnt mir nichts befehlen. Aber gut, sprecht mit dem Fürsten.«

»Fürst Wardrun«, fuhr Rodried fort. »Gibt mir einen guten Grund, dieses Thing noch fortzuführen. Andernfalls ziehen ich und

mein Gefolge ab.«

»Ich wollte Euch auf unsere Seite ziehen«, sagte Wardrun. »Ich weiß, wie sehr das Fürstenhaus Spatzensturz mit der Sippe von Simund und Melinde verbündet war. Und das macht uns zu gemeinsamen Verbündeten gegen Hartried.«

»Mir geht es nicht darum, gegen Hartried zu sein«, hielt Rodried dagegen. »Es geht auch darum, was wir danach aufbauen wollen! Die Abstammung unseres Königs interessiert mich nicht, solange wir Fürsten in einer freien Wahl abstimmen. Dann kann auch ein Cherus-Sohn den Thron besteigen oder jemand von sterblicher Abstammung. Ihr hingegen und vor allem Ihr!« Dabei zeigte er auf Sartur. »Ihr wollt die Cherus-Kinder umbringen!«

»Es reicht mir«, antwortete der Angesprochene, »wenn sie auf jegliche Ansprüche verzichten. Ich habe keinen Streit mit der werten Melinde hier.«

Melinde trat vor. »Und wenn ich den nächsten König heiratete?«

Verwundertes Staunen, vor allem von Rodried.

»Wäre Euch das wirklich recht, wenn ich als Königin auf dem Thron säße? Oder wie wäre es, wenn Hedda hier, mit der übermenschlichen Kraft ihres Arms und einigen Getreuen, Merow erobert und als Königin allein herrscht?«

Nun waren alle Blicke auf sie gerichtet. Selbst überrascht, konnte sie Melinde nur fragend anblicken.

»Ich weiß, dass sie das nie tun würde«, entgegnete Sartur gelassen.

»Das ufert aus«, sagte Wardrun und bekam zustimmende Rufe. »Kommen wir zurück zur Sache.«

»Richtig«, sagte Rodried und deutete auf Sartur. »Ich klage an! Hier, auf diesem Thing! Bis dahin bin ich zu keinen weiteren Gesprächen bereit.«

»Oh«, machte Sartur. »Weswegen klagt Ihr mich an?«

»Das habe ich bereits gesagt. Ihr habt Euch mit Dämonen verbündet, welche die Höfe, Felder und Länder vieler Fürstentümer in Merow angegriffen haben. Sie haben Menschen umgebracht, Felder verwüstet, Vorräte zerstört. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen und meine Begleiter hier können es bezeugen. Hedda hier hat mit eigener Hand einen Krähen-Dämon erschlagen! Das war im

Fürstentum von Trollhammer geschehen, nachdem die Kreatur die Fürstin Thula getötet hatte!«

Erstauntes Raunen ging durch die Reihen der Fürsten und Gefolgsmänner.

»Wir haben uns unsere Verbündeten genau angeschaut«, sagte Sartur finster. »Das war einkalkuliert. Wir wussten, sie würde sich nicht mit uns zusammentun. Jeder, der gegen uns ist, muss leiden. Nur so können wir siegen.«

»Der Sieg heiligt nicht die Mittel«, sagte Rodried. »Euer Handeln hat einer guten Freundin des Fürstentums Spatzensturz das Leben gekostet.«

Eigentlich war es nun an Wardrun, den Verlauf des Things zu lenken und die Klage zu gewähren oder sie abzulehnen. Doch der schwieg. An seiner Stelle trat Sartur hervor, den Stab in der Hand und mit einem gelassenen Lächeln im Gesicht.

»Wenn Ihr mich anklagt, dann werde ich mich verteidigen. Wenn ich mich verteidige, dann mit meiner Stimme. Ich werde reden müssen, anders wäre es nicht gerecht. Oder wollt Ihr mich schlicht verstoßen, ohne Gericht zu sprechen, wie es schon einmal jemand getan hatte?«

Dabei strich er sich über die Wunde an der Wange. Hedda glaubte, kurz Wut in seinen Augen aufblitzen zu sehen, und vermutete das Schlimmste. Sie stellte sich neben Rodried.

»Passt auf, Sartur!«, sprach sie laut. »Ihr könnt Eure Kraft nicht auf alle hier anwenden!«

»Ich kann das nicht?«, fragte er und lächelte süffisant.

Mit einem Male erschien er größer, gewaltiger. Seine Gestalt wuchs in die Höhe, zunächst über Wardrun hinaus, dann machte sie der Esche hinter ihm Konkurrenz. Sein Lächeln wurde breiter, bösartiger und einnehmender.

»Knie«, sagte er.

Ein mächtiger Druck legte sich auf ihre Beine, auf ihre Schultern und ihren Brustkorb. So musste es sich anfühlen, kraftlos und schwach zu sein, dachte sie. Unsichtbare Hände, um ein Vielfaches stärker als sie, drückten sie auf den Boden und zwangen sie in die Knie. Rodried neben ihr erging es nicht anders, ebenso Wardrun, dem Fürsten und dem Gefolge hinter der Esche. Sartur ragte über sie

alle wie ein Riese, während jeder sein Haupt neigte und sich vor ihm erniedrigte.

Dann trat Melinde vor, unbeeindruckt und erhobenen Hauptes. »Man spricht von der Macht Eurer Stimme, doch die eigentliche Wirkung entfaltet sich durch Euren Anblick.«

Sie ging direkt auf ihn zu, während Sartur zu schrumpfen schien und sie ungläubig anstarrte. »Ich kann Euch nur undeutlich erkennen. Selten war ein Fluch ein solcher Segen.«

Melinde streckte die Hand nach ihm aus: »Dafür kann ich Euch etwas sehen lassen.«

Kapitel 56, Hartried

Zuerst war Hartried wie blind, bis ein schwaches Leuchten in einiger Entfernung auftauchte. Er konnte weiterhin nicht die eigene Hand vor Augen sehen, doch es war besser als nichts.

Wo befand er sich? Kein Laut drang an seine Ohren, der Boden unter seinen Füßen war fest, über ihm sah er keine Decke und links und rechts keine Wände. Hartried ging auf das Licht zu, etwas anderes blieb ihm nicht übrig. Das Feuer flackerte, als begrüße es ihn. Kein Holzsplitter oder Stroh lag darunter, es brannte einfach so vor sich hin in dieser dunklen Leere.

Dann erinnerte sich Hartried, wo er sich befand: Das war der Bauch des Wolfes. Er fasste sich an die Hand und fand den von Zwergen geschmiedeten Ring. Vielleicht lebte er nur, weil die Kraft des Rings ihn beschützte.

»So ist es«, hörte Hartried eine Stimme. »Das Ding bereitet mir Verdauungsschwierigkeiten.«

»Zeig dich!«, rief er in die Leere hinein. »Ich fürchte weder dich noch die Dunkelheit!«

»Deine Angst ernährt mich nicht«, sprach die Stimme. »Ich will deine Essenz, dein Wesen, deine Seele. Ich will das Innerste aus dir nach außen kehren und verschlingen. Mir einverleiben. Fürchte dich, verachte mich, zürne mir – es ist mir alles gleich. Bis dieser Ring da zerstört ist, kannst du tun und lassen, was du willst.«

Und da erschien eine Grimasse in der Dunkelheit: ein Wesen auf der Schwelle zwischen Biest und Mensch, halb spöttisch auf ihn herabschauend, halb zerfressen von Hunger und Gier. Es öffnete sein Maul und die Zähne darin waren unzählbar.

Hartried befühlte wieder den Ring. Die metallene Oberfläche war spröde geworden, Risse hatten sich gebildet. Seine Hand und seine Finger waren von selbst dorthin geglitten. Dieser Ring verkörperte sein Königtum, war die Grundlage seiner Macht und seines Ansehens. Er bedeutete Sicherheit, machte ihn unzerstörbar. Nun zerfiel er mit jedem Augenblick und er konnte nichts dagegen tun. Während das Maul sich ihm näherte und ihn zu verschlingen drohte, wurde er sich seiner eigenen Sterblichkeit nur zu schmerzhaft bewusst. Er war kein

Gott, für ihn war das hier kein göttliches Spiel, sondern bitterer Ernst. Hedwinna fehlte ihm, Gartmund, seine Tochter und seine Enkelin. Was sollte aus ihnen werden, wenn er stirbt? Hatte er sich überhaupt gebührend von ihnen verabschiedet? Hatte er ihnen nicht etwas versprochen?

»Ich werde noch weich auf meine alten Tage.«

Hartried nahm die Finger vom Ring.

»Wenn du ihn willst, komm her!«

Er ballte die Hand zur Faust und schob sie in den Rachen des Wolfs. Ein nur zu tierisches Jaulen ertönte, als Hartried den gesamten Arm darin vergrub. Die unzähligen Zähne bissen in sein Fleisch, unzählige kleine Wunden brannten auf. Die Magie des Ringes hielt stand, doch er spürte die Schmerzen. Zum ersten Mal seit langer Zeit spürte er wahrhaftige Schmerzen. Tiefer und tiefer verbissen sich die Zähne in seinen ungeschützten Arm, doch er drückte diesen immer weiter in den Rachen hinein.

»Friss dich satt, Dämon«, knurrte Hartried.

Das Maul bekam einen Hals, dahinter kam ein Wolfskörper zum Vorschein, mitsamt aufgestellter Rute und gekrümmtem Rücken. Der Wolf schluckte und röchelte, Hartried spürte die Halsmuskulatur um den Arm pulsieren. Ebenso brannte der Schmerz immer heißer. Sein zerrissener Ärmel sog sich voll mit Speichel und seinem Blut. War der Ring schon komplett zerstört?

Der Wolf war nun ganz Wolf, ein banales Tier mit einem Tiergesicht und Tierlauten. Es wand und drehte sich, doch wurde es Hartrieds Arm nicht los. Der versenkte ihn nicht nur tiefer im Rachen des Wolfs, er bekam mit der anderen Hand auch seinen Hals zu fassen. Zusammen rangen sie über den Boden. Da rollten und drehten sie sich in einem schwarzen Nichts, über einen staub- und schmutzlosen Untergrund, nur mit dem schwachen heiligen Feuer als Lichtquelle.

Hartrieds Arm fühlte sich taub an. Eine kalte Leere war an die Stelle des Schmerzes getreten. Den Ring gab es bestimmt nicht mehr. Konnte er den Wolf auf diese Weise überhaupt töten? War er nicht in ihm? Doch das war sein Kampf, in diesem Ringen wollte er sterben und siegen, sollte es ihn auch den Arm kosten.

»Was ist!«, spottete er. »Ist das alles? Wo sind deine Rudel, wo

sind deine tausend Mäuler?»

Die Krallen des Wolfes kratzen an seinem Rücken, wo ein Kettenhemd ihn schützte. Es waren verzweifelte Kratzer, denn Hartried konnte spüren, wie der Widerstand des Wolfes nachließ, wie sein Röcheln schwächer wurde und sein Brustkorb sich langsamer hob und senkte. Wie, als hätte eine große Schläfrigkeit den Wolf erfasst, schlossen sich seine Augen. Die Vorder- und Hinterbeine kratzten noch ein letztes Mal kraftlos an seinem Kettenhemd, dann war der Körper gänzlich erschlaft.

Hartried erwartete, dass etwas geschehen würde, doch es blieb still in dieser weiten Dunkelheit. Für den Moment war er allein. Mit der freien Hand fasste er seine Schnauze und bekam seinen Arm frei. Das gute Stück – ausgerechnet seine Rechte – war ein Trauerspiel: Das Fleisch war zerrissen und in Rot getränkt, die Hand konnte er nicht bewegen. Vielleicht mussten sie den Unterarm amputieren. Er hing sowieso nur schlaff herab. Und von dem Ring – keine Spur.

Hartried atmete erschöpft aus. Er musste einen klaren Kopf fassen. Was konnte er tun? Bislang steckte er noch immer in diesem Nichts.

»Ja, gibt es einen Ausweg?«, fragte dieselbe Stimme.

Der Wolf erschien, diesmal mit dem Menschengesicht. Jedweder Spott war aus ihm gewichen. Er wirkte mindestens so erschöpft wie er, doch tauchte er mit einem neuen, frischen Körper auf.

»Es gibt kein Entkommen«, sagte er. »Gib auf. Ich kann hier noch viele Male sterben.«

»So sieht es aus«, sagte Hartried und erhob sich, bereit für den nächsten Kampf. Es fiel ihm schwer, denn das Ringen hatte ihm viel Kraft und Blut gekostet.

Noch während er sich fragte, ob er eine zweite Runde überstehen würde, blickte der Wolf auf einmal in eine ganz andere Richtung. Fassungslosigkeit machte sich auf seinen Zügen breit und er sprach in einer ihm fremden Zunge. Auch wenn Hartried die Worte nicht verstand, hörte er sich gar nicht erfreut an.

»Etwas ist passiert«, mutmaßte der König. »Gut, was auch immer hilft. Ich töte dich auch einarmig.«

Kapitel 57, Hedda

Sartur wich einen Schritt zurück und deutete mit seinem Stab auf Melinde: »Auch du wirst knien!«

Seine Gestalt war noch immer riesenhaft, größer als die Esche hinter ihm, und der Stab selbst so breit wie ein Baumstamm. Doch es hatte nicht dieselbe Wirkung. Der Druck nahm von Heddas Schultern ab und die bleierne Schwere wich aus ihren Oberschenkeln. Es reichte nicht dafür, sich zu erheben, gab ihr aber Hoffnung.

»Ich höre deine Stimme«, sprach Melinde und ging weiter auf Sartur zu, »doch deine Gestalt bleibt hinter einem Nebel verborgen. Deine Kraft hat auf mich keinen Einfluss. Was ist, willst du ein einfaches Mädchen mit dem Stab erschlagen?«

»Und du?«, fragte Sartur. »Will das einfache Mädchen mich mit Gewalt vom Thing entfernen?«

»Ich habe dir bereits gesagt, ich will dir etwas zeigen.«

Und da schrumpfte die Riesengestalt auf den normalen Sartur zusammen. Der richtete den Stab auf das Gefolge hinter ihm. »Haltet sie auf!«

Hedda war frei und sprang hoch.

»Er kann nicht alle kontrollieren!«, rief Rodried, der sich ebenfalls erhoben hatte.

Die Götter der Merowa mussten mit Trauer und Wut auf das herabblicken, was auf dem heiligen Thing-Platz vonstatten ging: Gut die Hälfte des Gefolges gehorchte Sarturs Aufruf und zog die Waffen. Sie strömten auf die Mitte des Platzes, während ihre Fürsten ihnen entweder befahlen, ihr Treiben einzustellen, oder ebenfalls die Klingen zückten und sich ihnen anschlossen. Wardrun bellte Befehle über das Getümmel, die Worte gingen im Geschrei unter. Die anderen Fürsten befahlen ihrem Gefolge einzugreifen oder standen nur verwirrt herum. Und dazwischen Sartur, ein halber Riese, fixiert auf Melinde.

Hedda achtete nicht darauf, auf welcher Seite die Gefolgsmänner standen, die ihr im Weg waren. Mit der Schulter voraus schoss sie vorwärts, stieß gegen Rippen, Rücken und Ellenbogen und bahnte

sich mit ihrer übermenschlichen Kraft den Weg zu Melinde. Das Mädchen bewegte sich weiterhin wie verträumt auf Sartur zu und achtete nicht auf ihre Umgebung.

Also musste Hedda sie beschützen. Hände griffen nach Melinde, die Hedda sogleich packte und mit einem Ruck umdrehte. Sie zog den Kerl an sich heran und warf ihn in derselben Bewegung von sich. Selbst vor dem Schwert schreckten sie nicht zurück; Hedda fing die Klinge mit dem Unterarm auf, sie verbiss sich in ihrem Knochen. Die Schmerzen ignorierend, schlug sie dem überraschten Gefolgsmann mit aller Gewalt ins Gesicht, und wenn es seinen Tod bedeutete. Das Schwert steckte noch in ihrem Unterarm, bevor sie es herauszog. Die Wunde würde warten müssen.

»Wer Hand an Melinde legt«, drohte sie und deutete mit der Schwertspitze auf jeden um sich, »der sieht den nächsten Morgen nicht mehr!«

»Haltet sie auf!«, rief Sartur lauter.

So groß seine Kraft war, verfehlten seine Worte dennoch ihre Wirkung. Hedda und Melinde waren das Auge innerhalb des Sturms, eine ruhige Oase, in die keiner sich hineinwagen wollte.

Da erspähte Hedda, wie Sartur sich davonzumachen drohte.

»Du bleibst hier!«, rief sie und ging mit energischen Schritten auf ihn zu.

»Kauere!«, befahl Sartur.

Da war der Effekt wieder. Sartur war mit einem Male zur gewaltigen Größe angewachsen und seine Stimme war ein ohrenbetäubendes Dröhnen.

So sehr Hedda ihren Willen auch dagegen stemmte, die Kraft seiner Stimme und seines Anblicks ließ sie auf die Knie gehen. Sie ballte die Fäuste, fasste das Schwert fester und biss die Zähne zusammen, doch ihre Muskeln gehorchten ihr nicht.

Noch immer seelenruhig ging Melinde an ihr vorbei und streckte den Arm nach Sartur aus.

Der sah sich tatsächlich genötigt, mit dem Stab auszuholen und von oben herab auf ihren Schädel zu schlagen. Ein feiger Angriff auf ein wehrloses Mädchen, wäre da nicht Rodried hinter ihm erschienen und hätte der nicht das Stück Holz zu fassen bekommen.

Sartur stieß einen lautlosen Schrei der Verwunderung aus,

genauso lautlos rangen die beiden für einen Moment, bis der stärkere Rodried ihm nicht nur den Stab abnehmen konnte, sondern ihn auch zu packen bekam.

Sartur keuchte auf, als auch Rodried seine Stimme wiederfand und »Jetzt!« rief.

Melinde legte ihre flache Hand auf Sarturs Stirn. Der stöhnte auf, seine Augen verdrehten sich und sein Körper erschlaffte. Der älteste Sohn des Cherus, der Verstoßene und Beschwörer von Geistern und Dämonen, sackte in Rodrieds Griff zusammen.

Die Kämpfe um sie herum stoppen augenblicklich.

»Was habt Ihr getan?«, fragte ein Gefolgsmann. »Ist er tot?«

»Er hat eine Vision«, antwortete Melinde. »Ich habe gelernt, dass ich nicht nur Visionen von den Göttern erhalten kann. Ich kann sie auch mit anderen teilen. Sartur erfährt nun etwas äußerst Wichtiges über seine Vergangenheit, das möglicherweise seine Sichtweise verändern könnte. Gebt ihm Zeit.«

Mit Ehrfurcht schauten sie auf die Cherus-Tochter und warteten darauf, dass Sartur, wieder zu sich kam. Rodried hatte ihn an den Baum gelehnt und seinen Stab in Gewahrsam genommen. Auch Wardrun war dazu getreten, flankiert von zwei Fürsten, die ihre Klingen auf seinen Rücken gerichtet hatten.

Es dauerte eine Weile, bis Sartur mit den Gliedern zuckte. Sinn und Verstand kehrten in seine Augen zurück und er schnappte nach Luft.

»Der Scheißkerl«, sagte er tonlos. Dann lauter: »Dieser verfluchte Mistkerl!«

»Was ist geschehen?«, fragte Wardrun fassungslos. »Was habt Ihr gesehen?«

»Ich habe einen großen Fehler begangen«, sagte Sartur. Er stand auf, wobei er sich am Baum abstützen musste. »Einen Fehler, den ich wohl nie wiedergutmachen kann. Aber ich kann eines tun.«

Sartur holte tief Luft, sein Brustkorb blähte sich auf. Dann rief er mit aller Kraft: »Garfekri, ek-bartum dum! Ich widerrufe dich!«

Kapitel 58, Gunlaug

Es dauerte nicht lange, bis sie das Keuchen, Knurren, Fauchen und Husten in der Dunkelheit hörten. Gunlaug und Aziles beschleunigten ihren Gang durch die Höhle, ihr Weg schwach beleuchtet durch die Öllampe. Bald fanden sie Hartried und den Wolf, beide in einem Ringkampf miteinander verschlungen. Der rechte Unterarm des Königs war ein blutiger Stumpf, die Hand hing ihm schlaff herunter und der Ärmel bestand nur noch aus Fetzen. Stattdessen nutzte er seinen Oberarm, um den Hals des Wolfs mit dem Menschengesicht einzuklammern, und mit der unverletzten Hand hielt er den Kopf fest. Der Wolf hingegen strampelte mit den Vorder- und Hinterbeinen, das Menschengesicht war blass, die Augen quollen hervor. Gewann sein Halbbruder tatsächlich? Was war hier vorgefallen?

»Jetzt steht da nicht dumm herum! Erschlagt ihn!«

Gunlaug zückte seine Klinge und kniete sich neben dem Wolf nieder. Das Menschengesicht spuckte noch einige Flüche in einer unbekanntenen Sprache – jedenfalls hörten sie sich nach Flüchen an – konnte sich jedoch nicht wehren. Der König hielt ihn fest im Griff, Gunlaug hatte Zeit, um genau zu zielen. Hatte das Wesen überhaupt einen fleischlichen Leib darunter? Ein Herz oder eine Lunge, die er durchstechen konnte? Er würde es herausfinden.

Die Spitze drang durch das Fell, durch Fleisch und tiefer. Dunkles Blut kam darunter zum Vorschein, von dem ein seltsamer Dunst ausging. Dunkle Schwaden stiegen aus der Lache auf.

Der Wolf fluchte lauter, spie sein ungewöhnliches Blut und Speichel. Gunlaug stach erneut zu, und wieder und wieder. Der Arm wurde ihm müde, also griff er die Waffe beidhändig und stieß sie ihm der Länge nach durch den Brustkorb. Tief drang die Klinge hinein, bis der Wolfgeist endlich Ruhe gab.

Sie verschnauften einen Augenblick. Hartried löste sich langsam und vorsichtig von dem Wolf, als könne er es noch nicht glauben.

»Er ist wirklich tot«, sagte Gunlaug.

»Seine sterbliche Hülle ist tot«, antwortete Aziles. Er zog ein Messer. »Wir sind wegen etwas anderem hergekommen.«

Aziles machte sich daran, den Bauch des Wolfs aufzuschneiden. Das Wesen protestierte nicht, es musste tatsächlich gestorben sein. Währenddessen schaute sich Gunlaug Hartrieds Arm an.

»Das wird lange brauchen, um zu verheilen. Wir müssen die Wunde auswaschen. Zum Glück sind wir an einem Bach vorbeigekommen.«

»Wenn ich den Arm jemals wieder gebrauchen kann.« Hartried verzog das Gesicht und die Finger zuckten. »Vielleicht war es das mit der Schwertkunst. In meinem Alter bringe ich mir nicht mehr bei, eine Waffe mit der Linken zu führen.«

»Das wird schon.« Etwas anderes fiel Gunlaug nicht ein. Der Arm sah tatsächlich übel mitgenommen aus.

»Haha!«, machte Aziles und seine Augen leuchteten auf. Mit beiden Händen fasste er in den Tierleib hinein und holte ein helles, geradezu gleißendes Feuer heraus. Er hielt ihnen die Flamme entgegen, auf dass sie sich abwenden mussten. Gunlaug und Hartried waren für einen Augenblick wie geblendet.

»Nun zurück! Schnell, bringen wir es zu seinem angestammten Platz und dann verbreiten wir die frohe Kunde!«

»Könnt Ihr es so transportieren?«, fragte Hartried. »Wird es die Reise überstehen? Wir müssen vielleicht laufen.«

»Ich mache mir mehr Sorgen um Eure Verfassung, König von Merow. Ich könnte das Feuer verwenden, um Eure Wunden zu schließen, angenehm wird es aber nicht. Vielleicht ist das Feuer Euch aber freundlich gesinnt. Schließlich habt Ihr es gerettet.«

Hartried überlegte für einen Moment. »Gut. Gunlaug, halte mich fest. Ich will nicht auf dem Weg zu Hedwinna verbluten. Nicht nach alldem, was wir durchgemacht haben.«

»Was du durchgemacht hast«, antwortete Gunlaug und packte seinen Bruder von hinten. »Nicht einmal Cherus war jemals in einem Dämon drin und ist lebend wieder herausgekommen.«

»Etwas war passiert«, erwiderte Hartried. »Etwas hat ihn verunsichert. Oder geschwächt. Ich glaube, wir haben unverhoffte Hilfe von irgendwoher erhalten.«

Dann biss er die Zähne zusammen, während Aziles das Feuer näher an seinen Arm hielt. Die gleißende, weiße Flamme breitete sich darüber aus und erfasste ihn ganz. Gunlaug konnte die Wärme

spüren, aber keine Hitze. Das Feuer war gütig und milde gestimmt. Nach einem kurzen Augenblick sprang es zurück in Aziles Hände.

Hartried schaute verwundert seinen Arm an. »Dieses Feuer ist so freundlich, selbst Skedwinna dürfte damit spielen.«

Aziles ging voran, das Feuer in beiden Händen wie ein Fackelträger, und beschien ihnen somit den Weg. Das heilige Feuer leuchtete hell und tanzte freudig, als könnte es kaum erwarten, die dunkle Höhle zu verlassen. Allerdings half es ihnen nicht dabei, Aziles' Pferd zu finden. Das hatte bereits das Weite gesucht. Die Schlachthirsche standen ruhig einige Gebüsche entfernt, zwei Wölfe hatten sie mit ihren Geweihen aufgespießt. Somit muss Aziles auf Gunlaugs Hirsch mitreiten. Seine Aufgabe war es, das heilige Feuer bis zu seinem angestammten Platz zu tragen. Sie ritten langsamer als zuvor, denn Hartried konnte die Zügel nur mit einer Hand fassen. Dennoch waren sie guter Laune und diskutierten während ihres Ritts, was tatsächlich in der Höhle geschehen war.

Hedwinna hatte ihr Wort nicht gehalten und die Wachen um das Fürstentum um einige Reiter verringert. Sie kamen ihnen entgegen, nachdem sie den Spuren vom Altarplatz gefolgt waren. Zusätzliche Pferde, etwas Verpflegung, Verbandszeug – Hedwinna hatte an alles gedacht.

»Die Königin weiß es«, sagte Hartried mit einem traurigen Lächeln.

Sie schickten einen Reiter los, am Hof Bescheid zu sagen. Die Priester sollten wieder zum Altarplatz eilen, bald würden sie da sein. Am Abend trafen sie ein. Der Platz war aufgeräumt, gereinigt und die Würde der Altäre wiederhergestellt worden. Alles war hergerichtet, um das heilige Feuer zu empfangen.

Aziles glitt vom Pferd und hielt ihnen das Feuer hin. Mit leuchtenden Augen blickten die Priester darauf, bevor sie davor niederknieten. Augnar verwies schließlich auf den größten Altar.

Hartried stieg weniger elegant von seinem Schlachthirsch. Sogleich waren Frau, Tochter und Bedienstete zur Stelle, ihm dabei zu helfen. König und Königin umarmten sich, so sehr es Hartried mit der Verletzung möglich war.

Gunlaug befand sich mal wieder abseits. Ein stummer

Beobachter, der wenig Anteil an der ganzen Sache gehabt hatte. Er sah Aziles dabei zu, wie er das heilige Feuer andächtig und mit geneigtem Kopf dem Altar übergab. Ein froher Aufschrei ging durch die versammelte Priesterschaft, als der Altar in hellen Flammen aufloderte. Wie Verdurstende, die einen klaren Bach gefunden hatten, verteilten sie sich darum, sangen ihre Lieder und sprachen ihre Gebete. Aziles lächelte stolz auf sein Werk und schlich sich anschließend ohne viel Aufsehen davon.

Hatte Gunlaug tatsächlich nichts getan? Wäre er nicht in den Osten gereist und hätte er sich nicht mit dem Steppen-Elfen angefreundet, wie wäre dieses Abenteuer dann ausgegangen? Das Schicksal nahm manchmal die krummsten Wege zu einem glücklichen Ausgang. Im Moment aber war Gunlaug schlicht froh, dass sie es überstanden hatten.

Nur eine Sache bereitete ihm Sorge: der Ring. Hartrieds von Zwergenhand geschmiedeter Ring war zerstört, selbst das Diadem auf seinem Haupt hatte Schaden genommen. So zufrieden der König in dem Moment lächelte, so machte sich sein Halbbruder dennoch Gedanken um seine Familie und den Ruf des Königs.

Aziles erschien an seiner Seite. »Sie sind sehr gläubig mit ihrer Feueranbetung, doch werden sie ihm immer fernbleiben.«

»Geht es dir gut?«, fragte Gunlaug.

»Alles ausgehaucht. Ich werde niemandem seinen Gegenstand der Anbetung wegnehmen. Eine Erfahrung war es trotzdem. Oh, das wird ein großartiges Lied. Haben wir die Gefahr gebannt? Haben wir Merowa gerettet?«

Hartried trat dazu, umringt von seiner Familie und dem Hofstaat. »Noch nicht. Die Felder liegen noch immer brach, die Vorräte sind nicht ausreichend. Das verfrühte Königs-Thing wird weiterhin stattfinden. Doch bis dahin machen wir es uns hier gemütlich. Ich brauche Rast.«

Gunlaug fragte sich, ob er auftauchen würde: Simund, der jüngste Sohn des Cherus. Das war die eine Sache, die nicht entschieden war.

Kapitel 59, Hedda

»Was habt Ihr getan?«, fragte Wardrun fassungslos.

Sartur erhob sich und stützte sich auf seinen Stab. »Ich habe mich von ihm losgesagt, unseren Pakt beendet. Ein Ritual hatte ich abgehalten, um ihn an mich zu binden. Nun ist dieses Band gebrochen. Nieder mit dieser Dämonenbrut!«

»Woher der Sinneswandel?«, fragte Wardrun. »Erklärt Euch!«

»Der Wolf war von Anfang an da, seitdem mein Leben in die falsche Bahn geriet. Er hat mir eingeflüstert, das Mädchen mit der Macht meiner Stimme zu verführen, und damit großes Unheil über ihre Familie gebracht. Daraufhin hat mich Cherus gezeichnet und verstoßen. Ich streifte durch die Wälder, bis ich auf ihn traf und wir uns verbündeten. Das war von Anfang an sein Plan gewesen.«

Ein Raunen ging durch die Menge. Der Kampf war mittlerweile beendet und alle drängten sich um die Esche, wo Sartur sich gerade erklärte.

»Aber wozu?«, fragte Wardrun noch immer ratlos.

»Bei unseren Zielen hat er nicht gelogen«, erklärte Sartur. »Er wollte, dass die Merowa sich von den Menschen-Göttern abwenden und wieder zu den Geistern der Wildnis beten. Mehr noch: Er wollte der Größte und Mächtigste aller Wesen des Waldes werden. Unter seinem Banner sollten sie sich vereinigen und der Wolf zum Sinnbild dieses Landes werden wie jetzt der Hirsch.«

Alle hörten Melinde zu, als sie sprach: »Sie machen uns Angst. Sie versetzen uns in Panik, lauern uns auf, zerstören unsere Felder. Und sie manipulieren uns für ihre eigenen Zwecke. Hat Cherus euch jemals manipuliert? Hat Cherus euch jemals gegeneinander aufgehetzt? Bewertet die Götter nach ihren Taten, genauso wie die Menschen.«

Hedda hatte es oft mitangesehen, wie Melinde die Menschen in den Bann ziehen konnte. Meistens wühlte sie dabei in den Gedärmen von Tieren herum. Doch diesmal war es anders. Sie hörten auf ihre Worte mit Ehrfurcht, selbst Sartur senkte den Kopf. Wardrun war ganz blass, jede Wärme war aus seinem Gesicht gewichen.

Schließlich setzte sich der Fürst vor die Esche. »Welche Narren

waren wir. Den Schaden, den wir angerichtet haben – wie kann ich mich Fürst der Merowa nennen?»

»Es wird ein Thing geben«, erwiderte Melinde. »Beim Königs-Thing könnt Ihr über Euch Gericht sprechen lassen. Wir jedenfalls haben unsere Aufgabe hier erledigt.«

Melinde drehte sich um und wollte den Platz verlassen, da sprang Sartur neben sie und fasste sie an den Arm. Rodried schnellte vor, auf dass der Cherus-Sohn sie wieder losließ und zurückschreckte.

»Ich wollte nur wissen, ob ... Cherus jemals zu Euch gesprochen hat und etwas über mich gesagt hat.«

Melinde sah ihn lange mit ihren grauen, unergründlichen Augen an. »Nie habe ich eine Spur von Zorn, Bedauern oder Trauer Euch gegenüber von den Göttern gefühlt. Das heißt aber nicht, dass sie Euch wohlgesonnen sind.«

»Dann werde ich mich stellen«, sagte Sartur. Seine Haltung war aufrecht und er sprach mit Überzeugung. »Ich werde mich auf dem Königs-Thing dem Urteil der Fürsten stellen, auch wenn das meinen Tod bedeutet. Und ich hoffe, der Fürst von Krähenwut wird mich begleiten.«

Sartur drehte sich zum Fürsten um, der mit den Schultern zuckte. »Was bleibt mir anderes übrig? Oder willst du deine Stimme gegen mich einsetzen und mich zwingen?«

»Nein, meine Stimme will ich nur noch zum Wohle des Landes einsetzen. Das schwöre ich auf diesem heiligen Thing-Platz.«

»Wenn ich etwas vorschlagen dürfte«, ging Rodried dazwischen. »Eines können wir tun, auf dass wir alle ruhiger schlafen: Lasst uns den Eingang zur Höhle verschließen. Eure Rituale müsst ihr da unten nicht mehr abhalten.«

Wardrun stand auf. »Wir machen uns sogleich an die Arbeit und verbarrikadieren den Eingang.«

»Wie wäre es mit einem großen Stein?« Rodried lächelte Hedda an. »Ganz in der Nähe ist ein großer Fels. Gemeinsam könnten wir ihn durchs Tor rollen und damit den Eingang verschließen.«

»Gemeinsam, sagst du?«, wunderte sich Hedda. »Ihr könnt gerne danebenstehen und mich anfeuern, doch ich weiß jetzt schon, dass ich die ganze Arbeit erledigen werde.«

»Das soll uns von keiner Schuld reinwaschen«, sagte Wardrun.

»Aber gerne. Was gibt es noch auf diesem Thing zu bereden? Soll ich mich selbst anklagen? Nein, das wird auf dem Königs-Thing geschehen.«

»Wir könnten uns darüber unterhalten, wie wir die anderen Fürsten unterstützen können«, schlug Rodried vor. »Schließlich haben wir noch immer unsere Vorräte. Oder sind die nun auch in Gefahr?«

»Die Geister warten auf unsere Befehle«, sagte Sartur. »Sie werden verwirrt sein und nicht wissen, was sie ohne einen Befehl von mir oder dem Wolfgeist anstellen sollen. Manche könnten ihr schlimmes Werk fortsetzen, weil sie daran Spaß haben. Oder weil der Wolfgeist es will. Die Sache ist noch nicht erledigt.«

Kapitel 60, Simund

Je tiefer sie in das Land Merow eindrangen, desto mehr sahen sie die Spuren der Verwüstung: leere Felder, wo sonst während der Erntezeit stolze Ähren in die Höhe wuchsen. Ganze Landstriche waren verlassen, sie fanden unbewohnte Häuser vor, aus denen die vorigen Bewohner alles tragbare Hab und Gut mit sich genommen hatten. Die Tiere hatten es nicht leichter. Die Knochen von Kühen, Schafen, Ziegen und Hühnern verteilten sich in der Nähe der Höfe, abgenagt bis auf den ungenießbaren Rest. Nur Vögel trafen sie auf dem Weg in den Süden an – und die Wölfe. Ein Rudel begleitete sie und bescherte ihnen angespannte Nächte, in denen mindestens einer stetig Wache halten musste. Sie hielten Abstand zu ihnen, kamen ihren Lagern jedoch wiederholt nahe genug, um ihre spitzen Fänge zu präsentieren. Nach einer Weile zogen sie jedoch ab.

Ihre Reise war eine trostlose, trotz der gemütlichen Unterhaltungen. Vor allem Piasus war sehr bemüht darum, die Stimmung zu heben. Simund konnte an ihm jedoch feststellen, dass er eigentlich nicht so schnell wieder nach Merow zurückkehren wollte. Er rechnete es ihm hoch an, dennoch treu mit ihm gezogen zu sein.

Trotz alledem erreichten sie ihr erstes Etappenziel ohne ein Unglück oder besondere Vorkommnisse: In der Ferne sahen sie den Fürstenhof Bärenschlucht.

»Ich bin dir bis hierher gefolgt«, sagte Piasus, »doch halte ich es noch immer für keine gute Idee. Sie ist die Tochter des Mannes, gegen den wir zuvor noch Krieg geführt hatten. Wir sollten auf jeden Fall vorsichtig sein.«

Barutz war abwechselnd mit Simund oder Piasus geritten. Diesmal meldete er sich hinter Simunds Rücken: »Gastfreundschaft wird bei den Merowa großgeschrieben. Wenn Fryda uns Böses will, wird sie als schlechte Fürstin gelten.«

»Oh ja, die heilige Gastfreundschaft«, spöttelte Piasus. »Ich befürchte nicht, dass sie uns niedermeucheln lässt, sobald wir den Hof betreten. Jedoch melden wir unser Kommen großspurig und offen an. Wäre es nicht eine große Überraschung, wenn wir vollkommen unerwartet auf dem Thing erscheinen? Treffen wir uns doch erst mit Rodried und Melinde und besprechen dann alles

Weitere!«

»Ich habe mein Ankommen bereits angekündigt«, sagte Simund ruhig. »Und Fryda wird darüber Bescheid wissen, was in diesem Land vor sich geht. Ich glaube fest daran, sie wird uns eine gute Gastgeberin sein. Außerdem will ich meinen Feinden wie einem Freund begegnen.«

»Wir bemühen uns noch immer darum, wie Cherus zu sein?« Piasus seufzte. Dann schaute er mit gefestigtem Blick auf den Fürstenhof. »Dann beschütze uns auch wie er.«

»Ich kann nur mein Menschenmögliches tun«, antwortete Simund. »Deine Sorge ist nachvollziehbar. Doch wird es uns nicht gut zu Gesicht stehen, wenn wir um ihre Ländereien herumschleichen und die Spähreiter uns entdecken. Dann stehen wir wie Eindringlinge da, die Finsteres im Schilde führen.«

»Ach, das Argument hast du schon einmal gebracht«, beschwerte sich Piasus. »Immer geradeaus, offen auf den Feind zu. Das ist die Art der Mykerios in der Schlacht, doch nicht in der Politik. Ihr Merowa scheint andersherum zu sein.«

»Du wirst es wissen, du bist ja nun ein Gelehrter, was unser Volk anbelangt. Und du warst von Anfang an dabei, sogar ein wichtiger Akteur, der verschiedene Dinge ins Rollen gebracht hat. Diese Geschichte wäre nicht vollständig, wenn du nicht ihr Ende miterleben würdest.«

»Verdammt, Simund!«, rief Piasus aus. »Du hast zu viel von uns Mykerios gelernt! Wir haben dich mit unseren Redekünsten beeinflusst! Die ehrliche Merowa-Seele, wir haben sie dir in den endlosen Debatten und Gesprächen ausgetrieben!«

Barutz lachte hämisch. »Und nun mimt er den dramatisierenden Schauspieler. DAS ist das Lächerlichste, was ich jemals gesehen habe! Schauspielkunst! Ha!«

Die Wachen riefen ihnen Grußworte vom Torhaus zu, als die drei den Hügel hochritten. Simund gab sich sogleich zu erkennen.

»Ich bin gekommen«, sagte er mit der Hand auf der Brust, »um die Gastfreundschaft der Fürstin Fryda zu erbitten. Wir werden nicht lange bleiben. Sie ist doch hier, oder nicht?«

Die Wachen wechselten Blicke und raunten seinen Namen.

Einige von ihnen machten sich zum Fürstenhaus auf.

»Warte einen Moment!«

»Und, Piasus«, feixte Simund. »Sieht doch friedlich aus.«

»Wenn nicht gleich ein Pfeilhagel über die Palisade auf uns einprasselt, dann ja, sehr friedlich.«

»Wir haben Schilde«, antwortete Simund.

»Wir haben Schilde ...«, wiederholte Piasus.

Sie warteten vor dem Torhaus. Simund konnte hindurchsehen, ihr Ankommen hatte für Aufregung gesorgt. Wachen und Bedienstete stoben hin und her. Das Geräusch von schwerem Holz, wie es sich in Bewegung setzte, ließ ihn an die breiten Türen des Fürstenhauses denken, die sich gerade öffnen mussten.

Und so kam es: Fryda erschien vor ihnen mit einer kleinen Gruppe an Bewaffneten. Die Speere waren zum Himmel gerichtet und nicht auf sie, die Männer blickten eher überrascht als feindselig drein. Auch Fryda machte diesen Eindruck, etwas überfordert, doch mit Fassung wies sie ins Innere.

»Erlaubt mir zunächst die Frage, weswegen Ihr gekommen seid. Das ist angemessen, so sehr ich Euch dafür danke, wie Ihr mich dereinst behandelt und unterstützt habt.«

»Ihr braucht Euch nicht zu rechtfertigen«, antwortete Simund.

»Wir wollen tatsächlich nur einen kurzen Halt einlegen und erbitten daher Eure Gastfreundschaft. Etwas Rast und Wasser für unsere Pferde und dann brechen wir wieder auf. Außerdem würden wir gerne erfahren, was in der Zwischenzeit in diesem Land geschehen ist. Es macht einen furchtbaren Eindruck.«

»Ist das wirklich alles?«, fragte Fryda. »Wenn ich mich recht erinnere, seid Ihr zurückgekehrt, um meinen Vater herauszufordern. Nach alledem, was passiert ist ...«

Ein Schleier der Trauer zog über ihr Gesicht. Simund befürchtete bereits, Hartried sei ein großes Unglück zugestoßen. Ein mulmiges Gefühl machte sich in ihm breit. Auch wenn der König noch immer sein Feind war, so konnte es nichts Gutes bedeuten, sollte es tatsächlich Kräfte geben, die ihm gefährlich werden konnten.

»Er ist nicht hier«, sagte sie darauf, wie um einer Frage zuvorzukommen. »Macht Platz! Und kümmert Euch um ihre Pferde!«

Die Halle war vollständig hergestellt, Simund fand keine Zeichen

früherer Kämpfe. Die Säulen ragten zur hohen Decke empor, reich verziert mit Bärenköpfen, die ihren Rachen zum Himmel reckten. In der Mitte brannte eine Feuerstelle, größer und breiter als die, welche Simund bei der Belagerung gesehen hatte.

Sie setzten sich auf die langen Bänke. Ein paar der Wachen verblieben mit ihnen in der Halle und setzten sich mit einiger Entfernung, während Fryda am Kopf der Bank Platz nahm.

»Ihr bringt mich in eine schwierige Lage«, sagte Fürstin Fryda. »Weder kann ich Euch das Gastrecht absprechen, noch will ich einen Feind in meiner Halle willkommen heißen.«

»Ich komme nicht als Feind«, sagte Simund. »Im Gegenteil, ich habe immer zu Euch gehalten, obwohl ich am Ende nicht viel für Euch tun konnte. Wie geht es dem Töchterchen?«

Wie, als hätte sie seine Stimme gehört, schrie aus dem Inneren des Fürstenhauses eine Kinderstimme auf. Fryda verzog das Gesicht, es sollte Verstimmung ausdrücken. Doch wollte Simund auch einen Schimmer an Freude darin entdecken.

»Sehr lebendig«, antwortete sie. »Und hat keine Achtung vor den Pflichten einer Fürstin.«

Piasus beugte sich weit vor und schielte dorthin, wo die Kleine sich Luft machte. »Sie verlangt nach ihrer Mutter, nicht nach der Fürstin. Es wird einige Jahre dauern, bis sie den Unterschied respektieren lernt.«

Da verflog die gute Laune bei Fryda: »Jetzt aber sitzt die Fürstin von Bärenschlucht vor Euch und die verlangt zu wissen, wieso Ihr sie aufgesucht habt. Das ist eine berechnete Frage. Ihr seid keine einfachen Wanderer, keine Gäste von benachbarten Fürstentümern, keine Boten und keine Gesandten. Wenn ich mich recht erinnere, habt Ihr, Simund, meinem Vater geschworen, ihn in einem Zweikampf um das Reich Merow zu besiegen.«

»Berechtigt, in der Tat«, flüsterte Barutz.

»Und daran hat sich nichts geändert«, erwiderte Simund aufrichtig. »Doch komme ich nicht, um ihn umzubringen. Ich werde Euch Euren Vater nicht wegnehmen.«

»Ihr sprecht von meinem Vater, nicht vom König dieses Landes.«

Simund erhob sich und nahm die Keule vom Gürtel. Die Wachen rührten sich, Hände fasten Speerschäfte und Schwertgriffe. Er jedoch

legte die Keule nur auf die Bank.

»Wie Cherus es einst getan hatte. Mir liegt es nicht daran, unnötig Blut zu vergießen, doch dieser Streit muss beigelegt werden. Am Ende werdet Ihr keinen König Hartried mehr haben, aber noch immer einen Vater. Und dann wird Frieden in Merow herrschen.«

»Frieden?« Fryda sprang auf. »Wisst Ihr, was in den Wäldern des Landes vor sich geht? Was sie mit den Feldern getan haben? Wie die Menschen leiden? Würdet Ihr ausziehen und all dieses Böse bekämpfen? Euer Leben riskieren, wie der König von Merow?«

»Ich bin in den Süden gezogen, um ein solches Übel zu bannen«, antwortete Simund. »Wenn die Keule von Cherus hier gebraucht wird, dann werde ich sie zum Wohle des Landes schwingen.«

»Wirklich? Bislang habt Ihr nur zu Eurem eigenen Wohle die Keule geschwungen.«

»Im Gegenteil.« Simund nahm die Keule an sich und band sie an seinen Gürtel. »Im letzten Kampf habe ich zum Wohle anderer gekämpft. Zum Wohle anderer Fürsten und fremder Städte, fremder Interessen und fremder Ziele. Nie war es mein Anliegen gewesen, über diese Länder zu herrschen, noch habe ich das jetzt vor. Nein, im Süden habe ich die Liebe gefunden, meine Frau erwartet ein Kind. So sehr Euer Kind nach Eurer Zuwendung schreit, so sehr sehnt es mich zurück.«

Fryda starrte ihn für einen Moment fassungslos an, die Haltung erstarrt, als sie gerade noch eine wütende Erwiderung aussprechen wollte. Stattdessen sank sie zurück auf ihren Platz.

»Ich will die Welt nicht um einen Vater ärmer machen«, sagte Simund. »Nicht, während ich selbst erwarte, einer zu werden.«

Er gab Fryda einen Moment, diese Worte zu verdauen. Die Wachen hatten sich mittlerweile entspannt, manche bedachten ihn mit einem abschätzigen Blick. Er musste wie ein Verräter an ihrem Volk erscheinen.

»Harminde!«, rief die Fürstin.

Nach einigen Augenblicken kam das Dienstmädchen mit der kleinen Skedwinna in die Halle. Es war in ein Tuch eingewickelt. Fryda empfing ihr Kind, wiegte es in ihren Armen. Das Geschrei versiegte zunächst, dann jammerte und winselte es noch einmal auf, um sich der Zuwendung seiner Mutter zu vergewissern.

Von ihnen abgewandt, richtete Fryda das Wort an Simund: »Mein Vater hatte sehr unter dem Kampf mit dem Wolfsdämon gelitten. Er ist wohlauf, doch fürchte ich, seine Kriegertage liegen hinter ihm. Das ändert aber nichts an seinen Ambitionen.«

Sie drehte sich zu ihnen um, das Kind auf ihrer Schulter und seinen Rücken streichelnd. »Wir können zusammen zum Königs-Thing reisen.«

Kapitel 61, Simund

Piasus glaubte nur für einen Augenblick daran, Fryda könnte sie mit ihrem Vorschlag, gemeinsam zum Königs-Thing zu reisen, in eine Falle locken. Simund brauchte sich keine Mühe zu geben, ihn umzustimmen. Stattdessen verbrachte sie zwei erholsame, ruhige Wochen am Hofe von Fryda, die sich als freundliche Gastgeberin herausstellte und dabei zwischen den Rollen der Mutter und der Fürstin wechselte. In einem Augenblick hatte sie ihr Kindchen im Arm und sang ihm leise Lieder vor, im nächsten sprach sie im Hof mit Bediensteten und dem Gefolge, verteilte Aufgaben und begutachtete ihre Arbeit.

Sie hatten viel Zeit für Gespräche. Simund, Piasus und Barutz berichteten ausführlich über die Geschehnisse in den Goldsee-Städten (wobei Piasus hin und wieder mehr ausschmückte, als Simund lieb war). Dann erzählte Fryda, was sich in Merowa zugetragen hatte. Dunkle Tage waren es gewesen und noch dunklere Nächte; Ratten hatten sich an den Vorräten des Fürstenhauses gütlich getan, bis das Feuer eines Steppen-Elfen sie verbrannt hatte. Noch unglaublicher war die Geschichte, wie der König mit seinem Halbbruder und demselben Gast aus der Fremde das heilige Feuer zurückbrachte und den Wolfsgeist tötete.

Fryda blickte in die Ferne, während sie ihnen am Feuer von dem Vorfall berichtete. »Ich glaube, er war an dem Tag mehrere Jahre gealtert. Der Kampf hatte seinen rechten Arm schwer in Mitleidenschaft gezogen. Zwar konnte er ihn vor seiner Abreise wieder benutzen, doch weiß ich nicht, ob er jemals wieder ein Schwert schwingen wird.«

»Trotzdem wird er sich mir stellen«, sagte Simund.

Sie nickte traurig. »Niemals würde er eine Herausforderung ablehnen. Ich werde von Euch nicht verlangen, ihn sanft zu behandeln. Aber leicht wird er es Euch trotzdem nicht machen.«

»Das hoffe ich.«

Diese Zurschaustellung von Mannhaftigkeit missfiel Fryda. Sie verabschiedete sich für den Abend und ließ die drei miteinander alleine.

Barutz trank auch diesen Abend ausgiebig Bier. An dem Wein der Mykerios hatte ihm nicht viel gelegen. Das Gebräu lockerte seine Zunge. »Du wirst dem König wirklich nur eine Beule verpassen, oder?«

»Ich habe nicht vor, ihn umzubringen«, antwortete Simund. »Aber es ist ein Kampf. Keiner wird sich zurückhalten und seine Klinge wird scharf sein.«

»Er wird alt«, mischte sich Piasus ein, »und er hat seine Unverwundbarkeit verloren. Vielleicht wird er versuchen, seinen verletzten Arm beim Thing zu verbergen. So oder so wird es viele Fragen aufwerfen, wenn er gegen dich verliert.«

»Und wenn er verliert, was dann?«, fragte Barutz. »Wird er sich ein feines Leben mit Frau und Familie machen? Die letzten Tage in Waldeinsamkeit verbringen? Wird er verstoßen werden wegen seiner Lüge?«

Piasus wunderte sich. »Sorgst du dich um Hartried? Woher diese plötzlichen Bedenken?«

»Die ganze Zeit haben wir das Geheimnis um den Ring für uns behalten, damit das Reich nicht vor unseren Augen zerfällt, während diese und jene große Gefahr über Merow hereinzieht. Diese Waldwesen und Geister treiben noch immer ihr Unwesen. Das könnte das Land in eine große Krise stürzen.«

Piasus lachte. »Das Bier beflügelt seinen Verstand.«

»Daher braucht es einen neuen König«, antwortete Simund.

»Der du nicht sein willst«, erwiderte Barutz.

»Weil es mit mir nicht enden würde.«

Barutz hob den feinen, kurzen Finger, mit dem er sich auf den Einsatz komplizierter Werkzeuge verstand, und setzte zur Antwort an. Stattdessen versenkte er sein Gesicht in den Krug.

Sie waren nicht die einzigen Gäste an Frydas Hof. Ständig kehrten einfache Bauern und andere Schutzbefohlene des Fürstentums ein und aus, um Rat und eine Spende an Vorräten bittend. Wenn Simund sah, wie wenig Fryda zu geben vermochte, schämte er sich dafür, ihre Gastfreundschaft so in Anspruch zu nehmen. Um das wieder gutzumachen, bot er seine Dienste als Spähreiter an und schloss sich den Jägern an. Die Natur schien die Situation in der Vorratskammer

widerzuspiegeln und zeigte sich wenig ergiebig, was das Wild anbelangte. Der Fang eines Wildschweines war eine der glücklichsten Wendungen, sein Fleisch füllte die Mägen für mehrere Tage.

Piasus hatte mal wieder zur Vorsicht geraten. Simund, alleine mit einigen der Fürstin treuen Jägern und Gefolgsmännern im Wald ... Sie brauchten sich nur weit genug zu entfernen und dann die Klingen zu zücken. Oder ein Pfeil fand, welch ein Unglück, seinen Weg in Simunds Rücken. Ein Unfall, natürlich.

Simund schlug das aus. Er hatte sich die Tage nicht vor den Männern der Fürstin verschlossen, sondern sich unter sie gemischt. Ohne sich ihnen anzubiedern oder sich ihnen aufzudrängen, hielten sie mit Achtung Abstand zu ihm, hatten jedoch nur freundliche Worte übrig. Piasus tat es ihm gleich, musste jedoch den Nachteil überwinden, ein Fremder und ehemaliger Feind zu sein. Auch er kam nach einigen Tagen zu dem Schluss, dass niemand es auf ihn abgesehen hatte, und gab seine Warnungen auf.

Schließlich gehörte er zur Familie. Das bildete sich Simund jedenfalls ein. Er wollte glauben, dass sein Einsatz für die Fürstin während des letzten Konflikts zumindest das Fundament für die Brücke gelegt hatte, welche den Graben zwischen Hartried und ihnen überwinden konnte. Und das freundliche, wenn auch zurückhaltende Verhalten der Fürstin ihm gegenüber schien das zu bestätigen.

Dann war da ein besonderer Gast: ein Priester des Feuers, genannt Augnar. Nachdem Fryda die beiden vorgestellt hatte, bekam er große, leuchtende Augen und bekniete Simund sofort.

»Dieses Haus ist mit einem weiteren Sprössling des Cherus gesegnet!«, rief er aus. »Ein weiterer Sohn dieses großen Gottes unseres behüteten Reichs. Sicherlich habt Ihr bereits erfahren, welchen großen Dienst unser König Hartried dem heiligen Feuer geleistet hat und wie dankbar wir Priester dem Fürstentum Bärensturz sind, uns weiterhin so sehr zu unterstützen.«

Fryda forderte ihn auf, sich zu erheben. Der Feuerpriester erzählte ausführlich, was Fryda ihnen über die Rückführung des heiligen Feuers berichtet hatte, und lud Simund sogar ein, ihn bei den Riten zu begleiten. Das war eine neue Erfahrung für ihn. Die Anbetung des Hausfeuers war ihm nicht fremd, doch das Spektakel und die Ehrerbietung, welche die Feuerpriester den brennenden

Altären beibrachten, kannte er nicht einmal von den Cherus-Gläubigen oder von den Goldsee-Städten. Es war ihm eine Ehre, daran teilhaben zu dürfen. Sein Opfer beschränkte sich jedoch auf einen Krug mit Bier. Das heilige Feuer verstand, die Situation war für sie schwierig, versicherte ihm Augnar.

Die zwei Wochen gingen schnell herum. Eigentlich wollten sie nicht direkt zum Königs-Thing reisen. Stattdessen wollten sie zunächst Rodried, Forkmann, Thula oder einen anderen verbündeten Fürsten aufsuchen, um sich über die Lage zu erkundigen und die nächsten Schritte zu planen. Doch das vorgezogene Königs-Thing war die beste Gelegenheit, sich mit allen erneut zu treffen und einige wichtige Dinge zu beenden. So wie es bei den Merowa Brauch war. Mit hoffnungsvoller Vorfreude, der auch etwas Angst beiwohnte, machte er sich zusammen mit seinen beiden Gefährten an die Vorbereitungen zum Aufbruch. Sie reisten leicht, doch Fryda würde einen guten Teil ihres Gefolges mitsamt einigen Dienern mitnehmen. Schweren Herzens überließ sie das Fürstentum Bärenschlucht sich selbst und ihre Tochter Skedwinna den Dienern, doch so war das nun mal für eine Fürstin der Merowa.

Kapitel 62, Simund

Simund sah es nicht zum ersten Mal. In seiner Zeit als Spähreiter fand er immer wieder die Überreste ausgesetzter Kleinkinder. Es gehört zum Leid des einfachen Bauernvolks, nicht jeden Mund ausreichend füttern zu können. Dann überließen sie das Kind dem Wald, eh es das erste Wort sagen konnte, wo Simund später seine abgenagten Knochen oder den verdorrten Leib zwischen den Sträuchern finden sollte. Einmal war das Kind sogar am Leben, halb verhungert und scheu, nur um sich an ihn zu schmiegen, nachdem er ihm etwas zu trinken und einen Happen zu essen gegeben hatte. Das Kind übergab er dem Fürstenhof Spatzensturz, wo es als Dienstmädchen arbeiten sollte.

In Zeiten drohenden Hungers häuften sich solche Fälle. Die sterblichen Überreste ausgesetzter Kinder säumten ihren Weg, während Simund, Piasus und Barutz ihren Tross begleiteten. Fryda war glücklich darüber, ein paar weitere Streiter an ihrer Seite zu wissen und dadurch einige Gefolgsmänner zurücklassen zu können, um den Hof und das Fürstentum zu beschützen. Zumindest auf diese Weise konnte Simund sich erkenntlich zeigen. Piasus gegenüber zeigte sie noch immer die kalte Schulter und er unterließ es, sich bei ihr einzuschmeicheln. Er war ihr in Erinnerung geblieben als der merkwürdige Mykerios, der sie während ihrer Trauer plötzlich aufgesucht und etwas davon erzählt hatte, ihren kürzlich verstorbenen Gemahl wiederzubeleben. Dass er dazu tatsächlich in der Lage gewesen wäre, musste sie nicht wissen.

Nicht nur das trübte Piasus' Stimmung, auch die Aussicht, Hedda bald wiederzusehen. Auf der einen Seite freute er sich, wie er selbst sagte.

»Eigentlich solle die Sache zu Ende sein«, erzählte er Simund am nächtlichen Lagerfeuer. »Ich hatte ihr gesagt, sie könne jederzeit zurückkehren und dann fangen wir ein gemeinsames Leben an. Wirklich geglaubt hatte ich nicht daran, doch ich wollte es versuchen. Mittlerweile hat sich das geändert ...«

»Arahea«, sagte Simund. »Du willst dich wirklich mit ihr niederlassen.«

»Hedda hat ihr Schiff. Und das Meer. Wie kann ich mit dem Meer konkurrieren?« Piasus lächelte traurig. Er war sich der Wahrheit in diesem Witz sehr bewusst.

Simund konnte kaum nachvollziehen, wie das sein musste. War da nicht die Schwester von Rodried, die ihn immer so sanft angelächelt hatte? Wie musste sie sich anfühlen zu hören, dass er jemanden aus den Goldsee-Städten geheiratet hatte?

»So, wie ich sie kenne«, und dabei kannte er sie nicht so gut, »wird Hedda sich mindestens genauso komisch vorkommen wie du.«

»Danke, das hilft.«

Simund zuckte mit den Schultern. »Ein guter Ratschlag will mir nicht einfallen.«

»Dann lass es sein«, sagte Barutz. »Mich langweilt das Gespräch auch. Und diese Reise. Wir sind schon seit Wochen schon unterwegs. Ich glaube, ich verabschiede mich bald und einen Eingang in die Unterwelt. Nehmt es mir nicht krumm, doch das viele Reiten ist nichts für meinen Hintern.«

Da wunderte sich Piasus. »Wolltest du nicht das Ende dieser Geschichte mit ansehen? Erfahren, wie alles ausgeht? Es ist nicht mehr weit, in einer Woche sind wir da. Eine Woche wirst du doch noch aushalten.«

Da focht Barutz mit sich selbst einen stillen Kampf aus, erwog unter Aufbietung seiner Geistes- und Vorstellungskraft jedes Für und Wider und kam schließlich zu dem Schluss: »Gut, eine Woche.«

Fryda hatte sich Sorgen um die Wölfe gemacht, obwohl ihr Vater den Wolfgeist vor geraumer Zeit in einer Höhle getötet hatte. Dennoch fürchtete sie weiterhin, die Rudel würden durch die Wälder streifen und ihnen bei ihrer Reise zum Königs-Thing auflauern. Stattdessen waren es Heuschrecken, die ihren Tross begleiteten. Zunächst waren sie lediglich lästig. Nervige Insekten, die bei ihrem Ritt um sie herumschwirrten und die Luft mit dem Geräusch ihrer Flügel erfüllten. Ein Schlag mit der flachen Hand reichte aus und sie waren verscheucht. Doch mit der Zeit wuchs ihre Zahl an und somit auch ihr Mut. Aus der Belästigung wurde ein regelrechtes Ärgernis und schließlich eine Gefahr für ihr Wohlergehen, denn die Insekten hatten es mit ihren gierigen Mandibeln auf ihre Vorräte abgesehen.

Getrocknetes Fleisch und Brot oder das Obst und die Beeren, die sie während der Reise sammelten – über all das versuchten sie jederzeit herzufallen, sobald sich eine Tasche auftat.

Fryda verbarg sich deswegen in einem Wagen, der eigentlich zum Transport ihrer Vorräte diente. Simund erfuhr, dass sie bereits Bekanntschaft mit diesem Heuschreckenschwarm gemacht hatte.

»Ich wette, es sind dieselben Heuschrecken«, sagte sie während einer Besprechung in der Nacht. Zur späten Stunde ließen die Plagegeister sie in Ruhe, weswegen sie ihre Mahlzeiten mittlerweile umgeben von Dunkelheit und am Lagerfeuer einnahmen. »Dieses plötzliche Auftauchen, das ungute Gefühl ...«

Sie sah sich mit erschrockenen Augen um, dann verfestigte sich ihr Ausdruck. »Der Wolf und der Rabe wurden bereits besiegt. Es heißt, in einem anderen Fürstentum wurde ein Geist getötet, der einem gewaltigen Eber glich. Es ist möglich, wir müssen sie nur aufspüren.«

»Wir sollen einen Geist des Waldes töten?«, fragte einer der Gefolgsleute. »Soweit wir wissen, konnten bislang nur die Kinder des Cherus sie besiegen. Ich weiß nicht, wer gegen irgendeinen Ebergeist gekämpft haben soll.«

Simund atmete tief ein und aus. Wieder fühlte er diese Last auf seinen Schultern. Doch diesmal war er besser vorbereitet und imstande, das Gewicht zu tragen. Auch wenn er nicht wusste, wie man gegen so ein Wesen kämpfen sollte.

»Ich werde Euch beschützen«, sagte Simund, »sollte der Geist uns angreifen. Ich weiß aber nicht, ob meine Keule überhaupt gegen ihn wirksam sein kann.«

»Es ist Cherus' Keule!«, rief ein anderer Gefolgsmann. »Natürlich wird sie schlimmste Wunden gegen ihn schlagen!«

Zustimmendes Gemurmel. Nun musste Simund ihren Vorstellungen gerecht werden. Dabei würde er einer Konfrontation am liebsten aus dem Weg gehen. Was war das nur für ein Feind, der Heuschrecken aussandte, um sie zu plagen?

»Wie gesagt: Sollte der Geist uns angreifen, werde ich uns verteidigen. Vor den Kreaturen der Wälder und der Nacht will ich nicht zurückschrecken, so wahr Cherus mein Vater ist. Wunder kann ich aber nicht versprechen.«

Fryda sah ihn bestimmt an. »Selbst mein Vater hatte einen schweren Kampf mit dem Wolfgeist und wie man sich erzählt, konnte die übermenschlich starke Hedda nur durch die Unterstützung der Fürsten Rodried, Forkmann und Thula den Rabengeist bezwingen. Einfach wird es nicht. Ich kann es Euch nicht übelnehmen, wenn Ihr den Kampf scheut.«

War das eine Herausforderung gewesen oder hielt sie ihn wirklich für einen Feigling? Piasus neben ihm zog scharf die Luft ein. Deutlich spürte er die vielen Blicke auf sich. Sie warteten auf eine Antwort.

Sie ließen ihm keine andere Wahl. »Ich werde nicht zurückschrecken«, sagte Simund, »und dem Geist entgegentreten, sollte er uns bedrohen. Und für den Frieden zwischen unseren beiden Familien, werde ich ihn umbringen, sollte die Fürstin das wünschen.«

»Ich werde nur Gutes über Euch berichten«, sagte Fryda. »Das hatte ich schon vorher. Doch wenn Ihr das tut, dann stehen wir in Eurer Schuld. Ich werde für das Wohl Eurer jungen Gattin und für Euren Erfolg bei dieser Herausforderung beten.«

Die Nacht verbrachten sie ungestört, doch am nächsten Tag schien das Schicksal geplant zu haben, ihn an seinen Worten zu messen. Die Heuschrecken weckten sie beim ersten Sonnenstrahl. Diesmal war es ein ganzer Schwarm, der es allerdings nicht auf ihr Morgenmahl abgesehen hatte. Stattdessen legten sich die Insekten über ihre Schlafstätten und Zelte, krabbelten über den Boden oder verbanden sich im Tanz über ihre Häupter. Zunächst erschrakten sie, entweder geweckt durch das Gesumme der vielen Insektenleiber, oder durch die überraschten Schreie der anderen. Doch nach und nach verstanden sie, dass die vielen Heuschrecken ihnen diesmal nichts Übles tun wollten und ihre Vorräte gänzlich in Ruhe ließen. Sie hatten sogar Zeit, sich über das merkwürdige Verhalten in Ruhe zu bereden.

Dann wies einer aus dem Gefolge in die Richtung des Waldes: »Ich glaube, sie kommen von dort. Ihre Schwärme sind in dieser Richtung am dichtesten.«

Simund hatte letzte Nacht den Mund sehr voll genommen. Nun war es an der Zeit, den Worten Taten folgen zu lassen. Er wusste, welche Erwartungen auf ihm ruhten.

»Das könnte eine Falle sein«, sagte Piasus, der misstrauisch in die angezeigte Richtung mit den dichten Schwärmen schielte. »Das Verhalten der Heuschrecken ist zu unnatürlich. Wenn sie uns angreifen und schaden wollten, dann würden sie das einfach machen.«

»Dann bleibt ihr hier«, antwortete Simund. »Das wäre besser. Dann muss ich mir keine Sorgen um euch machen. Auch du, Barutz, und das gesamte Gefolge.« Er biss ein Stück trockenes, hartes Brot ab, welches die Heuschrecken ihm ohne Streit überließen. »Ich mache mich fertig.«

Piasus verschränkte die Arme und schaute missmutig drein. »Ich habe keine Lust, gegen einen bösen Geist zu kämpfen, der eine solche Plage befiehlt. Aber dich alleine zu lassen ... Nein, das schickt sich nicht. Ich bin nicht nur hierhergekommen, um dir bei der Arbeit zuzusehen. Hin und wieder brauchst auch du etwas Hilfe und Unterstützung.«

Barutz spannte seine Armbrust. »Ja, soll ich hierbleiben und das Lager bewachen, während diese Dinger mir über den Kopf herumschwirren? Dann helfe ich lieber dabei mit, den Grund für das Geschwirre zu beseitigen.«

»Ich kann euch beiden euren Willen nicht nehmen«, sagte Simund mit einem Lächeln. »Und euren Mut werde ich brauchen. Das Gefolge kann hierbleiben. Und Fürstin Fryda: Ich hoffe, Ihr spracht nicht zu leichtfertig von Gebeten.«

Kapitel 63, Simund

Das Land fiel stetig ab, sie traten in eine breite, brackige Mulde. Der Dunst des stehenden Wassers stieg ihnen in die Nase, während die Frösche über den Lärm der Heuschrecken hinweg zu quaken versuchten. Die grünen Hüpfer flohen vor ihren Stiefeln in tiefe Tümpel und zeigten ihnen somit an, wo sie besser nicht hintreten sollten. Von den Heuschrecken ging weiterhin keine Bedrohung aus, auch wenn der Anblick der sich verdichtenden Insektenmasse über ihren Köpfen nicht gerade ermutigend war. Was konnte eine einfache Holzkeule, so göttlich sie auch war, gegen solche Mengen an kleinen Leibern und Beißern ausrichten?

Seinen beiden Gefährten musste es ebenso gehen. Sachte setzten sie einen Fuß nach dem anderen, sodass der Boden schmatzende Geräusche von sich gab. Barutz hielt seine Armbrust bereit, die Sehne gespannt und der Pfeil auf den Abschuss wartend. Piasus schaute mehr in den verdunkelten Himmel als auf den Weg vor sich. Worte wechselten sie – wenn überhaupt – nur wenige, wobei sie leise sprachen, als ob die Heuschrecken über ihnen mithörten. Wer sagte denn, dass sie das nicht konnten?

Es ging tiefer in den Sumpf hinein, das Brackwasser reichte ihnen über die Knöchel, ein jeder Schritt ging mit dem Heben der Knie einher, und das Summen der Heuschrecken verdichtete sich zu einem einzigen, lauten Schwall. Noch hielten sie respektvollen Abstand zu ihnen, auch wenn sie den Himmel mittlerweile gänzlich bedeckten.

»Mir kommt gerade in den Sinn«, sagte Piasus, »wie sehr wir in der Unterzahl sind.«

Barutz und Simund sahen ihn beide an. Piasus zuckte mit den Schultern. »Ich habe gelesen, ein guter Witz während einer schwierigen und angespannten Lage zeugt von Mut und einem besonnenen Verstand.«

Simund wandte sich wieder dem Weg vor ihm zu.

»Ich habe da einen Besseren«, sagte Barutz. »Was ist laut, nervt und hält nicht die Klappe?«

»Das sind entweder die Heuschrecken über uns oder ich.«

»Nein, das bist ... Jetzt weiter mit dir! Je eher wir die Dinger los

sind und das Heuschreckenproblem gelöst haben, desto besser.«

Erst dachte Simund darüber nach, dann besprachen sie sich, ob sie nicht zurückkehren sollten. Denn sie wussten ja nicht, ob der Ursprung dieses sich unnatürlich verhaltenden Schwarms sich tatsächlich hier befand. Vor ihnen erstreckte sich ein weiter Sumpf und das Vorankommen gestaltete sich immer schwieriger. Die Dünste, die penetrant in ihre Nasen stiegen, versprachen Krankheit und Siechtum. Und die Heuschrecken führten weiterhin ihren Tanz über ihren Köpfen aus. Eine Zeitverschwendung, fand vor allem Barutz. Dem reichte das braune Gewässer bis zum Bart, den er über der Schulter trug, um die Zipfel von dem übelriechenden Nass zu schützen.

Als selbst Simund der Meinung war, hier seine Zeit zu verschwenden, löste sich der Heuschreckenschwarm auf. Die Insekten flogen in eine Richtung, tiefer in den Sumpf hinein, und sammelten sich auf einer Erhebung. Für Simund sah es wie ein kleiner Hügel aus, doch bemerkte er eine Bewegung. Sie waren am Ziel angekommen.

Für einen Moment standen sie wie versteinert da, denn eine riesige Heuschrecke stakte mit ihren vielen Beinen auf sie zu.

Es sprach sie mit einer höflichen, männlichen Stimme an, während die Mandibeln freudig zuckten. »Willkommen und fürchtet Euch nicht. Wen sehe ich da? Einen Recken des Reichs Merow, einen Zwerg aus den Gefilden darunter, und eine Person in mir unbekannter Tracht. Sagt mir, dass Ihr die seid, die ich treffen wollte. Wenn nicht, dann übersendet dem Sohn von Cherus meine Nachricht.«

Simund fasste sich ein Herz und fragte frei heraus: »Und welche Nachricht soll das sein?«

»Ich suche Frieden mit den Menschen von Merow.«

»Der Frieden stellt die Felder, Ernten und Vorräte nicht wieder her. Die Menschen dieses Landes leiden wegen euch Geistern. Wie könnt ihr das wiedergutmachen?«

»Das will ich nur mit dem Sohn des Cherus besprechen ... hmmm.« Der riesige Insektenkopf mit seinen vielen Augen kam näher. Simunds Gefährten machten einen Schritt zurück, doch er hielt sich standhaft. Simund sah sein eigenes Spiegelbild in den

Augen. Ein Kopf kam zwischen den Kauwerkzeugen hervor und schaute ihn interessiert an. »Eine einfache Holzkeule? Ich schätze, ich habe gefunden, wen ich gesucht habe.«

Die riesige Heuschrecke nahm wieder Abstand. Allerdings stakte es dabei durch den Sumpf und umrundete sie mehrmals, während sie weitersprach.

»Ja, mit Euch wollte ich sprechen. Euch, oder dem anderen Cherus-Kind, welches sich König nennt. Frieden wollte ich Euch anbieten. Und tatsächlich, wir haben uns sattgefressen, das steht außer Frage, und viele Felder geleert. Dort, wo jetzt nichts mehr wächst, werden Menschen sterben. Das lässt sich nicht rückgängig machen. Was wir angerichtet haben, wird für lange Zeit eine Narbe im Antlitz von Merow hinterlassen.«

»Die Merowa wollen Vergeltung«, sagte Simund. »So regeln wir das unter uns. Wenn jemandem ein Schaden zugefügt wird, dann muss derjenige, der dafür verantwortlich ist, dafür aufkommen. Oder mit dem Blut bezahlen. Also, wie habt ihr euch diesen Frieden vorgestellt?«

Das Gesicht kam wieder näher und lächelte ihn an. »Weil es schlimmer kommen könnte. Ich habe sie zurückgehalten, weil der Wolf es so wollte. Viele Fürsten habe ich verschont. Das gehörte zum Ränkespiel des Wolfs und dieses anderen Cherus-Kindes, das Ihr Sartur nennt. Doch, so sehr wir uns auch an den Feldern und Ernten gelabt haben, hungern wir trotzdem nach mehr. Nun ist der Wolf nicht mehr und wir sind frei zu tun, was uns beliebt. Also, Cherus-Kind, was wäre Euch lieber? Wenn wir über die verbliebenen Vorräte der Merowa herfallen oder wenn wir uns mit dem begnügen, was wir bereits in unseren Mägen verdaut haben?«

»Ihr droht uns«, hielt Simund dagegen. »Das ist kein Friedensangebot, das ist die Androhung weiterer Auseinandersetzungen.«

Die riesige Heuschrecke legte sich vor ihnen in den Sumpf, sodass das brackige Wasser im Schwall zu ihnen schwappte. »Legt es aus, wie Ihr wollt. Das ist jedenfalls unser Angebot. Ihr solltet weise genug sein, die Gelegenheit zu ergreifen und weiteres Leiden zu verhindern.«

»Das könnte ich auch, indem ich Euch hier und jetzt erschlage«,

sagte Simund und deutete mit der Keule auf das Wesen. Piasus fasste ihn an der Schulter, doch Simund schüttelte ihn ab.

»Vielleicht könntet Ihr das«, sagte die Riesenheuschrecke mit dem Menschengesicht. »Das würde die anderen Geister des Waldes aber nicht erfreuen. So etwas wie Rache ist uns fremd. Es stört uns nicht, wie Ihr den Raben und den Wolf erschlagen habt. Die kommen eh irgendwann wieder. Wenn Ihr mir aber den Krieg erklärt, dann auch all den anderen. Glaubt mir, das wollt Ihr nicht.«

Simund ließ die Keule sinken. »Darum wollt ihr Frieden? Fürchtet ihr euch vor uns?«

»Furcht ist etwas, an dem wir uns laben. Die Zerstörung unserer physischen Hülle ist nur temporär und so ist unsere Furcht. Wovor sollten wir uns fürchten?«

»Vor dem Machtverlust«, warf Simund ein.

Da sah das Menschengesicht ihn lange zwischen den Mandibeln an. Die Kauwerkzeuge zuckten nicht mehr, sie hingen schlaff herab. Langsam wandte sich der übergroße Körper in seine Richtung.

»Ein offener Krieg zwischen den Menschen und uns Geistern des Landes«, sagte die Heuschrecke, »wäre lang, blutig und schlimmer als das, was Euer Volk bisher durchgemacht hat.« Vielleicht gewinnt Ihr am Ende. Doch wisst, dass wir niemals wirklich verschwinden. Jeder Schatten im Wald, jedes Rascheln einer Baumkrone, jede Unterseite eines Felsens, jeder Graben, Tümpel, jede Höhle oder Berg könnte unsere Zuflucht sein. Orte, an denen wir mit erneuten Kräften unsere Pläne schmieden. Wenn Ihr uns tatsächlich töten wollt, dann müsst Ihr Merow töten.«

Dann gluckste das Menschengesicht vergnügt. »Die Orks wären Eure besten Verbündeten in diesem Unterfangen gewesen. Doch die kommen so schnell nicht wieder. Auch daran hatten wir unseren Anteil. Sie brachten Speisen und Vorräte aus Ländern mit, die wir noch nie gekostet hatten.«

Simund fühlte sich eigentlich nicht berufen, solche schwerwiegenden Entscheidungen im Namen aller Merowa zu treffen. Das war Sache des Königs oder zumindest eines anderen Fürsten. Und warten, bis Simund die Angelegenheit vor dem Königs-Thing vortrug, wollte der Heuschreckengeist auch nicht. Daher schien es ihm die weiseste

Wahl, dem Friedensangebot zuzustimmen.

Fryda und ihr Gefolge pflichteten ihm bei. Sie hätte nicht anders entschieden. Nicht nur deswegen war die Stimmung gehoben, auch die Heuschrecken belangten sie nicht weiter. Kein Gesumme und lautes Zirpen bedrängte ihre Ohren und ihre mannigfaltigen Leiber bedeckten nicht mehr den Himmel. Ohne Furcht, dass plötzlich ein Insekt zwischen ihren Zähnen steckte, konnten sie in ihre Vorräte beißen.

Auch sonst war die letzte Woche ihrer Reise zum Königs-Thing ereignislos und ohne Beschwerden. Doch je näher sie dem Thing-Platz kamen, desto verschlossener und stummer wurde Simund. Nun würde sich alles entscheiden und sich sein Schicksal offenbaren. Dann war das Land sich selbst überlassen und die Merowa konnten ihren eigenen Weg gehen, ohne die Cherus-Kinder. Das hoffte er zumindest.

Kapitel 64, Simund

Wenn sich die Brega trafen, so hatte Simund von Hedda erfahren, dann, um Handel zu treiben, sich über Geschichten und Geschehnisse auszutauschen und sich zu kleinen Flotten zu organisieren. Oder sie waren auf der Suche nach einer Mannschaft oder einem Schiff, auf dem sie sich verdingen konnten. Die Mykerios trafen sich zu Gelagen und zu Vorträgen, schauten einem Theaterspiel zu oder berieten sich in den Versammlungen über das Schicksal ihrer Städte.

Die Merowa trafen sich zum Kriege und um Streit zu schlichten. Um nichts anderes ging es bei den Thingen und dem großen, alljährlichen Königs-Thing. Hier legten sie Streitigkeiten bei, indem der König oder ein Fürst Gericht sprach und zwischen den Parteien vermittelte. Und hier hielten sie, unter dem wachsamem Auge und der Schirmherrschaft des Cherus, ihre Zweikämpfe ab für die Zwiste, die sich nicht mit Worten beilegen ließen.

Und dafür war Simund gekommen. Jeder wusste es, an dem er vorbeiritt, die ihn grüßten oder ihn nur ehrfürchtig anblickten. Er musste an vielen Recken vorbeigeritten sein, die im letzten Krieg auf der anderen Seite gekämpft hatten, dennoch spürte er keine Feindseligkeit. Fürsten der Merowa, die Hartried die Treue geschworen hatten, hoben die Hand zum Gruß und priesen Cherus. Manche von ihnen hatten Gefährten und Freunde, Verwandte oder gar Söhne in dem letzten Konflikt verloren. Auch er hob die Hand zum Gruß und richtete ein freundliches Wort an sie. Er wünschte, er hätte sich mit den Fürsten der Merowa besser ausgekannt. Rodried hätte ihm bestimmt geholfen, wäre er hier. Simund sah auch viele, die zuvor an seiner Seite gekämpft hatten. Die für ihn gekämpft hatten, damit er Merows Herrscher werden konnte, und erinnerte sich an ihre Namen und ihre Taten.

Seine Ankunft machte schnell die Runde in der Thing-Versammlung, und so dauerte es nicht lange, bis er und seine beiden Reisebegleiter von den Pferden stiegen und sich mit ihren Liebsten verbanden. Rodried und Simund fassten sich an die Unterarme, klopfen sich auf die Rücken und drückten sich einmal fest. Kurz tauschten sie Worte über ihre Erlebnisse aus, die sie nur andeuten

konnten.

»Ach was!«, staunte Rodried, als Simund ihm von dem Kampf in Akleion berichtete. Den kurzweiligen Tod seiner geliebten Kadeira ließ er erst einmal aus.

»Wie tragisch«, sagte Simund, nachdem Rodried ihm von Thulas Tod erzählt hatte.

Da trat seine Schwester hinter dem breitschultrigen Rodried hervor. Ihre Umarmung währte lange, umso weniger Worte benötigten sie für ihr Wiedersehen. Nur eines musste Simund ihr mitteilen: »Du wirst bald Tante«, flüsterte er.

Rodried war überrascht darüber, wie überrascht Melinde auf diese geflüsterten Worte reagierte, und wollte sofort erfahren, worum es ging.

»Was ist?«, verlangte er zu wissen.

»Später«, sagte Simund und zwinkerte ihm zu. »Alles später.«

Weniger herzlich, dafür reichlich verhalten, begrüßten sich Piasus und Hedda. Einen Moment schien es auf einen Kuss hinauszulaufen, dann starrten sie aneinander vorbei.

»Schön, dich zu sehen«, sagte schließlich der wortgewandte Piasus.

»Ja, dich auch«, war Heddas vielsagende Antwort.

Simund wunderte sich, denn Piasus hatte die ganzen Wochen auf der Reise hierher Zeit gehabt, sich etwas Besseres einfallen zu lassen. Nun standen sie wie ein schüchterner Bube und eine jungfräuliche Magd voreinander.

»Oh, ich hab euch alle so lieb!«, rief Barutz dazwischen. »So, da wir das abgeschlossen haben, kriege ich was zu trinken? Es heißt doch, ihr Merowa trinkt bei euren Thing-Treffen fässerweise Bier und Met. Da bekommt man sicherlich als Gast auch etwas.«

»Du bist durstig, Freund Zwerg?«, fragte Rodried.

»Nein, nur so erpicht darauf, an eurer großartigen Kultur teilhaben zu dürfen ... Wir sind den ganzen Tag geritten, natürlich bin ich durstig.«

»Ich bin geritten«, sagte Piasus. »Aber wenn das Gepäck was trinken will, dann lasst es trinken.«

Barutz versetzte ihm einen Tritt gegen die Wade.

Da wunderte sich Hedda, wer da hinter ihnen angeritten kam. Sie

machte dem Pferd Platz, auf dem die Fürstin Fryda mit erhobenem Haupt an ihr vorbeiritt. Die Tochter des Königs würdigte Hedda eines flüchtigen Blickes, der dann Piasus ebenso wenig erfreut streifte und schließlich an Melinde hängen blieb. Da hellte sich ihre Miene auf und sie stieg vom Pferd, während ihr Tross Halt machte.

»Ihr seid wohlauf«, sagte Fryda. »Das freut mich. Wir ebenfalls, so gut es eben ging. Skedwinna ist auch wohlauf, wenn Ihr wissen wollt.«

»Natürlich!«, rief Melinde auf.

Fryda bedachte sie mit einem Lächeln: »Wollt Ihr die Kleine sehen? Sie ist sicher in Bärenschlucht, die Reise konnte ich ihr nicht zumuten.«

»Ich nehme an, ihr seid zusammen gereist?«, sagte Melinde leise an Simund gewandt, während Fryda ein paar Worte mit ihrem Gefolge wechselte. »Das passt nur zu gut zu dir. Es wird Hartried aber nicht milder stimmen.«

»Das ist auch nicht notwendig«, sagte Simund. Er schaute zu Fryda und ihre Blicke kreuzten sich. Sie beide wurden sich mit einem Male bewusst, weswegen sie hier waren, und ein Schleier der Trauer glitt über ihre Züge. Gleichzeitig erinnerte sich Simund daran, was sie über den König der Merowa gesagt hatte. Wie sehr er nach seinem letzten Abenteuer mit dem Wolf gealtert war. Nicht nur war er schwer verwundet zurückgekehrt, sein Kampfgeist schien auch schwächer zu sein. Das jedenfalls hatte ihm Fryda berichtet.

»Nichtsdestoweniger«, sagte Simund, »werden wir diese Angelegenheit in den kommenden Tagen beenden. Auf eine Art und Weise, die Cherus stolz machen wird.«

»Wir müssen weiter«, sagte Fryda. »Ich will mich mit meinem Vater treffen, bevor das Thing offiziell beginnt. Simund, es war mir eine Freude und eine Ehre, mit Euch zu reisen.«

»Ganz meinerseits«, sagte er und meinte es auch so.

»Doch wie meine Familie und ich über Euch denken werden«, fuhr sie fort, »darüber sollen Eure Taten hier auf diesem Thing entscheiden. Denkt nicht nur an Cherus. Denkt auch an die Menschen.«

Sie verabschiedete sich knapp und stieg dann wieder auf ihr Pferd. Nacheinander setzte sich der Tross in Bewegung und zog an

ihnen vorbei.

»Das hätte sie auch herzlicher formulieren können«, dachte Piasus laut. »Also, ein Thing der Merowa! Das wird vielleicht aufregend! Ich bin wohl der erste Mykerios überhaupt, der an dem Königs-Thing teilhaben darf. Und keine Sorge, ich werde eure Rituale und Gebräuche nicht stören, sondern nur als stiller Beobachter ihrer andächtig sein, während ich mir ein Urteil über euer Volk erlaube.«

»Aber urteile nicht ungerecht«, mahnte Rodried. »Du bist nicht nur Besucher des Königs-Things, sondern auch Gast des Fürstenhauses Spatzensturz, dessen Fürst gerade mit dir spricht. Und die Gastfreundschaft ehrt man. Ich habe auch nie schlecht über Daedlus gesprochen, auch wenn ich vieles an der Lebensweise der Mykerios auszusetzen habe.«

Piasus verbeugte sich vor dem jungen Fürsten. »Ich werde den Barden mimen und nur lobpreisend über Euer Haus singen, mein Fürst. Doch dafür will ich auch verköstigt und umsorgt werden, wie es sich für einen Barden am Hofe eines Merowa-Fürsten gehört.«

»Pah«, machte Rodried und lachte. »Er kennt unsere Schwachstellen, das ist nicht gut.«

Kapitel 65, Simund

Sie waren die Fürsten und ihr Gefolge. Ein Bruchteil des gesamten Merowa-Volkes, dennoch repräsentierten sie all die Bauern, Jäger, Viehzüchter und Fischer; Krieger, Barden, Schmiede und Handwerker; Bedienstete, Minenarbeiter, Weber; Adlige, Stammesführer, Freie, Vermögende und Arme. Und stellvertretend für sie beobachteten sie zwei Söhne des Cherus, wie sie sich über den Thing-Platz musterten.

Fryda hatte nicht gelogen: Simund sah Hartried gealtert, den rechten Arm in einer Schlinge. Seine Bewegungen und seine Stimme besaßen noch immer die alte Autorität und Stärke, die ihn als König der Merowa ausmachten. Gleichzeitig glaubte Simund, etwas von dem immerzu schwelenden Zorn zu vermissen. Er verbrachte viel Zeit mit seiner Gemahlin, Gunlaug und seiner Tochter, bevor er sich auf den Platz begab und das Thing ankündigte. Der Steppen-Elf, dieser Aziles, hielt sich im Hintergrund und beobachtete still und interessiert das Geschehen.

»Eine Gefahr ist gebannt, dennoch stehen uns schwere Zeiten bevor. Cherus lächelte auf uns herab, als wir den Orks entgegentraten und ihre gewaltige Armee zu Füßen des Drachenwirbels zerschmetterten!«

Die Merowa klopfen sich auf die Schilde, wie ein Donnerschlag rollte es über den Thing-Platz.

»Dennoch, trotz dieses glorreichen Sieges, werden die kommenden Monate beschwerlich sein. Ungeziefer, Ratten und Heuschrecken haben unsere Felder verwüstet und unsere Vorräte verzehrt. Ein Hungerwinter, ein Knochenwinter steht Merow bevor. Doch nicht alle Fürstentümer sind davon gleichermaßen betroffen. Auf diesem Thing wollen wir uns darüber verständigen, wie wir einander unterstützen und das Leid des anderen mindern können. Denn wozu ist diese Vereinigung der Fürsten und Stämme sonst gut? Nicht nur im Falle eines Angriffs von außen wollen wir beisammen stehen. Auch bei Schwierigkeiten und Nöten im Inneren von Merow, wollen wir uns helfen und dem anderen geben, was wir erübrigen können.«

Die Zustimmung war überwältigend. Sie klopfen nicht nur auf die Schilde, auch laute Rufe ertönten, die den Namen des Königs und ihres Gottes Cherus priesen. Gleich mehrere Fürsten versprachen, einen Teil ihrer Vorräte abzugeben, während andere verkündeten, im nächsten oder die darauffolgenden Jahre Wiedergutmachung zu leisten. Es gab keinen Zweifel, in dieser Sache waren sie sich einig. Simund fragte sich nur, wie sie das alles organisieren wollten.

Auch darauf wusste Hartried eine Antwort: »Ich will daher, dass Ihr Fürsten dieses Thing nutzt, um Euch untereinander abzusprechen. Mehrere Tage werden wir dafür aufwenden. Ich selbst kann in dieser Sache wenig entscheiden, denn nur die Fürsten selbst werden wissen, wie es um ihr eigenes Reich bestellt ist. Überlasst es mir, die Reihenfolge zu bestimmen. Dann ergibt sich der Rest.«

»Was ist mit der Bedrohung?«, rief einer der Fürsten. »Die Hungersnot ist eine Sache, doch was ist mit den Dämonen, die in den Wäldern und Schatten lauern? Müssen wir nach Helden ausrufen, die durch das Land ziehen und sie niederstrecken?«

Viele Blicke ruhten dabei auf Simund, andere auf Hartried und Gunlaug.

»Ich habe da jemanden«, unterbrach ein Fürst, »der etwas Licht in diese Sache bringen kann.«

Es war Wardrun, der Fürst von Krähenwut, der vorgetreten war und das Wort an den König gerichtet hatte.

Der strafte ihn sogleich mit einem misstrauischen Blick und der zusammengezogenen Braue. Dann tauschte sich Hartried kurz mit Gunlaug aus.

»Er soll reden«, sagte der König.

Wardrun machte jemandem Platz, der das Königs-Thing in Staunen versetzte. Die meisten hatten Sartur nie gesehen, doch die, welche ihn erkannten, ließen seinen Namen durch die Menge von Mund zu Mund wandern. Sein Auftauchen sorgte für Verwunderung und unverhohlenen Zorn.

»Dafür gibt es hoffentlich eine gute Erklärung!«, rief Hartried. »Sartur, deine Stimme wird dieses heilige Thing nicht beschmutzen, es sei denn, du sprichst nichts als die Wahrheit!«

Sartur hob beschwichtigend die Hand und lächelte müde. »All das

will ich schwören und noch viel mehr. Wenn Ihr es wollt, mein König, dann richtet die Klinge auf mich, während ich alles erzähle. Und habt Ihr das Gefühl, meine Stimme und Worte würden ihre dunkle Macht entfalten, dann erschlagt mich an Ort und Stelle.«

Gemurmel unter den Gefolgsleuten, alle warteten auf die Antwort des Königs.

»Ich verbürge mich für ihn«, sagte Wardrun, »und schwöre auf das heilige Königs-Thing. Rodried wird mir da zustimmen.«

Der junge Fürst war zunächst nicht darauf vorbereitet. Da musste er vortreten, sich räuspern und sich für einen Moment sammeln. »Sartur hat den Dämonen und Geistern abgeschworen, dafür haben Melinde, Hedda und ich gesorgt. Ich denke nicht, dass er das Thing missachten wird.«

»Nun gut«, sagte Harried. »Tretet vor und berichtet uns. Ich werde mich nur zufällig in Eurer Nähe aufhalten und meine unverletzte Hand am Schwertgriff ausruhen.«

Gelächter bei den Gefolgsleuten, die Stimmung lockerte sich.

Sarturs Geschichte war lang und ausführlich. Niemand störte sich daran, denn sie alle waren begierig zu hören, was der älteste Sohn des Cherus zu den Dämonen und seiner Rolle bei dem Spiel zu sagen hatte. Es fing mit seiner Verstoßung durch den göttlichen Vater an und ging zur Verbannung über, wo er in den Tiefen des merowschen Waldes auf den Wolf mit dem Menschengesicht stieß.

»Doch das war nicht das erste Mal, dass der Wolfgeist und wir zusammentrafen. Er war mir schon lange gefolgt, war um mich herumgeschlichen, lauerte in den Schatten auf eine Gelegenheit. Seine dunklen Einflüsterungen hatten mich dazu veranlasst, die Kraft meiner Stimme zu missbrauchen und die Tragödie auszulösen, wegen der Cherus mich verstieß. Ich will keine Schuld von mir weisen, noch erbitte ich euer Mitleid oder Verständnis! Doch der Wolfgeist hatte so vieles vor vielen Jahren geplant, das mit dem Eintreffen der Orks Wirklichkeit wurde. Das hatte mir Melinde offenbart, indem sie mir eine Vision der Götter zeigte. Nur unser göttlicher Vater wusste nichts davon, denn der Geist hielt sich von mir fern, wenn er in der Nähe war, und seine menschliche Gestalt trübte seinen Sinn.«

Das erregte großen Unmut bei den Freien und den Fürsten.

Hartried musste sie auffordern, Ruhe zu geben. Mittlerweile waren Bier und Met in nicht unbeträchtlichen Mengen geflossen. Auch Simund und seine Gefährten gönnten sich jeder einen Krug.

Sartur fuhr fort und berichtete über seine Vorbereitungen und seine Verhandlungen mit den verschiedenen Dämonen und Geistern der Wälder, Moore, Berge und Höhlen. Wie er aufrichtig vorhatte, das Land zu beschützen und gleichzeitig die Menschen vom Cherus-Glauben abbringen wollte, was ihm einigen Unmut bei den Freien und Fürsten einbrachte.

»Cherus wollte keinen göttlichen Sohn auf dem Thron! So jedenfalls dachte ich, so interpretierte ich die Wahl von Doderried zum neuen König. Vielleicht waren es wieder die Einflüsterungen des Wolfes, doch ich glaubte, ich würde in seinem Sinne handeln!«

Das änderte sich mit der Zeit. Je mehr er mit den Wesen der Wildnis zu tun hatte, desto mehr wollte er sie zu den neuen Göttern der Merowa erheben. Sartur gab zu, das zu bereuen.

»Ich glaubte, Cherus' göttlichen Willen verstanden zu haben und sah mich berufen, die anderen Cherus-Kinder für ihr Vergehen zu bestrafen. Das war ein Fehler, eine große Anmaßung. Und nachdem ich alles erzählt habe, mag das Thing über mich richten, wie es ihm beliebt.«

»Was ist nun mit den Dämonen?«, fragte ein Fürst. »Was ist mit der Gefahr, die das Land bedroht?«

»Der Wolf ist besiegt«, ging Hartried dazwischen. »Laut Eurem Bericht nahm er eine wichtige Stellung zwischen diesen Wesen ein. Wie werden die anderen sich verhalten, nachdem ich ihn vernichtet habe?«

»Sie sind frei zu tun, was ihnen beliebt«, antwortete Sartur. »Für manche dürfte sich nichts ändern, andere dürften froh über das vorübergehende Ableben des Wolfs sein.«

Nun war die Zeit für Simund vorzutreten. Es war sein erstes Königs-Thing, er wusste eigentlich nicht, wie man sich verhalten sollte. Eigentlich bestand kein Unterschied zu den Thingen in Spatzensturz, nur war alles größer, wichtiger. Fryda kam ihm zuvor. Sie trat hinter Hartried auf den Platz.

»Simund kann uns Näheres darüber erzählen. Er hatte mit einem

von ihnen gesprochen.«

»Es ist Zeit«, sagte Simund zu sich selbst.

»Spreche mit Stolz«, sagte Rodried, »und mit starker Stimme. Du schaffst das.«

Piasus klopfte ihm auf die Schulter. »Sag ihnen einfach, wie es sich verhalten hat. Die Merowa mögen es direkt. Verzichte auf die verschlagenen Techniken mykerinischer Redekunst.«

Hedda gab ihm einen Stoß nach vorne. »Vergiss, was Piasus gesagt hat, und sei einfach nur du selbst.«

Und das tat er. Er musste nur davon erzählen, was sich mit dem Heuschreckengeist zugetragen hatte und wie er stellvertretend für die Merowa Frieden mit ihnen geschlossen hatte.

Mit Staunen hörten sie ihm zu. Seine Stimme erreichte ihre Ohren und ihre Herzen. Die Zwischenrufe der Fürsten und der Freien blieben aus. Stattdessen warteten sie bis zum Ende seiner Erzählung und beobachteten den jüngsten Sohn des Cherus. Für viele war es das erste Mal, dass sie ihn aus der Nähe sahen.

»Das ändert nichts an unseren leeren Vorräten und Feldern«, schloss Harried, nachdem Simund sich wieder eingereiht hatte. »Wir müssen uns weiterhin darüber verständigen, wie wir die geschwächten Fürstentümer unterstützen. Doch damit ist dieser Teil des Things beendet. Es sei denn, jemand anderes will noch etwas beitragen.«

Niemand trat vor und damit war es beschlossen.

»Der nächste Punkt«, fuhr Harried fort. »Letztes Jahr, beim Königs-Thing, habe ich Euch Fürsten Zeit gegeben, über eine wichtige Sache zu entscheiden: Wer wird der nächste König von Merow? Ich habe Euch vorgeschlagen, das Königtum an das Cherus-Geschlecht zu binden. Anstatt nach dem Tod des Königs über einen neuen obersten Herrn abzustimmen, geht die Krone an den ältesten Sohn, und dann an seinen Nachfahren, und dann an seinen Nachfahren und so weiter. Mein Geschlecht hat viel für dieses Land getan und wir haben die Orks zurückgeschlagen, wie ich beim letzten Thing versprochen hatte; mein Sohn Gartmund wird seit seiner Geburt auf diese Aufgabe vorbereitet; und das Blut von Cherus ist ein wichtiger Bestandteil dieses Landes. Doch es ist nicht an mir, allein

darüber zu entscheiden. Ich achte die Stimme der Fürsten.«

Hartrieds und Simunds Blicke trafen sich. Er erwartete seine Antwort, noch bevor die Fürsten abstimmen konnten. Denn noch immer bestand Simunds Anspruch auf den Thron, sollte er dieses neue Gesetz durchbringen.

Er trat vor, atmete tief ein und sprach mit lauter Stimme: »Es gibt noch eine Sache, die wir klären müssen.«

Kapitel 66, Simund

Simund erinnerte sich an die Unterweisung durch seinen Vater. Wie Cherus davon erzählte, ein Duell würde alles entscheiden. Nur zwei Kämpfer brauchte es, um das Schicksal von Völkern zu bestimmen. Ob er Hartried die gleiche Lektion erteilt hatte? Ob auf seinen Schultern ebenfalls die Bürde des Schicksals lastete und ihm eine eiserne Hand das Herz zudrückte, wie Simund sich gerade fühlte? Der König besprach sich mit seiner Frau und seiner Tochter, während sein Halbbruder (ihr gemeinsamer Halbbruder ...) ihm Schild und Schwert überreichte. Währenddessen sog der Steppen-Elf Aziles jedes Detail auf, nicht mehr nur interessiert dreinblickend, sondern auch mit Ehrfurcht und Ernst. Nicht anders verhielt es sich mit den Freien und Fürsten des Things. Trotz des gestiegenen Bierverbrauchs war es mit der Geschwätzigkeit und der frohen Stimmung vorbei. Stattdessen herrschte eine andächtige Stille, wie bei einem heiligen Ritual.

»Er ist verletzt«, sagte Hedda mit verschränkten Armen. »Und er hat seinen Königskeil nicht mehr. Und was hatte Fryda noch gesagt? Er ist alt und schwach geworden. Simund, du schaffst das.«

»Ja«, sagte Simund tonlos.

»Ihr wart euch schon bei der Schlacht ebenbürtig«, sagte Rodried. »Damals habt ihr lange inmitten der Krieger gekämpft. Nur wegen seines Königskeils konnte er die Oberhand gewinnen. Deswegen musste ich eingreifen. Doch mit deiner Keule und deinem Zwergenschild bist du ihm jetzt überlegen. Und jünger, und unverletzt.«

»Richtig«, sagte Simund. Er schnallte sich den Schild um den Unterarm und wog die Keule in der Hand. Sie fühlte sich leicht und gut ausgewogen an. Wie immer, wenn er das Richtige tat.

»Mach dir seine Verletzung zunutze«, riet Piasus. »Hau ordentlich auf seinen Schwertarm drauf. Er wird ihn nicht lange halten können. Wenn er es nicht mehr wagt, damit nach dir zu schlagen, dann kannst du dich darauf konzentrieren, seinen Schild zu zerschmettern. Dann ist es vollbracht.«

»Das wäre eine Strategie«, pflichtete Simund bei.

»Simund, sieh mich an«, sagte Melinde. »Alles, was bisher geschehen ist; alles, was die Götter mir in den Visionen mitgeteilt haben; das alles läuft auf diesen Moment hinaus. Zögere nicht und lasse keine falsche Mildtätigkeit walten. Das ist ein Duell, ihr habt es abgemacht, ihr werdet um die Krone kämpfen. Was danach kommt, das entscheidest du.«

Dabei wusste er es schon. Seine Entscheidung war längst gefallen. Doch bevor er sie in die Tat umsetzen konnte, musste er diesen Kampf gewinnen. Und dann konnte er heimkehren, zu Kadeira und ihrem gemeinsamen Kind. Ein neues Leben anfangen. Und alle anderen würden ihre Wege gehen, so wie es das Schicksal mit ihnen wollte.

Hartried war bereit zum Kampf. Bevor es aber dazu kam, ließ er die Menge noch einmal wissen, worum es hierbei ging: »Simund, der jüngste Sohn des Cherus, und ich, König der Merowa, haben dieses Duell vereinbart. Das geschah nach der Schlacht mit den Orks, als wir den Krieg beilegten, der denselben Grund hat wie dieser Zweikampf: die Herrschaft um Merow. Um die Krone sind wir in den Krieg gezogen, wegen der Krone werden wir gegeneinander antreten. Werde ich siegen, dann werde ich sie behalten. Werdet ihr Fürsten Simund als euren König akzeptieren, sollte er siegen?«

Simund war bereit, gerüstet, und trat auf den Platz. »Werdet Ihr siegen«, sagte er an Hartried gewandt, »dann gebe ich meinen Anspruch auf die Krone auf. Werde ich siegen, dann gebt Ihr Euren Anspruch auf sie auf. Der Wille der Fürsten und die Stimme der Freien werden nicht übergangen. Um mehr geht es zunächst nicht. Alles andere ergibt sich von selbst.«

Hartried nickte. »So soll es sein.«

»Ist der König nicht unverwundbar?«, rief ein Freier dazwischen.

»Das tut nichts zur Sache«, antwortete Hartried.

Während Gunlaug vortrat, hatten sie einen Moment einander zu mustern. Vom früheren Jähzorn war so gut wie nichts geblieben. Nicht mit Wut blickte der König auf ihn, sondern ruhig und gefasst. Seine Haltung war gestrafft, doch nicht aggressiv, würdevoll, doch nicht herablassend. Simund gab sich Mühe, denselben Eindruck zu vermitteln. Er hob die Keule wie zum Wink, und Hartried hob die Hand und spreizte die Finger. Dazwischen war kein Ring zu

erkennen.

Simund staunte. War der Zwergenring zerstört? Und damit Hartrieds geheime Fähigkeit, gegen so gut wie jedes Material unverwundbar zu sein? Simund lächelte und schüttelte den Kopf. Es änderte nichts an der Wahl seiner Waffe.

Gunlaug trat zwischen sie, gefolgt von Aziles, der mehrere Schilde und darauf Schwerter trug. Laut sprach er zur Menge: »Dieses Duell findet unter dem wachsamen Auge der Götter und allen voran Cherus selbst statt. Es ist ein Kampf bis aufs erste Blut, bis zum Tod oder bis einer der Kämpfer aufgibt. Wird einem der Schild zerschmettert, steht ein zweiter zur Verfügung. Nach dem dritten Schild muss der Kämpfer ohne auskommen. Eine zweite und dritte Klinge stehen ebenfalls bereit. Alles andere besorgen die Götter. Die Freien mögen den Kampf einläuten.«

Auf der freien Fläche des Things, umringt von den Wäldern Merows und den vielen Freien und Fürsten, warteten sie auf den Beginn des Kampfes. Hinter Hartried erhob sich der große Findling, der diesen Platz als einen besonderen Ort auszeichnete und ihn somit für das Thing bestimmte. Ein kühler Herbstwind ließ die Blätter rascheln und das braungoldene Laub fliegen. Die Götter lächelten auf sie herab, nur Fryda und Hedwinna, die neben dem großen Stein standen, machten ein bedrücktes Gesicht.

Die Freien läuteten mit einem Schlag auf ihre Schilde den Kampf ein.

Alle Zweifel waren aus Simund wie weggewischt. Er führte den ersten Schlag aus. Hartried hatte es kommen sehen, machte einen Satz nach hinten und wehrte die Keule mit dem Schild ab. Schon war ein Stück der oberen Kante abgesplittert; die Freien stießen einen kurzen, überraschten Ruf aus.

Hartried führte einen kurzen Speer, was wohl seine bevorzugte Waffe war. Der Schaft war dick und wohl gefertigt, das Metall an der Spitze schimmerte silbern. Simund würde Schwierigkeiten haben, den Speer mit seiner Keule zu zerschlagen. Seine Speerstöße kamen gezielt und in schneller Abfolge, doch Simunds Schild war breit und er wusste ihn wohl einzusetzen. Der jüngere Sohn des Cherus machte sich klein, verbarg sich hinter dem Schild, während er über die Kante spähte und mit kurzen Sätzen den Abstand verringerte.

Dem schnelleren Simund hatte Hartried seinen sicheren Stand und den kräftigen Schlag mit dem Schild entgegensetzen. Das zwergengeschmiedete Metall von Simunds Schild war unempfindlich gegen Stiche und Schnitte, doch die Wucht ließ ihn dennoch taumeln und zur Seite ausweichen. Gleichzeitig stieß der Speer zu, die Spitze blitzte in Simunds Augenwinkeln auf.

Seiner jugendlichen Kraft widerstand der König mit all seiner Erfahrung und Standhaftigkeit. Simund versuchte es mit weiteren ungestümen Angriffen mit seiner Keule, die ihrem Namen nicht gerecht wurde. Hartried schaffte es bei jedem Streich, den Schild so zu wenden und zu drehen, dass Schildbrecher sich nicht richtig daran festbeißen und tiefe Löcher schlagen konnte. Währenddessen bedrängte er Simund mit schnellen Speerstößen, auf dass er selbst bald einen Schritt zurückgehen und seine Strategie überdenken musste.

Simund brauchte nichts zu überstürzen. Hartried nutzte den Vorteil nicht aus, um in den Angriff überzugehen. War sein Arm nicht verletzt? War es statthaft, sich diese Schwäche zunutze zu machen? Mochten die Götter entscheiden.

Hartried hielt den Schaft nah an der Schildkante und damit seinen Arm dicht an seinem Körper. Vielleicht tat er das, weil das weite Ausholen ihm Schmerzen bereitete?

Simund sprang auf ihn zu. Wie erwartet, hielt Hartried seine Waffe niedrig und direkt an seinem Schild. Als er nach ihm stoßen wollte, schlug Simund mit der Keule zu, traf den Schaft und ließ ihn an der Kante des Schildes zersplittern. Die Freien staunten hörbar, als die Speerspitze über den Thing-Platz flog.

»Wie ich sehe, ist Holz nicht mein Freund«, sagte Hartried und warf den Speer weg. Er zog sein Schwert.

Was hatte Simund gewonnen? Den Jubel der Freien, den Ausgleich in Sachen Reichweite, den ersten kleinen Sieg. Er atmete tief ein, die kühle Herbstluft gab ihm Kraft. War das schon alles, was der König zu bieten hatte?

Simunds Knochen erzitterten, als er den Schlag des Königs abwehrte. Selbst durch das leichte Metall seines zwergengeschmiedeten Schilds hindurch spürte er Hartrieds Kraft. Für einen Moment, der sich viel zu lange anfühlte, war er in die

Defensive gezwungen. Die Schwertspitze blitzte hier und dort auf, züngelte geschickt um die Schildkante herum, nur um dann mit Wucht darauf niederzufahren.

Er hätte einen Satz nach hinten machen können, Abstand gewinnen und sich wieder fassen. Simund war flinker als Hartried und würde nicht so schnell die Ausdauer verlieren. Die Jugend sollte es möglich machen. Doch etwas stemmte sich dagegen an, so sehr er sich gegen diese Hiebe stemmte. Simund drückte nach vorne, jeden einzelnen Hieb in seinen Knochen und Adern spürend, und bald prallte sein Schild gegen das von Hartried. Sie schoben sich gegenseitig, die Fersen gruben sich in den Boden, die Schultern fühlten den Druck des anderen. Über die Kante blickten sie sich an; Simund hatte erwartet, dort das bärtige Gesicht des Königs voller Grimm zu sehen, mit blutunterlaufenen Augen, die Zähne gefletscht und die Nüstern aufgebläht. Stattdessen blickte er in den Inbegriff der Gelassenheit und Ruhe. Er erschrak und wäre beinahe nach hinten gestürzt, während der Hieb des Königs ihm folgte.

Ein Raunen ging durch die Menge der Freien und der Fürsten. Konnten sie seinen Ausdruck erkennen? Wussten sie, was in ihm vor ging?

Simund brauchte einen Moment, um sich zu fassen und den Anblick zu verarbeiten. Das Blut schoss ihm durch den Kopf und erschwerte das Denken. Doch worüber musste er nachdenken? Es hatte sich nichts geändert. Gab sich Hartried nicht gerade die Blöße?

Hartried setzte sogleich nach und ließ die nächste Abfolge von Angriffen auf ihn herabschmettern. Diesmal manövrierte Simund seinen Schild so, dass er die Schwertklinge dabei zu fassen bekam. Gleichzeitig schwang er die Keule mit all der verfügbaren Kraft von einer Seite zur anderen.

Hartried blockte den Angriff ab, doch die Wucht schmetterte sein eigenes Schild in sein Gesicht. Die Kante traf zwischen Nase und Oberlippe, ließ seinen Kopf in den Nacken schnellen und einige Schritte nach hinten wanken.

Dem alten Hartried hätte dieser Hieb nichts anhaben können, denn auch er trug einen von Zwergen geschmiedeten Schild aus Metall, überraschend leicht und widerstandsfähig. Doch nun rann Blut auf seine Oberlippe und zwischen seinen Fingern, mit denen er

die Wunde berührte. Er schüttelte seine Überraschung ab und hielt die Hand hoch.

»Es ist zu Ende, das ist mein Blut!«

Es war ein Aufschrei, einem Aufruhr gleich, der die Freien ergriff. Hartried, der Sohn des Cherus, der als unverwundbar galt, blutete aus einer einfachen Wunde im Gesicht. Sie konnten es nicht fassen und verlangten nach einem Beweis. Der König holte ein Tuch hervor, wischte sich damit die getroffene Stelle ab und zeigte den weißen Stoff. Der rote Sprenkel darauf war deutlich zu erkennen.

Ein Tumult brach aus, eine Welt stürzte in sich zusammen. Was war nur geschehen? War die Göttlichkeit aus der Haut des Königs gefahren? Hatte Cherus ihn verlassen? Einige von ihnen wollten es gesehen haben, wie Speere, Pfeile, Beile, Schwerter und allerhand andere Waffen und Geschosse an ihm abgeprallt waren. Es war für sie unmöglich gewesen, dass er überhaupt bluten konnte.

»Der Kampf ist beendet«, rief Gunlaug aus. »Das erste Blut ist geflossen. Simund hat den Kampf für sich entschieden.«

»Doch was ist mit dem König?«, war aus der Menge zu hören. »Wie ist das möglich?«

»Der Kampf mit dem Dämon hat mich geschwächt!«, rief Hartried aus. »Es war ein Ringen, das über bloße Körperkraft hinausging: die mir innewohnende Göttlichkeit gegen das dunkle Wesen des Wolfs. Während des Kampfes spürte ich, wie mich meine alte Kraft verließ und das Göttliche aus mir floss wie das Blut aus einer Wunde. Schon damals hatte ich Verletzungen davongetragen. Andernfalls hätte ich diesem Zweikampf nicht zugestimmt. Wie sonst hätte Simund darauf hoffen können zu gewinnen? Es wäre nicht gerecht gewesen, vor allem nicht unter dem wachsamen Auge von Cherus.«

Simund wusste, das war gelogen. Dennoch war er gerührt, und die Freien umso mehr. Sie hatten einen Moment gebraucht, um seine Rede zu verstehen (der fortgeschrittene Einfluss des Biers mochte nicht geholfen haben), dann brachen sie in Jubel aus.

Simund war an Hartried herantreten und reichte ihm die Hand. »Ihr habt Euch entschlossen, die Lüge bis zum Ende zu leben?«

Hartried ergriff sie. »Solange Ihr nichts dagegen habt. Der Ruhm des Cherus-Geschlechts soll ewig fortdauern. Das war mein Ziel. Doch nun liegt es an Euch, König Simund.«

Kapitel 67, Simund

Die Armlehnen des Throns der Merowa liefen in fein geschnitzten Vögeln aus, während hinter der Rückenlehne die Sprossen eines Hirschgeweihs nach dem Himmel griffen. Auf Schilden trugen mehrere Recken den Thron unter dem Jubel der Freien herbei. Die Ordnung des Things war aufgebrochen, die Freien waren auf den Platz gestürmt und hoben nun Simund hoch. Unsicher fand er auf den Schilden Halt, unschlüssig suchte er seine Schwester, Rodried, Hedda und Piasus in der Menge. Sie standen fernab, Hedda winkte ihm zu.

Das weiche, rote Kissen auf dem Thron machte es ihm nicht leichter, so einladend sich der Stoff auch präsentierte. »Simund!«, riefen sie und hoben die Krüge in die Luft. »Cherus!«, skandierten die anderen, als forderten sie seinen göttlichen Vater auf, das Schauspiel aus dem Himmel zu beobachten. Die Schildträger schwankten, die Menge stieß gegen sie und Simund musste in die Hocke gehen. Unwürdig hätte es ausgesehen, wäre er so den Thron hochgeklettert. So wartete er, bis die Schildträger sich beruhigt hatten, stand langsam auf und legte die Hand auf einen der hölzernen Vögel. Das Hirschgeweih wirkte drohender, größer als der Thron selbst. Simund drehte sich um, den Rücken zur Lehne gewandt. Da war die Menge still und er starrte in ihre gespannten Gesichter. Die einzige Möglichkeit, diese Spannung zu lösen, lag darin, ihnen nachzugeben. Und er setzte sich.

Selbst wenn die Götter taub gewesen wären, das Getöse und die Lobpreisungen der Freien und Fürsten wären laut genug gewesen, um trotzdem an ihre Ohren zu dringen. »Simund, unser König!«, riefen sie aus. Das Bier schwappte in Fülle aus den geschwenkten Bechern. Die Freien tanzten auf der Stelle, sie bissen auf ihre Schilde vor Freude und reckten die Waffen in die Luft. Simund blickte auf einen Wald aus blitzenden Speerspitzen und Schwertklingen, unter denen ihre Gesichter fast gänzlich verschwanden.

Eines fehlte noch: das Diadem. Ein Geschenk der Zwerge an Hartried zur Krönung, hieß es. Nun sollte es sein Haupt zieren. Die Freien reichten es durch und hielten es ihm entgegen. Simund musste

sich weit herunterbeugen, um es greifen zu können.

Das Metall schimmerte silbern, als er es hochhielt. Was würde geschehen, würde er es aufsetzen? Irgendwie fürchtete er sich davor. Doch das verlangten sie von ihm.

Sobald das Metall auf seiner Stirn ruhte, veränderte sich seine Sicht. Sie ging weiter, über die Klingen der Freien hinweg, tiefer in den Wald hinein. Seine Augen schmerzten, sein Schädel pochte. Simund hob den Kopf und sah stattdessen ein unendliches Blau und einen hellen Schein dahinter.

Er riss das Diadem vom Kopf und erhob sich. »Es reicht!«, rief er aus, sehr zur Verwunderung aller Thing-Teilnehmer.

Die plötzliche Bewegung ließ ihn schwindelnd zurück. Er musste sich am Thron abstützen.

»Merowa, Freie und Fürsten!«, hob er an. »Es ehrt mich, dass Ihr mich so bereitwillig als Euren König akzeptiert. Als meine erste Amtshandlung lehne ich diesen Thron, diese Krone und die Herrschaft über unser Volk ab!«

Verstörtes Schweigen, die Waffen senkten sich. Fragende Rufe durchbrachen die Stille.

»Nie war es mein Ziel, König der Merowa zu werden«, fuhr Simund fort. »Ich habe meinen Zweikampf gewonnen, die alte Rechnung zwischen meiner Familie und Hartried ist damit beglichen. Mehr Blut muss nicht fließen. Diese Sache ist beendet, nun soll ein Neuanfang folgen!«

Simund glaubte, die Worte drangen zumindest zu einigen von ihnen durch. Doch das war nicht genug. »Eben noch habt Ihr gejubelt. Vor einigen Monaten hatten viele von Euch gegen mich und meine Verbündeten gekämpft. Glaubt Ihr wirklich, dass mit meiner Herrschaft Frieden herrschen wird? Dass nicht ein erneuter Machtkampf dieses Land wieder entzweireißen könnte? Was, wenn noch ein Cherus-Sohn auftaucht und seinen Anspruch geltend macht? Wie viele Kriege wollen wir nur allein deswegen führen? Nein, ich werde meine kurzlebige Macht als König dafür nutzen, um genau dort anzufangen, wo Cherus aufgehört hatte. Wir werden einen neuen König wählen, und es wird nicht Hartried sein, der durch die Niederlage im Zweikampf seinen Anspruch verloren hat. Und ich werde es auch nicht sein, der diesen Anspruch ebenfalls

aufgibt. Denn als freier Mann bin ich dazu befugt. Oder will mir einer das Gesetz zeigen, das mir das verbietet?«

Es gab keine Widerworte.

»Das ist ein Thing!«, rief eine Stimme. Die Freien machten ihm Platz und Simund erkannte ihn: Juried, Fürst von Ebermark. »Wir sind hierhergekommen, um abzustimmen. Vielleicht wollen die Merowa Euch als König haben? Respektiert den Willen der Freien und stellt Eure eigenen Bedürfnisse nicht über Merow!«

Dafür erhielt er zustimmende Rufe.

»Ihr könnt mich nicht dazu zwingen, Euer König zu sein«, hielt Simund dagegen. »Vielleicht nennt Ihr mich weiterhin König, vielleicht übergibt Ihr mir Männer und Land, Rechte und Pflichten. Doch kann ich mich weigern, meine Aufgaben als König auszuführen. Was haben die Merowa dann gewonnen?«

»Frieden!«, rief ein Freier dazwischen. Dafür erntete er Lacher und Missmut gleichermaßen.

Simund ließ nicht locker. »Erinnert Euch an Cherus' letzte Tat, nachdem er die Untoten besiegt hatte. Er ließ Doderried, seinen engsten sterblichen Freund, zum neuen König wählen. Keinen seiner Söhne oder Töchter, obwohl zwei von ihnen selbst an der Schlacht teilgenommen hatten. Hartried und Gunlaug können davon berichten. Er wollte Merow den Menschen überlassen, die er so sehr geliebt hatte. Die er beschützte und die er unterrichtete. Und ich will seinem Beispiel folgen und meinen eigenen Weg gehen.«

Simund hatte wahr gesprochen, die Worte kamen aus den Tiefen seiner Seele. Das musste auf die Freien und Fürsten überspringen, so hoffte er. Noch immer sah er einige zaudernde Gesichter und fragende Blicke, denen er mit Ernst begegnete.

Vielleicht brauchte es einen letzten Schubser, der den Stein ins Rollen brachte: »Doch eines kann ich Euch versichern: Cherus' Keule wird Merow nie verlassen und auch ich, Hartried, Hedda, Melinde, Gunlaug, ja selbst der junge Gartmund werden Euch in der Zeit der Not immer beistehen, solange wir leben. Und das Cherus-Geschlecht wird weiterhin Helden und Edle zur Welt bringen, die Euch stolz machen werden und jedem Bösen mutig die Stirn bieten.«

Und damit hatte er sie. Der Jubel wirkte wie ein Befreiungsschlag, ein Knoten, der sich endlich löste. Die Schildträger ließen ihn

herunter und er befand sich mitten unter ihnen; nicht als König, sondern als freier Merowa. Sie fassten seine Schultern, prosteten ihm zu, gaben ihm die Hand. Er wollte nur durch sie hindurch, zu Melinde, Hedda, Rodried und den anderen, damit die Dinge ihren Lauf nehmen konnten.

Seine Gefährten waren wie eine kleine Insel der Ruhe inmitten der grölenden und jubelnden Freien. Melinde nahm ihn in den Arm, er spürte ihre Tränen an seinem Hals. Auch ihm floss eine Träne über die Wange. War es zu Ende? Hatten sie endlich Frieden?

Es dauerte eine ganze Weile, bis die Freien sich beruhigt hatten und den Thing-Platz räumten. Übrig blieben Hartried mit Gunlaug an seiner Seite. Der Besiegte, der Vergessene. Simund hatte ihn tatsächlich vergessen. Es schien, als hätte er den Thing-Platz nie verlassen. Einer musste ihm schließlich das Diadem abgenommen haben. Hartried wirkte aber nicht verloren und geschlagen, abgesehen von seiner Wunde zwischen Nase und Mund. Er sog das Blut wiederholt mit einem Tuch auf, konnte aber frei reden. Es war beachtenswert, wie er trotz alledem seine Würde behielt.

»Ich mag nicht mehr König sein«, sagte er, »doch jemand muss das Königs-Thing leiten. Sind die Freien damit einverstanden, dass ich es fortführe, bis wir einen neuen König gewählt haben?«

Sie klopfen sich auf die Schilde und bestätigten damit den Vorschlag.

Der Fürst von Eulenwacht schob seine Freien zur Seite und stellte sich vor sie. »Wir hatten keine Gelegenheit gehabt, über einen Kandidaten nachzudenken! So eine Entscheidung braucht Zeit und muss wohlüberlegt sein. Schließlich soll der König für viele Jahre an der Seite der Fürsten stehen. Zudem hat niemand hier sich auf diese Aufgabe vorbereitet! Was, wenn wir einen Fürsten wählen, der davon vollkommen überfordert ist und das Land in den Ruin treibt?«

»Das sind wahre Worte«, sagte Hartried. »Dennoch ist es so gekommen, wie es nun einmal ist. Und Merow ist jetzt in dieser Notsituation. Wir brauchen zumindest jemanden, der das Thing leitet und zu dem die Freien und Fürsten aufblicken können.«

»Darf ich einen Vorschlag machen?« Es war Forkmanns Stimme, die laut und kräftig erklang. Der Bär von einem Mann überragte seine Freien, er musste gar nicht nach vorne treten.

Hartried maß ihn lange, dann ging sein Blick in Simunds Richtung. Vermutete er etwas?

»Nur zu«, sagte er schließlich.

»Ich schlage Rodried vor, den jungen Fürsten von Spatensturz. Er soll König der Merowa werden.«

Simund stockte für einen Moment der Atem. Er schaute zu Rodried rüber, der ebenso überrascht dreinblickte und dabei diesen dümmlichen Ausdruck annahm. Dann wischte er ihn sich vom Gesicht, seine Haltung straffte sich und mit gefasstem Ernst trat er vor die raunenden Freien.

»Ich nehme den Vorschlag an und stelle mich zur Wahl.«

Die Freien und Fürsten nahmen das unterschiedlich auf, von jubelnd bis unschlüssig, ablehnend und miteinander diskutierend.

Rodried nahm einen kräftigen Schluck aus seinem Becher und warf ihn anschließend vor sich. »Wer will es mir streitig machen? Welcher König?« Dabei starrte er Hartried angriffslustig an.

»Ich mag kein König mehr sein«, erwiderte Hartried. »Doch bin ich trotzdem Fürst. Meine Stimme habt Ihr nicht, denn ich fürchte um mein Leben und um die Sicherheit meiner Familie.«

»Ich bin kein Mörder«, erwiderte Rodried. »Doch bei Cherus, dieses Königs-Thing wird über Euch Gericht sprechen.«

»So wird das nichts«, sagte Piasus.

»Simund ...«, bat ihn Melinde.

Irgendetwas musste er tun. Simund schob sich durch die Recken von Spatensturz und an Rodrieds Seite. Er hielt ihm die Keule von Cherus hin. Es war eine spontane Entscheidung.

»Schwöre auf die Keule«, sagte er ihm. »Schwöre, das Königs-Thing soll gerecht über ihn urteilen. Und seiner Familie soll nichts geschehen.«

Rodried sah ihn fassungslos an. Mit verschränkten Armen wollte er etwas sagen, doch die Worte blieben ihm im Halse stecken.

»Schwöre«, setzte Simund nach. »Es ist dein gutes Recht, Wiedergutmachung zu fordern. Doch aus Gewalt darf nicht mehr Gewalt erwachsen, die nur den nächsten blutigen Kreislauf in Gang setzt. Im Namen des Cherus, der gerecht und weise urteilte, schwöre auf die Keule. Und wenn du schwörst, dann wird die Keule bei dir bleiben. Sie gehört dann dir und allen zukünftigen Königen von

Merow.«

Rodried legte die kindlich-trotzige Haltung ab und blickte nachdenklich auf die Keule. Er schüttelte den Kopf.

»Du bist so stur wie deine Schwester.« Er legte die Hand auf die Keule und hob die andere feierlich. Laut sprach er: »Ich schwöre bei Cherus' heiliger Keule und seinem Geschlecht, gerecht zu urteilen und Hartrieds Familie kein Leid anzutun! So wahr ich König werde!«

Simund überreichte ihm die Keule. Der Jubel der Freien war ihnen gewiss. Über das Geschrei und die Segenssprüche entbrannte jedoch ein Wortgefecht zwischen den Fürsten.

»Er ist zu jung!«

»Er wird viele Jahre lang herrschen!«

»Rodried zeigte sich als fähiger Anführer im letzten Krieg und er verfügt über magische Kräfte!«

»Er kennt die Mykerios!«, mischte sich auch Forkmann ein. »Er ist ihnen aber nicht untertan, sondern hat sich immer sein Merowa-Wesen behalten. Er hat unsere Sache würdig bei ihnen vertreten, gleichzeitig pflegt er gute Kontakte in den Süden.«

Auch Wardrun steuerte etwas dazu bei: »Zusammen mit den beiden Cherus-Töchtern hat er mich und Sartur aus den Fängen der Dämonen befreit! Er hat mir die Stirn geboten und uns vor ihrem Einfluss gerettet!«

So stritten sie eine Weile miteinander, ein Einwand folgte dem nächsten, ein Argument prallte auf ein anderes, und immer wieder ging es um seine Stellung, sein Alter, seine Verdienste, seine Erfahrung oder seinen angeblichen Mangel daran. Für und Wider hielten sich im Gleichgewicht und bald stimmten auch die Freien mit ein, bejahten oder verneinten das ein oder andere.

Währenddessen ging Hartried auf sie zu, gefolgt von Gunlaug. Der König sah müde aus, als er vor sie trat, müde und als hätte er abgeschlossen. Das hatten auch die Freien und Fürsten bemerkt und verstummen.

Hartried und Rodried sprachen leise miteinander.

»Es gibt keine Entschuldigung für das, was ich im Jähzorn begangen habe«, sagte Hartried. »Doch ich werde nicht um Vergebung betteln. Lasst mir dieses letzte bisschen Würde. Bekräftigt mir nur noch einmal, meiner Familie kein Leid anzutun. Ich bin

bereits geschlagen, was mit mir geschieht, ist mir egal.«

Rodried kämpfte sichtlich mit seiner Wut. Riesenkräfte musste er aufbringen, um sie zusammen mit seiner Trauer um den getöteten Vater niederzuringen. Die Keule hob er, doch nicht zum Schlag, sondern damit alle sie sehen konnten.

»Bei Cherus, macht es mir nicht noch schwerer! Wenn das hier vorbei ist, dann will ich Euch nur einmal pro Jahr auf genau diesem Königs-Thing wiedersehen!«

»Das soll mir reichen«, sagte Hartried und wandte sich an die Freien.

»Ich, als Fürst von Wolfsmarter, stimme für Rodried!«

Dann drehte er sich um und ging über den Thing-Platz. Gunlaug nickte Rodried und Simund noch einmal anerkennend zu und folgte ihm dann.

Das hatte die Freien in eine Schockstarre versetzt. Auch die Fürsten brauchten einen Moment, um sich zu fassen und das Geschehene zu durchdringen.

»Meine Entscheidung kennt ihr«, rief Forkmann. »Wer will Rodried die Königswürde streitig machen? Er hält bereits die Cherus-Keule in der Hand.«

Wardrun gab seine Stimme zu seinen Gunsten ab, dann weitere Fürsten, die auf seiner Seite gegen Hartried gekämpft hatten. Es folgte der erste der dem König wohlgesonnenen Fürsten. Anschließend stimmte Fryda für ihn, die Fürstin von Bärenschlucht, nachdem der ehemalige König an ihre Seite getreten war. Schon bald befanden sich die Gegenstimmen in der Unterzahl. »König Rodried«, diese Wörter hingen plötzlich in der Luft. Zunächst nur ein leises Wispern, dann ein sich stetig fortpflanzendes Gemurmel.

»König Rodried!« Hunderte Kehlen sprachen plötzlich diese Worte, lauter, bis auch die Götter sie hören mussten. Sie rollten Fässer heran, die Becher und Krüge füllten sich, während sie »Rodried, unser König!« zwischen den Schlucken skandierten und einen nach dem anderen leerten.

Hedda schob sich, mit Melinde an der Hand, durch die Menge. Die beiden umarmten ihn stürmisch. »Halt!«, rief er noch aus, die kräftigen Arme der Cherus-Tochter fürchtend.

Doch Hedda hielt sich zurück, vor allem da Melinde zwischen

ihnen eingeklemmt war. Und zusammen lachten sie.

Piasus und Barutz traten neben Simund.

»Hast du auch das Richtige getan?«, fragte der Mykerios. »Die Waffe wird dir nicht fehlen? War ein nützliches Ding.«

»Sprich auf einem geweihten Thing-Platz nicht so von der Cherus-Keule«, rügte Simund. »Hier ist sie besser aufgehoben. Hier in Merow soll sie bleiben.«

»Was ist nur geschehen?«, fragte Barutz. »Auf einmal ging alles so schnell.«

»Die Dinge sind günstig zusammengefallen.« Simund zuckte mit den Schultern. »Nenn es Schicksal. Was war auf dieser langen Reise nicht vorherbestimmt? Was war eingetreten, wie die Visionen es vorhergesagt hatten? Und was war hinter einem dichten Nebel verschleiert? Ich finde, ich habe richtig gehandelt. Sollen die Götter über mich richten.«

Epilog

Das Königs-Thing dauerte eine Woche, in der sich die Merowa und ihre Fürsten so einig waren wie seit Cherus' Zeiten nicht mehr. Auch hinsichtlich der Gerechtigkeit machten sie den Stammvater des Reiches stolz: Hartried musste eine beträchtliche Summe als Wergeld zahlen, doch er, seine Familie und das daran gebundene Fürstentum blieben verschont. Manche behaupteten, der von ihm geraubte Zwergenschatz ging damit in das Fürstentum Spatzensturz über. Auf Vorschlag von Simund nutzte der junge König Rodried das Vermögen jedoch nicht, um sich damit selbst zu bereichern. Stattdessen kaufte er mit dem Gold und Silber bei den Händlern der Mykerios ein und versorgte die Fürstentümer, die unter dem Winter am meisten leiden mussten.

Über Sartur und Wardrun sprachen sie ebenfalls Gericht. Sartur wurde nicht verbannt, stattdessen verrichtete er fortan heiligen Dienst unter den Feuerpriestern. Er rasierte sich den Schädel, legte den Stab beiseite und atmete seitdem die Asche der heiligen Feuer ein. Ebenso richteten sie über Wardrun, der zudem sein Fürstentum aufgeben musste. Sie verteilten sein Land, seinen Besitz und seine Männer unter sich auf. Wardrun war seitdem ein Freier und lebte auf seinem eigenen Grund und Boden, doch nicht als Fürst.

Den Rest des Things verbrachten sie mit der Organisation der gegenseitigen Hilfe. Bis in die Nächte hinein diskutierten sie, wo es an was mangelte und wer Vorräte zu erübrigen hatte. Auch die Gefahr im Osten und die der Nekromanten hatten sie nicht vergessen und sich geschworen, die Allianz mit den Steppen-Elfen und den Zwergen zu stärken. Am Ende gingen die Fürsten und Freien zuversichtlich auseinander, das Schlimmste schultern zu können.

Simund ließ seine Keule zurück, dafür beschenkten sie ihn reich. Von Rodried bekam er nicht nur einen prachtvollen Schlachthirsch, sondern auch einen Teil von Hartrieds Schatz. Goldene Gürtel, Ringe und Spangen, auch Geschmeide für seine Frau und sein erhofftes Kind, befanden sich darunter. Ein zwergengeschmiedetes Schwert bekam er ebenfalls und komplementierte sein bewährtes Schild. Er

musste die Fürsten bitten, ihm keine Geschenke mehr zu überreichen, denn er fürchtete, zu schwer beladen zu reisen oder überfallen zu werden. Piasus und Barutz beschenkten sie ebenfalls.

All das Silber und Gold konnten nicht über die Tränen hinweghelfen, die er beim Abschied vergoss. Seine Schwester, Hedda und Rodried sparten ebenfalls nicht damit. Sie konnten sich nur versprechen, Briefe auszutauschen und sich alle paar Jahre wiederzusehen. Doch die Entfernung zwischen ihnen war groß und ihre Pflichten waren andere. Allerdings, so vertrösteten sie sich, würde Rodried viel herumreisen müssen und wäre daher ab und zu in der Nähe der Goldsee-Städte.

In Akleion erwartete Simund eine schwangere Kadeira. Sie gebar ihm einen Sohn und sie nannten ihn Menenias, wie Simund es ihr versprochen hatte. Mit dem Ruhm und Reichtum aus der Heimat konnten Simund und seine Gattin sich ein Leben außerhalb von Daedlus' Anwesen aufbauen. Er wurde sogar ein Mitglied des Rats, auch wenn ihm der Makel des nördlichen Barbaren bis zum Ende seines Lebens anhaftete. Davon blieb ihm weniger als den anderen Cherus-Kindern. Simund alterte schnell und früh. Er fühlte eine Kälte und Leere, die ihn an den schmerzhaften Griff des Nekromanten erinnerte, den er in Akleion besiegt hatte. Es war nichtsdestoweniger ein erfülltes und schönes Leben in Akleion. Zudem hatte er mehr als einmal die Gelegenheit ergriffen, nach Merow zu reisen, den Duft des Waldes einzusaugen, über seine Sträucher und Wurzeln zu reiten und Rodried, Melinde und Hedda zu besuchen. Er starb im Alter von 48 Jahren. Sie bauten ihm kein Mausoleum, wie es Brauch bei den wohlhabenden Mykerios war, sondern verbrannten ihn auf einem Scheiterhaufen und pflanzten an der Stelle eine Buche aus Merow. Kadeira folgte ihm drei Jahre später ins Feuer. Auch sie hatte den kalten Hauch des Todes früh gespürt.

Die Vision des Orakels sollte sich mit seinem Sohn Menenias erfüllen. Er sollte in den Süden und in die Heimat der Mykerios reisen, wo er und seine Nachkommen ihre eigenen Abenteuer erleben würden.

Hartried verbrachte den Rest seiner Tage als Fürst, nicht als König. Seine Taten hatten ihm so viel Respekt eingebracht, dass seine

Niederlage gegen Simund sie nicht schmälern konnte. Wenn ein Fürst ihn dennoch wegen des Verlusts der Krone reizte, dann entflammte in ihm wieder die alte Wut und sein Gegenüber gab schnell nach. Einer jedoch trieb es so weit, dass Hartried ihn im Zweikampf erschlug.

Seine Ambitionen in seinen letzten Tagen beschränkten sich auf Gartmund und seine Familie. Er verwaltete sein Fürstentum zusammen mit seiner Frau Hedwinna für viele Jahre gut, bis Gartmund es übernahm. Hartried wurde später von vielen Merowa, die aus dieser Gegend stammten, wie ein Gott verehrt. Er sollte durch einen Hinterhalt sterben, den Tiuz ihm gelegt hatte, um sich wegen des zerstörten Rings zu rächen.

Gartmund selbst sollte es tatsächlich zum König schaffen. Er hatte die besten Eigenschaften von Hedwinna und Hartried geerbt und auch viele gute Ratschläge von Gunlaug bekommen, hieß es. Er umgab sich mit treuen Freunden und weisen Beratern, die sein väterliches Temperament zu zügeln wussten. Eine lange Herrschaft blieb ihm allerdings nicht vergönnt. Er starb früh, aber heldenhaft im Kampf gegen die erneut einfallenden Orks.

Melinde und Rodried heirateten nicht lange nach Simunds Abreise. Sie war nicht nur eine verständige Fürstin, sondern auch eine weithin geachtete Seherin. Die Visionen der Götter kamen nur noch selten über sie, was alle für ein gutes Zeichen deuteten. Dennoch kamen die Merowa häufig an ihren Hof und fragten sie, ob die Götter ihnen etwas zu sagen hatten. Sollte Melinde keine Visionen haben, dann waren es zumindest einige gute Ratschläge.

Sie wuchs mit ihren Aufgaben, nicht nur als Fürstin, sondern auch als Königin. So verwaltete sie den Haushalt eines ganzen Reiches und war häufig an Rodrieds Seite, wenn er sich mit den Fürsten traf. Zumeist blieb sie still und ließ ihre unergründlichen Augen auf den Wortführer ruhen. Ihre Anwesenheit hatte einen förderlichen Einfluss auf alle Beteiligten. Sie beruhigte die Gemüter und ließ auch aufmüpfige Fürsten respektvoll mit Rodried sprechen. Wenn sie den Mund öffnete, dann verstummten alle, denn ihre Worte hatten Gewicht.

Gemeinsam mit Rodried hatten sie drei Kinder: zwei Töchter und

einen Sohn. Melinde war froh, dass keines ihre trüben Augen geerbt hatte – oder die Gabe, von den Göttern Visionen zu empfangen. Solche Fähigkeiten hatte Merow nicht mehr nötig, sagte sie sich.

Piasus verbrachte seine Tage in Akleion an der Seite von Daedlus, Simund und seiner ihn anbetenden Arathea. Ihm hing der Ruf eines Schürzenjägers nach, dem Arathea vehement widersprach. Nie würde er ihr untreu sein, beteuerte sie.

Auch Piasus bekleidete eine Position im Rat und hielt sich mit allerlei Geschäften über Wasser. Zwar hatte ihn Daedlus reich belohnt, doch entwickelte er einen Hang für Luxus und die guten Dinge im Leben. So beschäftigte er sich bis ins hohe Alter mit dem Handel, der auf dem Goldsee mehr als je zuvor florierte.

Dabei machte er einen gewichtigen Fehler: Aus Stolz und um zu prahlen, schrieb er an seine Familie im Süden. Die Sippe folgte sofort und nistete sich auf seine Kosten bei ihm ein. Piasus bezahlte ihnen ein eigenes Haus, damit er seine Ruhe hatte.

Von Hedda sprach er gelegentlich, immer mit einer Spur von Wehmut in der Stimme. Allerdings nie in der Nähe seiner Frau. Simund begleitete er allerdings nicht mehr auf seinen Reisen in den Norden. Er und Arathea wurden auf dem Friedhof der Wohlhabenden in ihrem gemeinsamen Mausoleum begraben. Sie hatten zwei Kinder.

Gunlaug blieb Hartried und Hedwinna bis zum Ende treu ergeben, verbrachte allerdings viel Zeit als Reisender. So besuchte er gelegentlich die Saumya auf diplomatischer Mission, und pflegte die Beziehungen zum Shakya-Stamm und Aziles. Da Hartried auf das Amt eines Fürsten herabgesunken war, war auch Gunlaugs Schwertarm im Dienste des Königs nicht mehr gefragt. Das Reisen war ihm ebenfalls lieber gewesen als das Kämpfen. Er überlebte seinen Halbbruder um ein Jahrzehnt. Seine letzten Tage verbrachte er als Verwalter an Gartmunds Hof, als Berater und als Lehrer in allerlei Belangen. Seine besonnene und freundliche Art war bis zu seinem Ende stets gefragt. Als Gunlaug den Tod nahen glaubte, begann er seine letzte Reise gen Westen, zum Meer. Nach Brega-Art wurde sein Leichnam der See übergeben.

Hedda hatte zunächst Schwierigkeiten, sich mit ihrem Schiff und der Besatzung zu treffen. Bald sollte sie lernen, woran das lag: Der einäugige Bharmund hatte in ihrer Abwesenheit gegen sie gemeutert und das Schiff übernommen. Wie sie das Schiff aufspürte und Bharmund besiegte, um ihre Mannschaft wiederzugewinnen, das war eine Geschichte für sich.

Ihr Leben nahm fortan seine gewohnten Bahnen an. Sie befuhr das Westmeer, handelte mit den verschiedensten Völkern, jagte die Ungeheuer des Meeres und mehrte ihren Ruhm. Weitere Schiffe schlossen sich ihr an und bildeten gemeinsam eine Flotte unter ihrem Befehl. Ihre Reisen unterbrach sie mit gelegentlichen Besuchen des Fürstentums Spatzensturz.

Heddas Mut und Kraft waren der Stoff für viele Heldengeschichten der Brega und inspirierten Generationen von jungen Seefahrern. Nach ihrem Tod im hohen Alter wurde sie auf ihre Dodnar gelegt, welches ihre Mannschaft auf hoher See in Brand steckte. Die Überreste des Schiffs, ihre liebsten Schätze und ihr Leib sanken gemeinsam auf den Meeresgrund.

Der junge König Rodried machte sich dank seiner offenen Art und seiner Berater gut. Große Herausforderungen hatte seine Herrschaft nicht zu überstehen, abgesehen von dem Hungerwinter, der seiner Krönung folgte. Die Cherus-Keule leistete ihm gute Dienste gegen die später wiederholt eindringenden Orks, doch gegen die Menschen des Südens ruhte sie. Er umgab sich mit verständigen Beratern und überließ ihnen viele Aufgaben. Es zeigte sich, dass seine größte Stärke im Kriegshandwerk lag, für das er ein großes Interesse zeigte, aber keine ihm gewachsenen Ziele fand. Doch war er kein Kriegstreiber und fing keinen Streit mit seinen friedlichen Nachbarn und Verbündeten an.

So wandte er sich seinen zwei Töchtern und seinem Sohn zu und wurde ein geliebter Familienvater und Ehemann. Seine Kinder sollten das Fürstentum Spatzensturz stolz machen und seinen Ruhm mehren. Er starb im hohen Alter und umgeben von geliebten Menschen. Melinde folgte ihm einige Monate darauf.

Der Zwerg Barutz begleitete Piasus dabei, die Belohnung der Zwerge für die Befreiung von Tiuz einzufordern, bevor er nach Akleion zurückkehrte. Anschließend arbeitete er für Ithuldes Sippe und lebte in ihrem Hort, bis er auf eigene Faust das Unterreich der Zwerge erkundete und hier und da neue Auftraggeber fand. Oder er drängte sich ihnen als Abklopfer auf. Gerne erzählte er von seinen Abenteuern bei den Merowa und war deshalb ein beliebter Gast in den Zwergenhorten. Eines Tages zog er in die Unterwelt der Zwerge auf und wurde anschließend nie mehr gesehen.

Der Steppen-Elf Aziles kehrte mit einem bemerkenswerten Lied von seinem Großen Ausritt zurück. Der Gesang wurde über den Shakya-Stamm hinaus bekannt. So mancher Elf zweifelte die Begebenheiten darin an, so abenteuerlich waren sie. Doch als Gunlaug zu den Saumya reiste und alles darin Gesungene bestätigte, vergrößerte sich der Ruhm der Shakya und von Aziles. Er heiratete seine ihm versprochene Braut und später noch vier weitere. Den Merowa war er ein treuer Verbündeter, immer bereit, den Orks eine Plage zu sein und dem Zaumzeug seines Greifens ihre Köpfe anzuhängen. Nach dem Tod von Rajuvala übernahmen seine Brüder die Führung über den Stamm und schlossen ihn aus. Das erzürnte ihn sehr und sein feuriges Temperament ging mit ihm durch. Er tötete zwei von ihnen und herrschte anschließend für knapp fünfzig Jahre über die Shakya, bis einer ihrer Söhne sich an ihm rächte. Diese Begebenheit wurde seinem Lied hinzugefügt und machte es noch berühmter.

